



Fest. d. d. -
Von. p. t. d. d. -

F. Epiph.

N. 1 p. Epiph.

N. 2 p. Epiph.

N. 3 p. Epiph.

N. 4 p. Epiph.

N. 5 p. Epiph.

N. 6 p. Epiph.

Fam. Epiph.

N. d. Epiph.

N. d. Epiph.

N. d. Epiph.

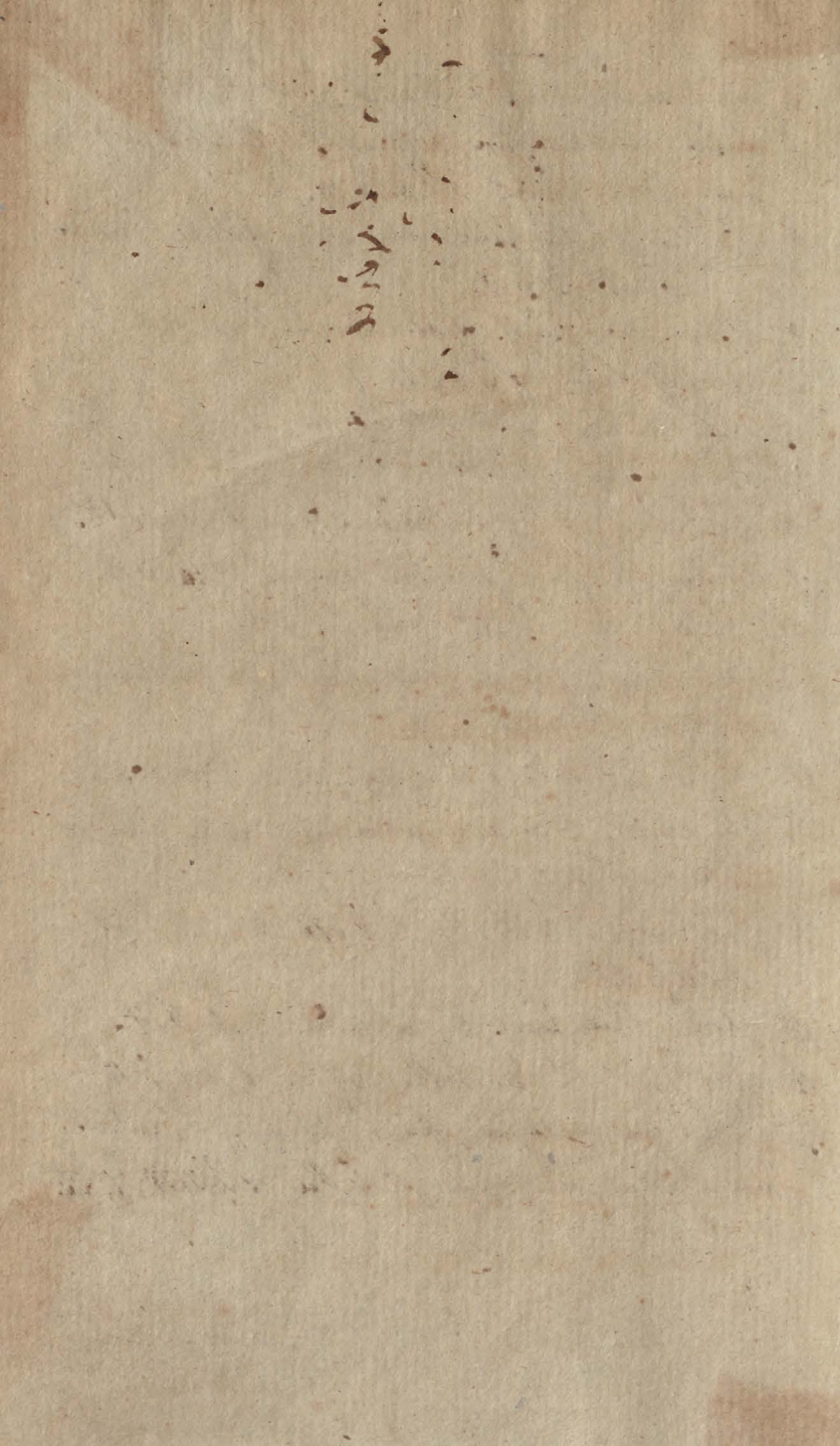
N. d. Epiph.

N. d. Epiph.

N. d. Epiph.

N. d. Epiph.

Zu haben bei Ferdinand
Troschel, Buchhändler in
Danzig, wohnhaft an der Hei-
ligengeist- und Scharmacher-
gassen-Ecke, ohnweit dem Glo-
ckenthor.



Zweite Postille

von

4.3

E. F. Sintenis,

Konsistorialrath und Pastor zu St. Trinitatis zu Zerbst.



~~Erster Theil.~~

Leipzig, bei Gerhard Fleischer, dem Jüngeren.

1799.

Specimen of ...

1888



4261

92.469



Specimen of ...

L

Das Gemälde des Lebens.

Am Neujahrstage.

Heber 1. Kor. 7. B. 31.

Das Wesen dieser Welt vergehet.

Das Comité des Gelehrten

der Universität

zu Bonn

hat beschlossen

Meine Brüder. Ein langes Leben war der älteste Segenswunsch, welchen Menschen für sich selbst und für ihre Freunde hatten; es war sogar die höchste unter allen Verheißungen, welche Moses den Rechtschaffenen unter seinem Volke gab. „Wie alt bist du?“ — fragte Pharao dem Greis Jakob. Jakob antwortete jammernnd — „hundert und dreißig Jahre; wenig ist die Zeit meines Lebens und langet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt.“ Was dünkt uns zu dieser Klage? Wollte Jemand die Bemerkung dabei machen, daß man in ienen ältesten Zeiten den Werth des Lebens darum so hoch angefekt habe, weil man noch keine Fortdauer im Tode geahndet: so würden Andere wieder dagegen erinnern, daß der Glaube hieran den Werth des Lebens keineswegs verringere, sondern vielmehr noch erhöhe. Erscheint nicht, würden diese fragen, wenn ein zweites Leben uns noch bevorsteht, das gegenwärtige sofort als die Zeit der Vorübungen in Weisheit und Tugend für uns? Ist es aber nicht besser, viel Zeit, als wenig Zeit, zu diesen Vorübungen zu haben? Mus also nicht ein langes Leben noch heute auch der höchste Wunsch des aufgeklärtesten Christen sein?

Auf der andern Seite finden wir jedoch auch wieder, daß selbst Jakobs Väter, die länger, als er, lebten, und die er deshalb für glücklicher hielt, am En-

be als Lebensfart geschildert werden; wir finden, daß sogar Jakob selbst klagte, daß die Zeit seines Lebens nicht nur wenig, sondern auch böß sei; ja, wir finden Gemälde des Lebens bei der Vorwelt, deren Anblick uns beinahe alle Lust zu leben verleiden möchte. „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und, wenns hoch kommt, so finds achtzig Jahre; und — wenns köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen.“ „Es ist Alles eitel, Alles ganz eitel. Was hat der Mensch von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonnen? Nichts, als alle seine Lebtag Schmerzen mit Grämen und Leid, so, daß auch sein Herz des Nachts nicht ruhet.“ Doch, dis sind noch anmuthige Gemälde gegen ienes, welches Hiob aufstellt. „Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen, und das Leben den Betrübten? Die des Todes warten und kommt nicht, und grüben ihn wohl aus der Erde; die sich fast freuen, und sind frölich, wenn sie das Grab bekommen. Warum bin ich nicht gleich umkommen, da ich geboren war? Warum hat man mich auf den Schos gesetzt und gesäugt? So läge ich doch nun und wäre still, schliese und hätte Ruhe. Dasselbst müssen doch aufhören die Gottlosen mit toben; daselbst ruhen doch, die viel Mühe gehabt haben; da haben doch Friede die Gefangenen und hören nicht mehr die Stimme ihres Drängers.“ Wie? müste nicht nach solchen Schilderungen des Lebens das kürzeste Leben vielmehr der höchste Wunsch des Menschen sein; als ein langes Leben?

Wir wollen aber aus dem, was wir bis jetzt gehört haben, bloß den Schluß machen, m. Br., daß es mit der ältesten Vorwelt schon so gewesen sei, wie mit uns. Auch heute noch fallen die Urtheile über den Werth des Lebens äußerst verschieden aus, und ein und derselbe Mensch urtheilt oft zu verschiedenen Zeiten verschieden darüber. Wenn dann nun auch Jeder darüber wohl zu entschuldigen ist, daß er von seinen besondern Grundsätzen und Lagen dabei ausgehe: so sollten wir doch mit dem lauten Urtheile öfter an uns halten; wir sollten öfter Verdacht auf uns selbst schöpfen, ob wir das Leben auch richtig beurtheilten, und nie sollten wir auf den Einfall kommen, Andere zur Unterschrift unseres Urtheils zwingen zu wollen. Wenn der Auserstglückliche das Leben öffentlich schildert, wie muß dem Auserstunglücklichen dabei zu Muth werden? Und, wenn der Auserstunglückliche es zu schätzen anfängt, was sagen wir Alle dazu? Beide thäten doch wirklich besser — sie schwiegen. Ebenso, wenn der Jüngling sein Lebenswonnelied dem Greise vorsingt, wie schüttelt dieser sein Haupt dazu; und wenn der Greis sein Lebensammerlied ächzt, wie spottet seiner der Jüngling darob! Der Mann in der Mitte des Lebens ruft ihnen zu — ihr singet Beide nicht recht. Auf gleiche Weise empört den christlichen Weisen sowohl der Materialist, der auf dieses Leben sein Alles setzt, als der Schwärmer, den der Glaube an ein künftiges Leben zum Erdhasser verschraubt hat, und unwillig wendet er sich von Beiden weg.

So viel aber ist gewis und springt aus allen Betrachtungen, die wir über dis irdische Leben nur anstellen mögen, heraus, daß selbiges in der That nur Wenig wäre, wenn wir es nicht als eine Vorübung in Weisheit und Tugend zu einem künftigen höheren Leben betrachten könnten. Lasset uns nur jetzt der Wahrheit gemäs ein Gemälde davon aufstellen; so werden wir von diesem Glauben noch mehr durchdrungen werden. Welcher Tag könnte schicklicher hierzu sein, als der heutige?

Die Vergangenheit ist — Traum, die Gegenwart — Drang, die Zukunft — Nebel. Dis ist das Gemälde des Lebens. Haben wir uns nur erst davon überzeugt, daß es richtig und treffend sei, so wird es auch bald die rechten Eindrücke auf uns machen, und kommt zulezt der Glaube an die Ewigkeit dazu, so wollen wir es von neuem mit verklärten Augen ansehen. — —

Die Vergangenheit ist Traum. — Auch die wichtigsten Ereignisse unseres Lebens sind uns nur dann voll- und ganz wichtig, wenn sie geschehen und da sind. Sie sind uns dis durch die Einflüsse, welche sie auf uns oder auf Andere, die uns nicht unbedeutende Menschen sind, haben. So ists mit Freude und mit Leid. Hören ihre Einflüsse auf, oder gewöhnen wir uns mit der Zeit an diese, so verliehren sie nach und nach ihre volle Wichtigkeit für uns. Es folgen neue Ereignisse auf sie; diese machen neue Eindrücke auf uns, und die neuen Eindrücke verdrängen die alten, oder löschen sie gar aus. Gegenwärtige Dinge reizen uns
mehr

mehr und beschäftigen uns mehr; denn sie drängen sich uns durch die Empfindung auf. Je Mehr Zeit dann vergeht, je entfernter uns die alten vergangenen Ereignisse werden, desto Mehr Neues ist unterdessen vorgefallen, desto mehr erliegen die älteren Eindrücke unter der Uebermenge der neueren. Es kommt dazu, daß sich die Personen um uns her verändern. Die vorigen, welche durch ihren Anblick oder Umgang das Andenken an vorige Begebenheiten in uns zurückriefen, sind nicht mehr, und so fehlt es uns an fremder Erinnerung an diese. Wenn dann Alle weg sind, mit denen wir sonst lebten, wenn eine ganz neue Welt um uns her ist; so erwachen wir zuweilen wie aus einem tiefen Schlafe und erinnern uns auf einige Augenblicke kaum dunkel an die wichtigsten Begebenheiten unseres früheren Lebens. Ja, auch die stärksten Eindrücke verlöschen wohl mit der Zeit von selbst oder werden doch immer dunkler und dunkler. Es geht uns dann damit, wie mit einem Orte, von dem wir wegreisen. Unweit davon, wenn wir uns umwenden, haben wir ihn noch vollkommen im Gesichte; je weiter wir reisen und je öfter wir uns umwenden, desto unvollkommener wird uns sein Anblick; bald sehen wir nur noch die Thürme davon; endlich verliehrt er sich ganz für unser Auge. Macht doch in diesen Augenblicken selbst die Probe davon, m. Br., und erinnert euch einmahl vorsätzlich an die früheren wichtigsten Begebenheiten eures Lebens. Wählet dazu die, welche euch ehemals in Entzücken und in Entsetzen setzten. Wie lange haben Viele von euch vielleicht gar nicht an sie gedacht!

Wie seid ihr Alle wenigstens bei dem Gedanken an sie jetzt ruhiger und gleichgültiger! Denket an Menschen zurück, von denen ihr nun fast so lange getrennt seid, als ihr mit ihnen verbunden waret; ist euch die ganze mit ihnen gehabte Verbindung jetzt nicht wirklich wie eine gehabte Erscheinung? Kommt euch die gesamte Dauer dieser Verbindung jetzt nicht wie ein Tag vor, den ihr mit ihnen verlebt hättet? Ach, laffet es uns Alle nur gestehen — die Vergangenheit ist Traum!

Die Gegenwart ist Drang. — Es ist wahr, daß uns gegenwärtige Dinge mehr reizen und beschäftigen, als vergangene; wir bilden es uns aber nur ein, daß sie unser ganzes Herz ausfüllten und uns volle Genüge leisteten. Unstätigkeit, unzuleugnende Unstätigkeit blickt dabei überall an uns hervor. Haben wir jetzt einen Wunsch, so drängt uns seine Erfüllung; haben wir Wunschese Erfüllung, so drängt uns wieder ein neuer Wunsch. Kein Mensch ist ohne Wunsch, oder der Vollkommenheitstrieb müste ihn ganz verlassen haben, welches doch nicht möglich ist, so lange er noch Gebrauch seiner Vernunft hat; kein Mensch wird aber auch eher zufrieden, bis er seinen sehnlichen Wunsch erfüllt sieht. Kaum ist dieser aber erfüllt, so entsteht aus der Erfüllung selbst ein fernerer Wunsch, oder es ereignen sich Umstände, die einen solchen veranlassen. Sind wir jetzt in Arbeit, so drängen wir uns nach Ruhe; sind wir in Ruhe, so drängen wir uns wieder nach Arbeit. Fertig wollen wir sein, wenn wir Geschäfte betreiben, und, je mühsamer diese sind, desto lieblicher winkt uns das Vollbrachte.

brachthaben zu. Sind sie dann vollbracht, so wird uns der Müßiggang zur Last; wir können nicht unthätig sein und verwickeln uns in neue Geschäfte, um uns aus diesen auch wieder herauszuwickeln. Sehet doch nur unsere Gewerbsleute an, die die Märkte beziehen. Sie schicken sich, wenn sie zu Markte sind, an, zu rechter Zeit wieder nach Hause zu kommen, und sind sie dann wieder zu Hause, so schicken sie sich an, zu rechter Zeit wieder den nächsten Markt zu besuchen. Sehet unsere Weltumsegler an. Sie schiffen um die Erde, um in die Heimat glücklich zurückzukehren; und sind sie zurückgekehrt, so machen sie sich wieder auf, die Erde zu umschiffen, und umschiffen diese wieder, um glücklich in die Heimat zurückzukehren. Sind wir jetzt in der Einsamkeit, so drängen wir uns zur Gesellschaft; sind wir in der Gesellschaft, so drängen wir uns wieder zur Einsamkeit. Es ist unmöglich, daß wir, wenn wir lange nicht Menschen gesprochen, nicht ein sehnliches Verlangen darnach hegen sollten; es ist aber auch unmöglich, daß wir, wenn wir lange mit Menschen gesprochen, nicht wieder allein sein und mit uns selbst sprechen wollten. Sind wir in Leid, ach, wie drängen wir uns da zur Freude! Weg mit dem Leide wieder — dis ist doch wohl unser allgemeines Begehren. Und, sind wir in der Freude, so drängt sich das Leid uns wieder zu; denn es entsteht und muß entstehen aus der Freude, weil alle Güter des Lebens, welche die Quellen unserer Freude sind, verliederbar sind. So ist überall die Gegenwart, so sehr sie uns auch festzuhalten scheint, doch nichts, als Drang.

Und

Und — die Zukunft ist Nebel. — Nie können wir diese mit Gewisheit für uns bestimmen, und wenn wir noch so vorsichtig zu Werke gehen und dabei die erfahrensten Beobachter des menschlichen Lebens sind. Unsere eigenen Handlungen sogar können wir in ihren Folgen nicht berechnen; denn wir sind nicht eine Welt selbst, sondern wir leben in einer Welt. Das erste Gesetz, nach dem wir rechnen, täuscht uns oft gleich. Aus einerlei Ursachen entstehen einerlei Wirkungen; ja, aber nur unter denselben Umständen, und wenn nichts dazwischen kommt, welches seine Wirkungen darunter mischt, oder gar die Wirkungen unserer Handlungen vereitelt. Was vollends andere Menschen vorhaben, wissen wir nicht. Vielleicht arbeiten sie schon muthwillig unsern Absichten entgegen; vielleicht müssen sie ihrer selbst wegen und unschuldig ihnen entgegenarbeiten. Wir können uns nicht darüber belehren; die Zeit allein belehrt uns darüber. Oft nimmt sogar das Schicksal Anderer eine unerwartete Wendung, und so wendet sich unser eigenes Geschick ebenso unerwartet zugleich. Unser Glück ist heute vielleicht im vollen Aufblühen, weil wir die kraftvollsten Unterstüzer fanden; morgen werden diese außer Stand gesetzt, ihre uns gethanen Zusagen weiter zu erfüllen, und unser Glück welkt wie eine Blüthe dahin. Ein angesehenener Freund beschützt uns jetzt gegen unsere Feinde; sein Ansehen wird aber im Kurzen fallen, und dann machen sich seine Feinde mit den unsrigen zugleich gegen uns auf. Was endlich gar die Natur in und außer uns thun werde, können wir ganz und gar nicht berech-

berechnen. Unsere heutige Gesundheit bürgt nicht mit Zuverlässigkeit für unsere morgende; wir tragen vielleicht den Krankheitsstof schon mit uns umher, ohne es zu wissen, und es bedarf nur noch, um ihn zu entwickeln, eines letzten äußerlichen Reizes, der zufälligerweise zwischen heute und morgen erfolgt. Die Fülle unserer Lebenskraft ist ebensowenig ein untrüglicher Maßstab bei Vorausbestimmung unserer Dauer; mancher Schwächliche, der seinen Tod in jedem Frühlinge und Herbste erwartet, bringt es zu einem hohen Alter, wenn der stärkste Mann durch eine epidemische Krankheit in der Mitte des Lebens zu Boden gerissen wird. Unsicherheit für uns auf allen Seiten bereiten uns sogar die Elemente selbst, denen wir unser Sein und Fortsein zu danken haben. Ob sie morgen nicht schon aus dem Gleichgewichte, in welchem sie jetzt stehen, in Kampf und Streit mit einander übergehen werden, oder wie lange der Kampf, in dem sie schon begriffen sind, dauern und was er für uns beizu wirken werde — wer sagt uns dis? So tappen wir überall wie in einem dicken Nebel umher und sehen das Nächste, was kommt, nur erst dann, wenn es dicht vor uns ist, und sehen es dann nur erst, wie es wirklich ist, wenn es da ist. Diese Ungewisheit und Verborgtheit der Zukunft versetzt uns in ein immerwährendes Schweben zwischen Furcht und Hoffnung. Wir gewöhnen uns zwar allmählich hieran; aber auch der Weiseste bringt es nicht dahin, daß er nicht zuweilen darüber das Gleichgewicht seines Herzens verlohre. Betrachtet jetzt euren gesamtten Zustand von allen Seiten, m. Br.; von keiner einzi-

einzigem derselben wisset ihr, ob sie morgen noch dieselbe sein werde. Es ist vielmehr möglich, daß sie Alle verändert sein können; ja, es ist möglich, daß gar kein irdischer Zustand für euch mehr sein werde. —

Dis ist das wahre Gemälde des Lebens. Die Vergangenheit ist Traum, die Gegenwart Drang, die Zukunft Nebel. O stehet vor diesem Gemälde nicht nur still, m. Br., und betrachtet es, sondern laßet es auch die rechten Eindrücke auf euch machen! Wenn es uns auch nicht gefiele — das Leben ist nun einmahl so, und wir würden es mit aller unserer Unzufriedenheit darüber nicht ändern. Der Weise findet sich darein. Warum, ruft er den Nismuthigen zu, überspannetet ihr die Begriffe von Schätzung des Lebens so sehr, daß ihr nun, wie aus Verzweiflung, wenn man es euch richtig zeichnet, gar keinen Werth mehr daran finden wollet? Ich zeichnete es mir von iehet so, wie es ist, und so behält es für mich auch den Werth, den es wirklich hat, und meine Seelenstimmung darüber ist nun die richtigste. — —

Ist die Vergangenheit Traum, so las sie Traum sein. Sei zufrieden, daß sie dahin ist. Wünsche nicht, daß du sie noch einmahl leben könntest; es ist dis nicht nur ein nicht zu erfüllender Wunsch, sondern wenn du sie auch noch einmahl leben könntest, so wäre sie am Ende doch wieder derselbe Traum. Sprich nicht — nun sollte es anders gehen, nun wollte ich da anders handeln und dort anders handeln — hättest du denn, wenn du wieder anfingest zu leben, die Erfahrungen, welche du ietzt nach einem langen Leben hast, daß sie
dir

die etwa Wegweiserinnen sein könnten, oder müsstest du sie nicht auch erst wieder sammeln? Würde dein Leben also irgend einen andern Gang nehmen, als den es wirklich genommen hat? Du hast, wie alle Menschen, Freude und Leid gehabt. Für die erstere sei dankbar; sie ergögte dein Herz, als du sie genossenst, und, genossenst du sie menschlich, so darfst du dich ihrer noch nicht schämen. Daß das letztere aber vorüber sei — wie? darüber könntest du seufzen?

Ist die Gegenwart Drang, so las sie Drang sein. Nimm sie dann aber auch nicht zu sehr zu Herzen. Erfülle deine Pflichten in ihr; übrigens sieh sie im Geiste auch schon wieder vorübergegangen, und betrachte sie jetzt schon darauf, wie sie auch bald wieder Traum für dich sein werde. Dis, dis ist die allvernünftigste Denkart für so ein vergänglichendes Wesen, wie du bist. Wie du die Vergangenheit nicht zurückerufen kannst, so kannst du auch die Gegenwart nicht festhalten. Unter den Händen gleitet sie dir davon, und mit ihr auch zugleich die jedesmahlige Beschaffenheit deines Zustandes. Gehts dir also in ihr wohl, so genies; vergis aber ia nicht im Genusse, daß dieser dein angenehmer Zustand vorübergehend sei. Schiebe deshalb auch den Genuss nicht auf, sondern ergreif ihn als einen Flüchtling und stärke dich an seiner Seite zur nächsten bevorstehenden üblen Lage. Gehts dir böse, so wirst du freilich nicht gefragt, ob du das Böse empfinden wollest; du mußt es empfinden. Sieh diesen unangenehmen Zustand aber auch als vorübergehend an; dulde, was du kannst, und, je grösser dein Leiden

den ist, desto Mehr versprich dir auch von dem blossen Uebergange schon zur nächsten Freude.

Ist die Zukunft Nebel, so las sie Nebel sein. Im dichten Nebel sieht man nun einmahl auch nähere Gegenstände falsch, und entferntere gar nicht. Was du also von der Zukunft siehest, oder vielmehr nur zu sehen glaubst, darauf rechne nicht mit Gewisheit. Hoffe nichts gewis; fürchte nichts gewis. Du kannst ia nicht einmahl sehen, ob dich dein Weg an das, was du zu erblicken meinst, hinführe; vielleicht wendet er sich dicht vor selbigem. Und, wenn du wirklich darauf zu gehen must, so wirst du es doch, wenn du daran bist, viel kleiner finden, als du es vorher erblicktest. Was du aber gar nicht von der Zukunft siehest, das verlange auch nicht einmahl zu sehen. Der Nebel selbst, der es deinen Blicken entzieht, sollte wohlthätig für dich sein. Ist es etwas Gutes, so freue dich, daß es dich überraschen soll. Durch die Ueberraschung wird ein kleines Gut zu einem grossen Gute; das grössste Gut aber wird zum kleinen, wenn man es lange vorher sieht, es lange vorher genießt und durch langen Vorhergenus sich gleichgültig dagegen macht, wenn es wirklich da ist. Steht dir aber Böses bevor, so segne dein Schicksal, daß du noch in Unwissenheit darüber lebst. Es ist ia genug, daß du überhaupt in der Freude schon Wechsel befürchten must; willst du denn den Wechsel auch recht bestimmt und so, als wenn du ihn schon empfändest, wissen, um dem künftigen Bösen auch schon Gewalt über deine Gegenwart einzuräumen

und

und dir das Gute, das du ietzt noch hast und genießen kannst, auch sogar noch zu verbittern?

Dis, m. Br., sind die richtigen Eindrücke, welche das richtigentworfene Gemälde des Lebens auf uns machen mus. Sie bringen sich auch in der That uns auf, und wir mögen uns wenden, wie wir wollen, wir müssen uns ihnen überlassen. Würden wir uns aber nicht selbst täuschen, wenn wir uns für wahrhaftig zufrieden mit ihnen hielten? Immerhin habe die Vernunft noch so viel Ehre davon, wenn wir uns unter die Beschaffenheit schmiegen, welche unserem Leben nun einmahl gegeben ward; das Herz weigert sich, an iener Ehre Theil zu nehmen, und findet diese Beschaffenheit zu dürstig. Darum, ach darum ward uns der Glaube gegeben, daß das so beschaffene Leben die Grundlage zu einem ewigen Dasein sei, und daß wir uns während desselben in Weisheit und Tugend zu höheren Welten nur vorüber sollten. Nun, nun komme es blos darauf an, daß wir es hierzu anwenden; so steigt sein Werth in derselben Masse, in welcher er erst sank, und wir betrachten dasselbe Gemälde davon mit völliger Zufriedenheit, dessen Aublick vorher so niederschlagend für uns zu sein schien. Kommet und lasset uns ietzt auch diese Erfahrung noch machen; dis heiße dann — das Gemälde des Lebens mit verklärten Augen ansehen.

Die Vergangenheit ist Traum, ja; haben wir sie aber edel verlebt und für unsern unsterblichen Geist benützt, so ist sie uns ein holder Traum. Was liegt uns daran, daß wir das Ganze davon, wie in weiter



Entfernung, nur undeutlich übersehen, und daß viel einzelne Ereignisse uns ganz entfallen sind? Die Einsichten, welche wir darin erlangten, sind uns zurückgeblieben; die guten Gesinnungen, welche wir uns darin erwarben, sind noch unser Eigenthum. Auf beiden bauen wir einst noch glücklicher fort, und so besitzen wir den eigentlichen Segen aller Ereignisse Ewigkeiten lang. Dieser Besitz wird uns kein Traum, sondern unaufhörliche Wirklichkeit, mit dem vollkommensten Bewußtsein begleitet, sein. Ob wir alsdann auf jedes besondere Schicksal, worin wir die Einsichten und Gesinnungen erhielten, noch mit Fingern zurückweisen können, oder nicht; genug, wir haben sie, und so wohl uns! Manches ausgezeichnete Schicksal wird jedoch uns nicht nur unvergeslich bleiben, sondern sein Angedenken wird auch auf das lebhafteste in uns wieder aufgefrischt werden, wenn wir einst den uns hier dunkelgewesenen Zusammenhang desselben mit unserer künftigen Bestimmung auf das deutlichste einsehen werden. Ebenso wird auch manche edle Handlung, die wir ausübten, uns wieder vorkommen, als übten wir sie erst aus, wenn die, welche wir durch sie segneten, uns wieder umgeben und uns dankbar an sie erinnern. Und so mag es auch sein, daß der gehabte Umgang mit den uns liebsten Menschen jetzt nach langer Trennung von ihnen uns wie eine gehabte bloße Erscheinung sei; eine Wiederverbindung mit ihnen erfolgt, die beständiger sein wird. Umschweben uns also jetzt ihre Bilder kaum noch als die schwächsten Schatten — was kümmert uns dis? Sie selbst werden einst wieder vor uns

uns und mit uns sein, und so haben wir Mehr, als das lebhafteste Bild von ihnen, das wir am Tage nach ihrem Begräbnisse hatten, und das noch dazu, so oft wir es erneuerten, unsere Seelen nur mit Wehmut erfüllte. Herrlich aber wird uns zu Muthe sein, wenn in den Gefilden des Lebens und der Seligkeit alle erduldete Leiden, ja der Tod selbst, uns als ein blosser Erdentraum vorkommen werden, und wir werden gewis die Vergänglichkeit als eine gute Seite preisen, welche das irdische Leben hatte. Glück zu also, daß die Vergangenheit Traum ist!

Die Gegenwart ist Drang, ja; suchen wir nur aber auch in ihr noch weiser und besser zu werden, so können wir das Gleichgewicht unseres Herzens, wenn sie es auch erschütterte, doch bald wiederherstellen. Aller Wechsel unserer Lagen und Umstände soll zur Ausbildung unseres Geistes und Herzens dienen; je höher diese steigt, desto grösser ist einst unser Glück gleich beim Eintritte in die höhere Welt. Wenn wir also nur nicht thörichten Wechsel mit unsern Trieben selbst treiben, ihr eigener natürlicher gehört ausdrücklich zur Erziehungswelt; und, wenn wir nur nicht traurigen Wechsel unserer Lagen selbst veranstalten, der, welchen das Schicksal veranstaltet, ist höhere Weisheit und Güte für uns. Wir sollen nicht einen unser ursprünglichen Triebe blos vervollkommen, sondern alle diese Triebe; wir sollen nicht auf einer Seite nur ein gutes Gemüth erlangen, sondern auf allen Seiten. Wie eingeschränkt an Kopf und Herz erscheinen offenbar diejenigen, welche die Pflanzenruhe lieben,

und deren Leben ein immerwährendes Einerlei ist! Der vernünftige Rastlose, der Mann, den sein Geschick aus einer Lage in die andere wirft, zeichnet sich auf das vortheilhafteste vor ihnen aus. Er hat Neigung und Kraft zu allen Arten des Guten; er lernt gebieten und gehorchen, er ist wohlthätig und dankbar, er übt Freundestreue und Feindesliebe aus u. s. w. O so sei die Gegenwart immerhin Drang; je stärker ihr Drang, desto mehr Gelegenheit und Reiz, uns für jene Welt vorzubilden. Daß wir ihn hierzu benutzen, dis ist die Sache. Gefiele es uns etwa besser, alle unsere unschuldigen Triebe zugleich zu befriedigen, so sollen wir bedenken, daß ein solches Gleichgewicht von Glückseligkeit erst in den Zustand unserer Vollendung gehöre, den wir jetzt nur zu erringen streben sollen; und hätten wir zwar nichts gegen den Wechsel unserer Lagen einzuwenden, sobald nur ein Glück mit dem andern, nicht aber Glück mit Unglück, abwechselte, so sollen wir ebenfals erwägen, daß wir nicht wissen, was wir bitten. Weisheit und Tugend, wenn sie erst ausgebildet sind, werden in iener Art von Wechsel wohl zunehmen; ausgebildet aber mögen sie nur in dieser werden.

Die Zukunft endlich ist Nebel, ja; ist aber dis Leben nur das Vorübungsleben zu unserer höheren geistigen und sittlichen Bestimmung, so mußte seine Zukunft so ungewis und dunkel für uns sein, als sie ist. Welch ein Nachsinnen hin und her entsteht dadurch in jeder Angelegenheit von Wichtigkeit für uns, und wie üben wir dadurch unsere Denkräfte! Wenn wir uns auch oft über den Ausgang und über die Dinge, die

da kommen sollen, verrechnen, das schadet nicht; wir lernen dadurch immer noch vorsichtiger rechnen. Welch eine Thätigkeit wird bei uns erregt! Eben dadurch, daß für die Folgezeit noch nichts ausgemacht ist, kommen wir auf den Gedanken, Alles selbst mitausmachen zu helfen, und bieten alle unsere Kräfte auf, es gut auszumachen. Nicht nur, daß wir klug hierdurch handeln, weil die Beschaffenheit unserer Zukunft oft vom Gebrauche und Nichtgebrauche unserer Kräfte abhängt; sondern auch unsere fruchtlosesten Bemühungen sind doch am Ende eine uns ewigsegnende Uebung unserer Thätigkeit gewesen. Und — wie fesselt uns unsere Verlegenheit über bevorstehende nahe und ferne Verbindungen der Umstände an Gott, den Regierer der Welt! Wenn wir dann finden, daß all unser Nachsinnen uns oft täuschte, und daß alle unsere Thätigkeit oft zu schwach war, daß Vieles anders kommt, als wir meinten und strebten: wie fallen wir in jene höheren Hände, die wir, wenn wir sie auch nicht sehen, doch wirken sehen! Zwar hängt dann oft auch wieder ein Schleier über den göttlichen Absichten dabei; wenn dann aber die spätere Zukunft endlich auch diesen Schleier wegzieht, wie wird dann Gott unser Alles in Allem! Und — in dieser Seelenstimmung sollen wir eben in jene Welt eintreten. Immerhin sei also auch die Zukunft Nebel; sind wir nur ihrentwegen mit Nachdenken thätig für uns, so können wir ihr getrost entgegengehen. Eine höhere Aufsicht leitet uns und wird uns glücklich zum erhabenen Ziele bringen. Dann wird eine stärkere Sonne den Nebel überwältigen; der

Vorhang wird aufgezo-gen werden, und es wird völlig erscheinen, was wir sein sollen. Eine vollkommene Natur au-ßer uns wird den Gebrauch unserer Kräfte mehr begünstigen; die in Gesellschaft lebenden Menschen werden einander nicht mehr so entgegenwünschen und entgegenwirken; und so werden wir den Erfolg unserer Handlungen sicherer berechnen können. — —

Nun, m. Br., mit solchen verklärten Augen wollen wir dann auch heute das aufgestellte Gemälde des Lebens ansehen. Ja, ja, wenn über den Tod hin weiter nichts wäre, so wäre in der That nur Wenig für uns; das Wesen dieser Welt vergeht — aber nun, das Leben als Vorübung in Weisheit und Tugend zur Ewigkeit betrachtet, wie werden uns alle seine scheinbaren Mängel die wohlgelegtesten Grundlagen zu unserer künftigen Vollkommenheit! Ach, laßt es uns doch nun recht dazu benutzen! Freudig mögen wir dann auf die Vergangenheit zurück, und getrost in die Zukunft hin, blicken. Jahr, das du dahin bist, mache es nun immerhin auch, wie alle deine Vorgänger, und werde bald Traum für uns, wie sie! Haben uns deine Ereignisse weiser und besser gemacht, so ist durch deinen Bergang nichts verlohren für uns, sondern dein Ertrag, dein Segen ruhet Ewigkeiten lang auf uns. Jahr, das du kommst, schwebe immerhin, wie alle deine Nachfolger, im Nebel und Dunkel vor uns! Gehen wir dir nur mit dem Vorsage entgegen, durch alle deine Ereignisse noch weiser und besser zu werden, so können wir dich mit der Zu-

ver-

versicht antreten, daß Gott den Gang der Dinge auch in dir zu unserem Heile leiten werden. Diesen Vorsatz, m. Br., diesen Vorsatz lasset uns heute auf das heiligste fassen und dann das ganze Jahr hindurch mit unverbrüchlicher Treue erfüllen! Was sorgen wir alsdann der Zukunft wegen? Freilich, wir können in diesem Jahre Alles verlieren; wir können aber auch Alles behalten. Wie der Ewige will — sein Wille geschehe! Jeder äußerliche Verlust soll innerer Gewinn für uns werden, und das Beste, was wir haben, unsere Weisheit, unsere Tugend und unsere Lieben, retten wir ja aus allen Trümmern der Zeit. So segnet heute Alles ein, was ihr habet! Segnet die Euirigen ein! Segnet euch selbst ein! Keiner von uns weis heute, am ersten Tage, was hinter dem Vorhange des Jahres für uns verborgen sei; am letzten Tage werden wir es Alle wissen. Getrost geht der Gläubige seinen Weg durch das eitle Leben fort; denn er harret bei Weisheit und Tugend auf die Hülfe des Herrn und hat die Welt seiner Vollendung vor Augen, zu der er hier blos erzogen wird. Gehen in diese seine Lieben nach einander ein, so nennt er sie blos früher selig, als sich, und weis, daß sie dort nicht vergeblich auf ihn warten. Erfolgt sein eigener Uebergang, so feiert er ihn mit Freuden; denn er tritt durch den Verlas einer Welt, deren Wesen vergeht, in ein unvergängliches Wesen ein. — —

Allvater, deine ewige Weisheit und Güte walten auch in diesem Jahre über uns und über die ganze Menschheit. Wie dich deine Schöpfung verherrlicht,

so verherrlicht dich auch deine Regierung. Vor unserm Eintritte in deine Erdenwelt haben dich schon die dagewesenen Geschlechter gepriesen, und nach unserm Weggange aus ihr werden dich die kommenden Geschlechter noch preisen. Wer wären wir, wenn wir nicht heute in der Hofnung auf dich den höchsten Neujahrstrost sänden? So belebe du uns selbst mit Freudigkeit und mit Muth gegen die Zukunft dieses Jahres und gegen alle unsere noch übrigen Zukünfte! Ach, werden wir nur durch alle kommenden Ereignisse noch immer weiser und besser — du, du führst gewis am Ende Alles herrlich hinaus. Amen — Vater — Amen!

II.

Ueber die Bewahrung unserer Rechtschaf-
fenheit in unverschuldeten Leiden.

Am Sonnt. nach d. n. J.

Ueber I. Petr. 4. V. 19.

Welche da leiden nach Gottes Willen, die sollen ihm
ihre Seelen befehlen, als dem treuen Schöpfer,
in guten Werken.

Die Beschreibung der ...
... in ...

... ..

... ..

... ..
... ..
... ..

Wie schön, o Gott, ist's doch, wenn beim Eintritte des Unglücks uns unser Herz nicht verdammt, und wenn wir mit Wahrheit denken können, daß wir aus Verhängnis und nach deinem Willen leiden! Wie? und wir sollten dis alsdann uns so süße Bewußtsein unserer Rechtschaffenheit weiterhin uns durch das Unglück selbst rauben lassen? Dazu, Vater, legtest du uns das Unglück nicht auf; dazu ließest du es nicht zu. Waren wir schon gut vorher, so sollen wir vielmehr noch besser dadurch werden. Da es iedoch so leicht ist, schlecht dadurch zu werden: so segne in solchen Lagen unsere Aufsicht über uns selbst vorzüglich. Stärke uns in dieser durch zuweilen dazwischenkommende frohere Stunden, und versinnliche uns so die Vorstellung recht, daß du getreu seist und uns nicht versucht werden lässest über unser Vermögen. — —

Meine Brüder. Es fehlt nicht an Leuten, welche den Trost der Unschuld in Leiden für thöricht erklären. Wenn Jemand durch eigene Schuld leide, meinen sie, so dürfe er sich zwar darüber nicht beklagen, aber selbst dis, daß er sich nicht beklagen dürfe, führe ein gewisses Gefühl mit sich, daß mit ihm in der Ordnung verfahren werde, daß gehörige Rechtspflege ihm geschehe, u. s. w., und dieses Gefühl sei dem freien Menschen so unschätzbar, daß es ihn für allen Verdruß der Selbstverdammung entschädige. Ich leide

leide nach meinem Willen — dis soll eine weit menschlichere Vorstellung sein, als — ich leide durchs Schicksal; denn wie könne Unordnung und Ungerechtigkeit befriedigen? wie empörend müsse es vielmehr sein, sich in einen Zustand versetzt zu sehen, der nicht einmahl die Folge eigener Handlungen sei? Wenn man auch dafür leiden müsse, daß man seine Freiheit gemisbraucht habe, so leide man doch als freier Mann, und nicht als Sklave fremder Einflüsse, und fühle sich mit jedem Augenblick des selbstgeschaffenen Leidens noch immer wieder von neuem frei.

Bedarf es wohl eines tiefen Nachdenkens erst, um die eigene Thorheit dieser Leute aufzudecken? Wie? Ordnung und Recht sollen uns dann noch erwünscht und beruhigend sein, wenn sie drückend und fürchterlich sind? Die Vorstellung an sich soll es ausmachen — es geht mir, wie sichs gehört? Ob es uns gut oder schlimm gehe — dis soll dabei gar nicht in Betracht kommen? Verlust soll dadurch kein Verlust sein, wenn er nur in der Ordnung erfolgt? Schmerz soll nicht empfunden werden, sobald ihn uns nur die Gerechtigkeit macht? Wie ist es möglich, solchem Geschwäze auch nur auf einen Augenblick Beifall zu geben! Können wir denn unser Gefühl unterdrücken? Und wenn dieses peinlich ist, mus es nicht dadurch noch peinlicher werden, wenn wir es uns selbst verursacht? Wir sind ja vernünftige Wesen; so gesellt sich zum äußerlichen Schmerz alsdann noch innerer hinzu, in den der Gedanke übergeht, daß wir uns selbst geschadet. Nein, wenn wir einmahl leiden sollen, so müssen wir
lie-

lieber durch Verwirrung der Dinge und durch Gewalt, als durch Ordnung und Recht, zu leiden wünschen. So es uns wohl geht, ja, dann ist es schön, wenn die Folge unserer Handlungen ist; dann verdoppelt die Vorstellung, daß es uns in der Ordnung und mit Recht wohlgehe, unser Glück. Dis stimmt mit der Natur eines vernünftigen Wesens überein; ienes aber nicht. Und — welch eine Schwinderei ist die eingebilddete Freiheit des leidenden Selbstschuldigen! Nicht als freier Mann, sondern als Sklave seiner Leidenschaften leidet er. Frei ist nur der, welcher nach dem Gebote der Vernunft handelt; die Vernunft aber gebietet uns, unser Glück, und nicht unser Unglück, zu befördern.

So fahret dann unbekümmert fort, ihr guten Menschen, den schönsten Trost im Unglück aus dem Bewußtsein zu schöpfen, daß ihr nicht Schuld daran seid. Wohl euch, daß ihr nicht nach eurem Willen, sondern nach Gottes Willen leidet! Frei von Vorwürfen eures Herzens — und dis ist die menschlichste Art von Freiheit — könnet ihr auf das Mitleid aller Edlen, die euch kennen, rechnen und dem für euch seligsten Ausgange und Erfolge eurer Widerwärtigkeiten entgegensehen. Euer Schöpfer, der euch leiden läßt, ist ein treuer Schöpfer; er bleibt sich in der Weisheit und Güte gleich, mit der er iederzeit euer Schicksal regirt hat. Sorget nur dafür, daß ihr die Rechtchaffenheit, mit welcher ihr eure Leiden antratet, auch während der Leiden behauptet. Es ist nicht genug, unschuldigerweise in Armut, Krankheit, Verfolgung u. s. w. gerathen zu sein; man mus auch schuld-

los in selbigen bleiben und bis an ihr Ende in guten Werken und bei unerschütterlichen Gesinnungen erfunden werden. Dis ist aber in der That nicht leicht, und darum hat man mit Recht unverschuldeten Trübsalen den Nahmen Versuchungen gegeben. Wider alle Absicht Gottes dabei geht durch selbige oft die beste Seelenstimmung verlohren; wahrlich aber der höchste Verlust, den wir haben können! Lasset uns doch ia vor selbigem uns recht sicher stellen! Unsere heutige Unterhaltung diene dazu und sei uns Allen wichtig, wir mögen schon unter die Zahl Unschuldigeleidendender gehören, oder nicht! Ihr, die ihr vom Schicksale noch begünstigt werdet, wisset ihr auch, wie morgen eure Lage sein werde? — —

Der höchste Grad von Unschuld an unsern Leiden ist auf ieden Fall der, wenn wir ausdrücklich für gute Werke und für unsere rechtschaffensten Handlungen leiden. Gerade aber auch hier entsteht eine der gefährlichsten Versuchungen, welcher oft die besten Menschen unterliegen. Wer mag leugnen, daß es empörende Eindrücke auf ihn mache, wenn er sich deshalb, daß er es gut meint, daß er als ein ehrlicher Mann spricht und thut, daß er wohlthätig und gemeinnützig ist, zurückgesetzt, verlassen, gehasst und verfolgt sieht? Eine verkehrtere Welt ist doch wohl kaum denkbar; und der müste selbst oft schon mit Undank gelohnt haben, der durch so lche n Undank nicht erschüttert würde. Je ein feineres sittliches Gefühl vielmehr Jemand hat, desto tiefer gehen ihm dergleichen Erfahrungen durchs Herz. Gegen die Empfindungen des Verdrusses selbst darüber ist

ist also nichts zu sagen; sie sind vielmehr die rechtmäßigsten und natürlichsten. Was ist aber oft der Erfolg davon? Man läßt von den guten Werken, für die man leidet, ab. Wenn man sie auch nie darum ausübte, um für sie gelohnt zu werden, so hält man sich doch nicht für verbunden, sich gar für sie strafen zu lassen. Dis geht nicht selten so weit, daß man sogar Amt und Beruf schläfriger betreibt um sich den Leiden des Eifers in selbigen nicht wieder auszusetzen. An Entschuldigungen darüber fehlt es dann nicht; die gewöhnlichsten sind — es ist bei der Welt nicht angewendet — man will die Wahrheit nicht hören, man sieht die Thätigkeit nicht gern — wir wollens machen, wie Andere — wir wollen das Unrige blos denken, wollen uns in nichts mischen, wollen Alles gehen lassen, wie's geht, u. s. w. O wehe die sem Erfolge der Verdrusempfindung über Leiden für gute Werke; er bringt um die Krone der Herrlichkeit, um den höchsten Adel des Herzens! Ihm zu entgehen, mus man den Ausspruch des Petrus recht in sich hinein denken — wenn du um Wohlthat willen leidest, das ist Gnade bei Gott; wenn du dafür ausdrücklich leiden kannst, daß du als ein rechtshaffener Mann handelst, dann bist du der Gegenstand des höchsten göttlichen Wohlgefallens. Höher kann unser sittlicher Werth nicht steigen, als wenn wir uns in Ausübungen des Guten und in unsern Pflichterfüllungen auch durch Märtyrertum dafür nicht ermüden lassen — dieser Gedanke mus dem Verdrusse, den wir über die Verkehrtheit der Welt empfinden, die Uebergewalt über uns benehmen.

men. Durch ihn gestärkt, müssen wir, so lange es uns nicht unmöglich gemacht wird, fortsahren, das Gute, wofür wir leiden, zu thun, und Thoren und Bösewichtern zeigen, daß sie die Gewalt zwar haben, uns äußerlich zu schaden, aber nicht, unser Herz zu verstimmen, oder doch seine Tugend zu verringern. Und, gelänge es diesen auch, uns ausser Stand zu setzen, edel fortzuwirken, für unsere edle Wirksamkeit uns aber anhaltend leiden zu lassen: so mus es uns auch nie leid werden, so rechtschaffen gehandelt zu haben, sondern das innigste Bewußtsein der Gnade bei Gott mus uns jedes neue Leiden von Menschen versüssen. Je schwerer dis Alles Vielen scheinen mag, desto herrlicher für uns, wenn wir es leisten.

Alle unverschuldete Leiden überhaupt, wenn sie auch nicht die Folgen unserer guten Werke sind, sondern uns sonst von der Natur und von den Umständen aufgelegt werden, haben es an sich, daß sie leicht unsere Thätigkeit und unsern Trieb zum Guten schwächen. Unser getäuschter Glückseligkeitstrieb erzeugt Misvergnügen, und dieses Misvergnügen geht gern in Unlust zu höherer Rege, ja oft wohl gar zu solchen Geschäften, über, wozu wir doch vollkommen verpflichtet sind. Wir sind Menschen — hierin ist Alles enthalten, was über diese traurige Erscheinung zu sagen ist. Das Verlangen nach einem richtigen Verhältnisse zwischen unserer Möglichkeit und zwischen unsern Tugen ist uns zu ursprünglicheigen, als daß uns seine Nichtbefriedigung, besonders, wenn sie ins Grobse geht, nicht herabspannen könnte. Sehet ienen sonst so unverdrossenen

nen

nen Helfer an, der bei jedem Nothfalle immer ungerufen der Erste zu sein pflegte; jetzt ist ihm sein wichtigster Plan vereitelt worden, und er läßt sich vergeblich rufen. Sehet ienen in seinem Amte sonst so Eifrigen; jetzt hat er ein schweres Hauskreuz und vernachlässigt sein Amt. Sehet ienen sonst so unermüdeten Geschäftstreiber; jetzt ist er durch einen Zufall in Verlust gerathen und läßt seine für viel Familien wohlthätigen Geschäfte liegen. Sehet ienen sonst so wackern Hausvater; jetzt wird er von boshaften Feinden bedrängt, und bekümmert sich weniger um sein Hauswesen und um seine Kinderzucht. Allen solchen widrigen Verschraubungen unseres Gemüths, wenn sie auch noch so natürlich zu erklären sind, mus ebenfals im unverschuldeten Unglück auf das sorgfältigste entgegengearbeitet werden. Daß uns unser getäuschter Glückseligkeitstrieb Misvergnügen erwecke, können wir ihm freilich nicht wehren; unsere Thätigkeit aber herabzuspannen müssen wir ihm nicht verstaten. Je mehr er dis versucht, desto lebhafter müssen wir ihm die grosse Betrachtung entgegenstellen, daß in dieser Welt, die blosser Erziehungswelt für uns ist und die ganz zu einer solchen eingerichtet ward, ein durchaus richtiges Verhältnis zwischen unserer Nützlichkeit und zwischen unsern Tugen nicht Statt finden könne und solle, daß aber das uns ursprünglicheigene Verlangen darnach, das uns nicht umsonst gegeben sein könne, seine Befriedigung von einer vollkommeneren Welt erhalten werde. Unsere Tugend mus geprüft werden, wenn sie bewährt erfunden werden will, sie mus erst

kämpfen, ehe sie gekrönt sein will. Wenn wir im Wohlergehen auf allen Seiten unsere Pflichten erfüllen und zum Gutesstiften aufgelegt und thätig sind, ist es da ausgemacht, ob wir uns selbst, oder ob nicht vielmehr die Aufwallungen der Freude uns dazu bestimmen? Wenn uns aber Unglück und Misvergnügen darüber nicht in Pflichttreue und gemeinnütziger Thätigkeit stören kann, dann sind wir es gewis selbst, die sich dazu bestimmen. Was können denn auch unser Beruf und Amt, die Unserigen und alle mit uns Verbundene, ja, der ganze Kreis unserer Wirksamkeit dafür, daß wir durch Natur und Schicksal leiden? Welch eine Gedankenverbindung — es geht mir nicht so, wie es sollte — ich brauche nicht mehr so zu thun, wie ich soll —! Soll unter diesen beiden Gedanken die geringste Verbindung sein, so mus sie die Rache erst stiften. Wie? und für unverschuldete Leiden wollten wir an unschuldigen Gegenständen Rache ausüben? Verschuldeten wir dadurch nicht gleichsam unsere Leiden noch hinterher? Nur Mangel an Kräften, besonders Kraftmangel, der aus körperlichen Leiden entsteht, kann unsere abnehmende Thätigkeit rechtfertigen; aber auch dann noch mus wenigstens der Trieb, thätig zu sein, nicht abnehmen, und der Wunsch, es sein zu können, sich gleich bleiben.

Ein sehr trauriger Verlust an Rechtschaffenheit, welchen Unschuldigeleidende, und besonders dann, wenn das Leiden sehr gros wird, oft haben, besteht darin, daß sie im Vertrauen auf Gott und seine Vorsehung wanken. Schrecklich vollends, wenn dis

Wan-

Banken endlich gar in wirkliche Verzweiflung übergeht. Die Bemerkung ist zwar richtig — Herr, wenn Trübsal da ist, so sucht man dich; nimmt Trübsal aber Ueberhand, so kommts dem Menschen vor, als könne er Gott nicht finden. Wir wollen hier gern unsere Blicke von ienen Lobenden und Wütenden wegwenden, welche zu Fluch und Gotteslästerung alsdann greifen; — die Unklugen sogar! sie scheuchen alle gute Menschen, wie alle gute Gedanken, von sich, machen sich noch verlässener, als sie schon sind, und vermehren also noch ihre Leiden. Jener erst stillen und dann lauten Zweifler aber — ach wie viel gibt es, und wie leicht ist es, unter sie zu gerathen! Auch die herzlichsten Gläubigen an Gott versehen es in grossem und anhaltenden Elende wohl dadurch, daß sie ihn nur als den Allgütigallmächtigen vor Augen haben. Hilft er ihnen nun als ein Solcher nicht, so meinen sie annehmen zu müssen, daß es um seine Welt- und Lebensregirung wohl nicht so stehen möge, wie sie zu ihrem Troste seither gedacht. „Bekümmerte sich Gott, heissis da, um die Schicksale einzelner Menschen, wie leicht wäre es ihm, das meinige zu mildern! Daß er alsdann dazu geneigt sein würde, ist doch wohl kein Zweifel; denn wie könnte er an unverdienten Leiden Wohlgefallen haben?“ Je öfter diese Vorstellungen wiederholt werden, desto gewaltsamer wirken sie; am Ende führen sie wohl gar zu Zweifeln an dem Dasein Gottes selbst. M. Br., um nicht unter ähnlichen Umständen in diesen traurigen Seelenzustand, der das Mitleiden der ganzen glücklicheren

Menschheit verdient, zu gerathen, müssen wir uns früh daran gewöhnen, den Allmächtigen nicht bloß als allgütig, sondern auch als allweise, zu verehren. Wird dann nach seinem Willen unsere Lage elend, oder gar sehr elend, so wird sich in jede Unterhaltung mit Gott die Vorstellung seiner Weisheit mischen und unserem Herzen den wesentlichen Dienst leisten, daß wir keine uneingeschränkten Hoffnungen fassen und auch bei dem Fehlschlagen unserer gefassten Hoffnungen nicht an Gott verzagen. Dann müssen wir aber auch diesen Gedanken an seine Weisheit unter allen am festesten halten. Es kann nicht anders sein, müssen wir denken; denn auch der Allmächtige übt seine Macht nur nach Gesetzen aus, die er darum gab, und also auch sich selbst gab, weil sie die besten sind. Er ändert durch Wunder weder die Natur, noch den Zusammenhang der Dinge, ab; müßte dis also unserer Rettung wegen geschehen, so müssen wir auf Rettung Verzicht thun. Es soll nicht anders sein, müssen wir denken, wenn es auch anders sein könnte; denn der Allmächtige ist auch der Urheber unserer Bestimmung und trift nur solche Anstalten für uns, durch welche wir diese am glücklichsten erreichen. Sehen wir die Zweckmäßigkeit seiner uns jetzt drückenden Anstalten nicht ein, so wird eine Zeit kommen, wo wir sie einsehen werden. Haben wir uns alsdann den Allmächtigen so als den Allweisen gedacht, so mögen wir uns ihn auch freudig als den Allgütigen denken. Keine, als menschliche Versuchung darf uns betreten, oder, solche unverschuldete Leiden, die unsere menschlichen Kräfte überstei-

übersteigen, werden uns nicht treffen; und schiene es uns, als überstiegen die uns aufgelegten unsere Kräfte, so wird die Versuchung doch in der Folge sich so machen, daß wir sie tragen können, d. h. es wird uns an Unterstützungen und oft an den unerwartetsten Unterstützungen, während derselben nicht fehlen. Denken wir dann auch dis dazu, so werden wir unsere Kräfte mehr sammeln, mehr anstrengen, und also auch wirklich stärker sein; wir werden Unterstützungen nicht von uns weisen, nicht übersehen, sondern vielmehr suchen, und sie, sie mögen gesucht, oder ungesucht, kommen, dankbar annehmen und durch sie noch stärker werden. Der Erfolg hiervon wird sein, daß wir die Versuchungen wirklich zu tragen vermögen; und so werden auch die schweresten unverschuldeten Leiden, durch welche Andere wohl in Verzweiflung gerathen und Gottesleugner werden, uns noch fester an Gott knüpfen und unser Vertrauen auf seine Vorsehung noch inniger machen. Und dis, dis sollen sie ia eigentlich bewirken; wie, und wir wollten sie gar das Gegentheil bewirken lassen?

Geht erst das gute Gemüth gegen Gott verlohren, so verliert sich auch bald das gute Gemüth gegen Menschen. Leider ist auch dis mit vielen Leidenden der Fall, welche sich vorher durch die liebevollsten Gesinnungen auszeichneten. Nicht nur, daß sie Unlust zur Thätigkeit für Andere hegen, sondern ihr Herz wird, wenn die Leiden Unaufhörlichkeit drohen, wohl gar feindselig gesinnet. Alles andern Trostes sich für beraubt haltend, finden sie ihren Trost darin, daß sie

Mitgenossen ihrer Leiden haben. Die herzlichste Theilnehmung ihrer Freunde an ihrem Schicksale ist ihnen nichts; die Nachricht aber, daß irgendwo ein Mensch auch so unglücklich geworden sei, wie sie, ist ihnen willkommen. Der Anblick glücklicher Menschen hingegen erregt ihren Neid; der Neid geht in Verdammungssucht über. Eine Zeitlang haben sie genug daran, daß sie blos unwillig darüber sind, daß Menschen es besser hätten, die doch nicht besser wären, als sie; hernach aber erklären sie selbige gar für schlechte Menschen, vergrößern ihre Fehler, rauben ihnen ihre Verdienste, und sprechen ihnen die Leiden, welche sie unschuldig tragen müsten, als verdiente Strafen zu. Gegen ihre Feinde werden sie unversöhnlich, und, sind diese gar an ihrem Unglück Schuld, so fordern sie Gott zur Rache gegen sie auf und sinnen schon auf die Qualen, welche sie, da sie disseits des Grabes zu schwach dazu sind, ienseits ihnen dafür machen wollen. Den Beistand, welchen ihnen die Ibrigen leisten, nehmen sie undankbar an; nie thun ihnen diese genug; sie mishandeln selbige wohl noch obendrein, wenn sie dürfen. Am Ende entspinnt sich eine Art von Haß gegen die ganze Welt in ihnen und bricht bei ieder Gelegenheit widernatürlich aus. Ach M. Br., wenn iene Unschuldigeleidenden, die in guten Werken blos ermüden, sich um die Krone ihrer Herrlichkeit bringen: so bringen sich diese dadurch, daß sie sogar in guten Gefinnungen ermüden und selbige gegen die allerschlechtesten vertauschen, um allen Werth ihres Herzens. Sie ziehen ja in der That die Mensch-

heit

heit aus; sie verwandeln das Mitleid, welches ihr Elend erwecken sollte, in Abscheu, den ieder Gutgefinnte an ihnen haben mus; und gehen sie dann mit einer solchen Seelenstimmung in iene Welt über, so räumen sie ihren Leiden, die ihnen den Himmel noch verschönern sollten, sogar die Gewalt ein, ihnen alle Freuden des Himmels zu zerstören. O lasset uns, wenn uns das Schicksal ie schwer drücken sollte, besser und weiser zugleich handeln! Ein kleinerer unverschuldeter Verlust — denn bis bleibt ia doch für Unsterbliche aller Verlust irdischer Glückseligkeit — ziehe uns nicht einen selbstverschuldeten grösseren zu. Müs- sen wir ihn einmal dulden, so wollen wir ihn lieber in höheren Gewinn für uns verwandeln und unser Herz während des Duldens in Menschenliebe stärken. Eben- darum, weil unser Zustand so viel Qual und Jam- mer macht, wollen wir wünschen, daß wir die letzten sein möchten, welche das Schicksal in ihn versetzte. Selbstunglücklich wollen wir uns durch den Anblick glücklicher Menschen schadlos halten und durch Mit- freude ihr Heil zu dem unsrigen machen. Zur Rache zu schwach, wollen wir dem Grolle gegen unsere Fein- de zu stark sein, als daß er uns überwältige. Jeder Beistand, den uns unsere lieben und Vertrauten lei- sten, soll uns in ihrer Werthschätzung und in Treue ge- gen sie noch mehr stärken. Segnend wollen wir an alle Menschen denken und segnend die Erde noch un- sern Abschied von ihr halten. So bringen wir ein Gemüth in iene Welt mit, wie es sich für sie schickt, und haben dann dieses uns so beseli- gende

gende Gemüth unsern unverschuldeten Leiden zu danken.

Es ist noch ein schrecklicher Verlust an Sittlichkeit übrig, den Unschuldige auch nicht selten dadurch haben, wenn sie, statt in guten Werken fortzufahren, sogar böse Werke ausüben, um sich von ihren Leiden zu befreien. Lasset uns ja nicht glauben, daß nichts leichter sei, als sich hiervor zu sichern; wer so denkt, der ist in dergleichen Lagen am wenigsten sicher davor. Werden wir denn, wenn wir in hohem Grade unglücklich würden, nicht alle den sehnlichsten Wunsch haben, daß unser Unglück aufhören möchte? Ist dieser Wunsch nicht der allernatürlichste? Und, wenn wir dann sähen, daß wir die Erfüllung desselben selbst bewirken könnten, würden wir nicht auf der Stelle geneigt sein, es zu thun? Ist diese Geneigtheit nicht auch natürlich, ist sie nicht sogar Pflicht für uns? Aber da, da entsteht dann die grosse Frage, ob die Art, wie wir uns von unsern Leiden befreien, oder sie auch nur mildern könnten, erlaubt und recht sei... In der grösssten Noth vergisst Mancher sogar diese Frage zu thun. Er hat sich lange nach einem Hülfsmittel umgesehen; nun erblickt er ein solches. In der Verwirrung aus Angst denkt er an ienen Unterschied der Mittel nicht; genug, es ist ein Mittel, und — er greift zu. Ach Gott, ach Gott, wie oft war dis schon der Fall! Verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammet! Dem aus Verwirrung Handelnden wird auch Gott ein gnädiger Richter sein. . .

sein... Andere thun wirklich bei Erblickung eines Rettungsmittels jene Frage erst, und sind auch, wenn sie es als ein unrechtmässiges und strafbares finden, anfangs wacker genug, es zu verwerfen, ja wohl davor zurückzuschauern. Ihr Elend wird aber täglich drückender; dasselbe Mittel stellt sich ihnen wieder vor, oft vor, und so verliert sich ihr grösserer Abscheu dagegen. Hier, hier steigt die Versuchung auf das höchste. Der Glückseligkeitstrieb wendet das Mittel von allen Seiten um; irgend eine derselben bietet scheinbare Entschädigungsgründe dar. Der Leidende greift diese auf, denkt sie nun öfter und deutlicher, als das Unrecht selbst, das er zu begehen auf dem Wege ist, und gibt ihnen dadurch allmählig die hinreichende Stärke. Doch — immer noch entschliesst er sich nicht ganz, das böse Mittel zu gebrauchen. Endlich nimmt er seine Zuflucht zu einem Gebete um Vergebung. Nicht der Teufel, sondern sein Glückseligkeitstrieb, spiegelt ihm vor, daß Gott ihm gewis verzeihen werde, was er aus Noth thun müsse. Da reist sein Entschlus; da zögert die Vollbringung nicht. Gewollt — gethan; der Verbrecher ist vollendet. Wer mag die Arten von Verbrechen alle nennen, die solchergestalt, wie man sagt, aus Noth begangen werden, und die insgesamt auf den immer noch gangbaren Gemeinpruch hinauslaufen — Noth hat kein Gebot — ? Muthige Wahrheitsfreunde geben sich dazu her, Gesagtes und Geschriebenes, das das Wahreste von der Welt ist, zu widerrufen, es für Irrthum und Lüge zu erklären, wenn sie hierdurch ihre verlor-

ne äusserliche Ruhe und Wohlfart wiedererhalten können. Laute Widersprecher und öffentliche Verderber des Bösen, wenn sie zu sehr deshalb angefeindet, verfolgt, ja gar mit Landesverweisung bedrohet worden, billigen endlich nicht nur das Böse und pflichten ihm bei, sondern lassen sich auch zu Werkzeugen der Ausführung desselben gebrauchen. Durch Ehrlichkeit Armgewordene finden es zuletzt als wohl zu entschuldigen, wenn sie einen Betrüger betrügen und sich der Dürftigkeit dadurch entreissen. In Untersuchung gerathene Patrioten, wenn ihr Proces tumultuarisch betrieben wird, nehmen den Rath ihres Sachwalters an, und schwören einen falschen Eid. Vertraute Freunde, die für einander in Ketten gelegt wurden, üben Verrätherei Einer gegen den Andern aus, wenn sie hören, daß sie sonst in Ketten noch begraben werden sollen. Jämmerlichverfolgte vollbringen an ihrem Verfolger, der ihnen den Tod geschworen hat, Mord und betrachten ihn als Nothwehr. Ach und was machte die Selbstmörder, unter denen oft die besten Menschen waren, alle zu Selbstmördern, als der Gedanke, dadurch ihrem qualvollen Leben ein Ende zu machen, oder doch einer schrecklichen Zukunft zu entgehen? O M. Br., M. Br., nehmet alle diese Reden wohl zu Herzen; die Versuchung in solchen Fällen ist gros, oft übergros, und das blosser Vertrauen auf uns selbst schützt uns darin in der That nicht. Es ist uns aber nicht in die Hand geschrieben, was für Unglück uns bevorstehen könnte; und so stehts auch nicht uns an der Stirn geschrieben, daß wir es

etwa im Spiegel lesen möchten, zu was für fürchterlichschlechten Handlungen uns die Noth alsdann etwa verleiten könnte. Lasset uns vor allen Dingen dem herrschenden Gemeinspruche, daß Noth kein Gebot habe, in allen solchen Fällen entsagen, wo die Rede von Recht und Unrecht ist. Auch die grössste Noth kann Unrecht nie zu Recht machen. Wir sollen ja kein Böses thun, daß Gutes daraus entstehe, und hier ist sogar nur die Rede von dem, was gut für Andere ist; wie viel weniger sollen wir Böses thun, damit Gutes für uns daraus entstehe! So werde unser Wahlspruch — lieber leiden, als klein Unrecht thun! lieber sterben, als gros Unrecht thun! Diesen Spruch lasset uns oft denken, oft zum Gespräche mit Andern wählen, ja, oft zum Gegenstande unserer andächtigsten Unterhaltungen mit Gott machen; damit er sich an tausend andere Gedanken und Gegenstände kette und so in ieder Lage, wo wir ihn anwenden sollen, ungerufen uns vorschwebe und auf uns wirke. Lasset uns dann auch oft über die gangbarsten Verbrechen, welche in grossem Elende begangen werden, besonders, wenn wir von dergleichen Augen- und Ohrenzeugen werden, nachdenken, um das Gefühl ihrer Unrechtmässigkeit, Verworfenheit, Schändlichkeit und Abscheulichkeit recht tief in uns einzudrücken und es gleichsam zur Stärke eines Naturgefühls zu erheben; so wird dis Gefühl, wenn einst der gewaltsamste Reiz, sie zu begehen, für uns einträte, den kräftigsten Widerstand leisten. Lasset es uns endlich zum unverbrüchlichen Geseze und zur lebenslänglichen Ge-

Gewohnheit für uns machen, zwischen jedem Entschlusse und seiner Ausführung, sobald er etwas sehr Wichtiges betrifft, zu beten — aber nicht um Vergebung für erst noch zu begehende Handlungen zu suchen, sondern um gleichsam den obersten Geist zu fragen, ob unser Geist bei seinem gefassten Entschlusse zu handeln beharren dürfe. Ausserdem, daß wir hierdurch Zeit gewinnen und also nicht urplötzlich zufaren, welches gemeiniglich das grössste Unglück bereitet, so wird unser eigenes Herz auch dann Gottes Stelle vertreten, den bösen Entschlus uns als böse wieder finden lassen und uns dadurch seine Ausführung leid machen. Und — wie werden wir uns dann dafür segnen, daß wir durch unverschuldete Leiden, durch die wir Vollkommene, Vollendete und Verklärte werden sollten, nicht Missethäter, Bösewichter und Abschaume der Menschheit wurden! — —

Auf solche Weise wollen wir in unverschuldeten Leiden auf allen Seiten für unsere Rechtschaffenheit sorgen und nicht genug daran haben, daß wir als gute Menschen unglücklich wurden, sondern wollen auch als unglückliche Menschen gut bleiben. Immer sollen uns die beiden Vorstellungen die Hauptstützen dabei sein, daß Gottes Absicht bei solchen Leiden nicht Verringerung, oder gar Zerstörung unserer Sittlichkeit, sondern Vermehrung und Vervollkommnung derselben sei, und daß wir, wenn wir einmahl in dieser Zeit leiden sollen, nicht zu unserem ewigen Verluste, sondern zu unserem ewigen Ge-

Gewinne, zu leiden suchen müssen. Unser Hauptaugenmerk sei nur dahin gerichtet, daß wir nie ein böses Mittel ergreifen, um uns leidenfrei zu machen. Und, wenn wir es auch nicht nur beschönigen, sondern sogar verheelen könnten — laffet uns nicht so thun! Es wäre ein Brandmark, unserem Herzen aufgedrückt, dessen Spuren wir nie wieder wegtilgen könnten. Träfe es sich übrigens, daß zuweilen der Geist zwar willig, daß Fleisch aber schwach wäre, daß Ueberdruck der Leiden uns unthätig zum Guten, ja gar wankend in guten Gesinnungen machte; so laffet uns alles anwenden, diesen Zustand so schnellvorübergehend, als möglich, zu machen. Es ist keine Schande, durch Versuchungen anfangs in die Enge getrieben zu werden, wenn wir nur am Ende uns wieder ausbreiten und das Feld behaupten. Wie Gott uns keine andere, als menschliche Versuchung betreten läffet, so verlangt er auch von uns keinen andern, als menschlichen Bestand darin. Leisten wir diesen aber willig und ausharrend, so wird es uns nie reuen, vielmehr werden wir Gott dafür preisen, daß wir versucht worden sind. Durch Versuchungen, in denen er ohne Sünde blieb, erstieg Jesus die Höhe der sittlichen Herrlichkeit; durch Versuchungen können auch wir sie ersteigen — laffet uns nur den Kelch trinken, wie Er, sobald ihn uns der Vater reicht!

So wir dann nach Gottes Willen und in guten Werken zugleich leiden, können wir unsere Seelen Gott als dem treuen Schöpfer, befehlen. Wer als Rechtschaffener unglücklich wird, und als Unglücklicher rechtschaffen bleibt, für den ist gesorgt — ewig gesorgt.

III.

Die Zeit ist die Feuerprobe aller
Glaubensmeinungen.

Am Feste Epiph.

Ueber I. Cor. 3. V. 11 — 13.

Einen andern Grund kann zwar Niemand legen, ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ. Man kann aber auf diesen Grund nicht nur Gold, Silber und Edelgesteine, sondern auch Holz, Heu und Stoppeln, setzen. Was ieder darauf gesetzt habe, das wird sich zeigen. Der Tag wirds klar machen
— die Zeit wirds lehren.

THE HISTORY OF THE
CITY OF BOSTON

IN TWO VOLUMES.

VOLUME THE SECOND.

By JOHN B. BOSTON, Esq.
OF THE BARR.

Printed and Sold by G. B. BOSTON, at the
Sign of the Anchor, in the City of Boston.

Meine Brüder. Das Christenthum hat die Probe der Zeit ausgehalten. Nach Jahrtausenden finden wir die reine Lehre Jesu noch so ehrwürdig, wie sie einst seine wirklichen Zuhörer nur finden konnten. Dis ist ein schöner Beweis für die Wahrheit unserer Religion. Die Ursache hiervon ist — „einen andern Grund kann Niemand legen auffer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ,“ oder mit andern Worten — es läffet sich über Gott und Gottesverehrung, über Menschen und Menschenbestimmung nichts Richtigeres sagen, als was Jesus darüber gesagt hat. So können wir heute noch einem Paulus aus voller und lebendiger Ueberzeugung nachsprechen, und dis ist die wahre Feier des Fests der Erscheinung Christi.

Die reine Lehre Jesu ist nichts Anderes, als die reine Lehre der Vernunft. Auf diese Uebereinkunft des Christenthums mit der Vernunft bauete Paulus Alles. Moses hatte es schon in Ansehung desienigen Theils der israelitischen Religion, welcher mit der Vernunftreligion übereinstimmte, ebenso gemacht. „Das Gebot, das ich dir heute gebe, ist dir nicht verborgen, auch nicht fern. Es ist nicht droben im Himmel etwa nur zu haben, daß du sagen möchtest, — wer will uns in den Himmel fahren und hinauf holen, daß wirs hören und thun? Es ist auch

nicht drüben ienseits des Meeres etwa erst zu haben, daß du sagen möchtest — wer will uns über das Meer fahren und uns dahin holen, daß wirs hören und thun? Es ist das Wort fast nahe bei dir in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es thust.“ So wendete Paulus diesen mosaischen Behelf noch weit treffender auf den gesammten Inhalt der reinen Christusreligion an. „Das Christenthum, spricht er, redet uns also an — Denke nicht bei dir selbst, wer will hinauf gen Himmel fahren? Das käme ebenso heraus, als wenn ich erst von hochoben herunter geholt werden müßte. Denke auch nicht, wer will hinab in die Tiefe fahren? Das wäre ebenso, als wenn ich gar erst aus den Klüften der Erde hervorgegraben werden müßte. Nein, Christus braucht weder erst vom Himmel herab, noch erst von den Todten hervor, geholt zu werden. Ich bin das Wort in aller Fülle und Reinigkeit, wovon gesagt ist, daß es dir nahe sei in deinem Munde und in deinem Herzen; du mußt so denken und sprechen, wie ich lehre, wenn du Vernunft denken und sprechen willst.“ Und da setzt Paulus nochmals gar herrlich hinzu — bis ist das Wort vom Glauben, das wir predigen; oder — das Christenthum ist nichts Anderes, als das Wort, das uns, sobald wir einigermaßen ausgebildet sind, nahe ist in unserem Munde und in unserem Herzen — nichts Anderes, als die Vernunftreligion selbst.

So bedurfte das Christenthum also zu seinem Entstehen ebensowenig einer außerordentlichen Offenbarung erst, als es zu seinem Bestehen außerordentlicher Beweise bedurfte. Christus brauchte für seine Zeitgenossen nicht vom Himmel herab zu kommen; er sprach blos das Wort, das auch in ihrem Munde und Herzen nahe war. Christus braucht für uns nicht von den Todten wiedergeholt zu werden; er hat das Wort gesprochen, das auch in unserem Munde und Herzen nahe ist. Sobald die menschliche Vernunft sich auszubilden beginnt, kommt sie auf dis Wort, und je mehr sie sich ausbildet, desto fester beharret sie bei diesem Worte. Dis hat gemacht, daß das Christenthum die Zeitprobe ausgehalten hat, und wird machen, daß es sie aushalten wird; so lange es Zeiten gibt und — Menschenvernunft zugleich gibt.

Auf diesem Grunde nun, der gelegt ist und welcher ist Jesus Christ, oder auf den ersten Lehren, welche Jesus gelehret hat und die die Zeitprobe glücklich überstanden haben, kann und soll allerdings fortgebauet werden. Dis ist das eigentliche Geschäft der Lehrer, und es steht auch jedem Lehrer frei, in Folge seiner Einsichten und Ueberzeugungen darauf fortzubauen, was er will. Kein Lehrer aber glaube, daß sein blosses Ansehen, oder der Beifall, welchen er bei seinen Zeitgenossen findet, oder gar die Gewalt, welche er unter günstigen Verbindungen der Umstände in Händen hat und gebraucht, hinreichend sei, das, was er darauf fortbauet, ebenso dauerhaft zu machen, als der Grund ist. Und — wenn er den Irrthum,

den er darauf bauet, mit dem Schwerte in der Hand ausbreitete, so hilft es ihm ebensowenig, als dem, der Wahrheit darauf bauet, es schadet, wenn er deshalb unter dem Schwerte fallen mus. Irrthum kann in der Folge nicht bestehen; nur Wahrheit besteht. Alle Lehrmeinungen müssen auch erst durch die Zeitprobe gehen. Welcherlei eines ietzen Werk, das er gebauet hat, sei, wird das Feuer bewähren, d. h. die Zeit wirds lehren, ob er Wahrheit, oder Irrthum, gebauet. Hat er Wahrheit gebauet, so wird sein Werk bleiben; hat er Irrthum gebauet, so wirds verbrennen, vergehen. Die Zeitprobe ist eine wahre Feuerprobe; wie Gold, Silber und Edelgesteine im Feuer fort dauern, so dauert auch die Wahrheit, durch alle Jahrhunderte unzerstörbar, fort, und wie Holz, Stroh und Stoppeln durchs Feuer zerstört werden, so halten auch Irrthümer aller Art in die Länge nicht vor, und wenn sie eine Zeitlang eben so innig geglaubt, als eifrig gepredigt, wurden. Die gesamte Geschichte des Kirchenglaubens, der auf dem so wohl gegründeten Grunde, welcher ist Jesus Christ, gebauet ward, legt Zeugnis hierfür ab. Wo sind die heiligen Irrthümer geblieben, die hölzernen und strohernen Gebäude, welche man mit so vieler Kunst zusammensetzte und mit so vieler Wut verteidigte? Steht hingegen nicht die Wahrheit, für welche edle Keger bluten mussten, wie ein goldnes und diamantnes Haus, noch da? Ja, ja, die Zeit ist die Feuerprobe aller Lehrmeinungen; mit der Zeit zeigt sich, ob auch der angesehenste Kirchenlehrer

Lehrer von Gold, oder von Stroh, gebauet, ob er Wahrheit, oder Irthum, gelehret habe. — —

Die allgemeinste Ursache davon ist, daß die Menschheit überhaupt in ihren Erkenntnissen fortschreitet. Wie der einzelne Mensch, je älter er wird, auch desto mehr Erfahrungen sammlet: so wird auch das menschliche Geschlecht im Ganzen an Erfahrungen immer reicher. Jedes Zeitalter findet die vorher gemachten, macht selbst wieder neue dazu und hinterlässt alle zusammen dem folgenden Zeitalter, welches den vorgefundnen Schatz wiederum vermehrt; und so geht es so lange fort, bis einmahl durch die Elemente eine allgemeine Umwälzung der irdischen Dinge erfolgt. Ist nun Erfahrung die Quelle unserer Erkenntnis, so müssen schlechterdings die menschlichen Kenntnisse nicht nur von Zeit zu Zeit zunehmen, sondern auch immer richtiger werden. Die Menschen halten nehmlich die alten und neuen Erfahrungen gegen einander, finden sie sie nun übereinstimmend, so ergibt sich für sie auch dasselbe daraus, und der aus den Erfahrungen der Vorwelt als Wahrheit abgezogene Satz wird als Wahrheit bestätigt; finden sie aber, daß die Vorwelt mit ihren Erfahrungen sich getäuscht habe, und erfahren sie das Gegentheil, so steht das, was die Vorwelt aus ihren vermeinten Erfahrungen als Wahrheit ableitete, vor ihnen als Irthum da. Auf solche Weise hat schon oft eine einzige zufälliggemachte Erfahrung die urältesten Meinungen umgeworfen. Den religiösen Meinungen widersfährt hier keine Ausnahme. Gründen sie sich unmittelbar auf solchen Erfahrungssätzen, die

mit der Zeit für falsch befunden werden, so müssen sie ebenfalls fallen, sobald diese fallen. Lasset uns doch hier nur einen Seitenblick auf den Glauben an böse Geister thun; ist er anderswoher entstanden, als aus vermeinten Erfahrungen? Man sah schreckliche Naturbegebenheiten, die man nicht erklären konnte; man sah schwere Krankheiten, die man nicht heilen konnte; man sah Lasterhafte, die mit einer Art von unbegreiflicher Wut sündigten. So glaubte man bis Alles für Wirkungen unsichtbarer feindseliger Wesen halten zu müssen, und schloß von ihren Wirkungen auf ihr Dasein. Wie lange, hilf Himmel, wie lange hat sich dieser Glaube erhalten! Endlich jedoch traten richtigere Erfahrungen an die Stelle der vermeinten. Durch Naturentdeckungen sah man sich in den Stand gesetzt, alle jene Schrecknisse auf unserem Planeten natürlich zu erklären; durch genauere Untersuchung des menschlichen Körpers fand man, daß die Quelle jener äämmerlichen Krankheiten in ihm selbst entspringe; durch die Erfahrungsseelenkunde überzeugte man sich, daß die Kraft der Gewohnheit allein jene wütenden Sünder erzeuge. So erblickte man keine Wirkungen böser Geister mehr; und, da man aus ihren vermeinten Wirkungen blos auf ihr Dasein geschlossen, so verschwand auch der ganze Glaube an sie, dem die gesamte Vorwelt ebenso zugethan gewesen war, als dem Glauben an Gott selbst. — Der Einfluß durch die Zeit berichtigter Erfahrungen kann sich sogar bis auf Grundbegriffe, bis auf die menschliche Vorstellungsart im Allgemeinen und bis auf die Regeln alles menschlichen

then Denkens erstrecken. Eine Religionsmeinung, welche hierbei besteht, wird dadurch noch vollkommener bewahrheitet; wie könnte diejenige aber, welche damit nicht vereinbar ist, länger als Wahrheit gelten? Ist es Menschen zuzumuthen, ist es auch nur möglich für sie, daß sie Grundbegriffe und Vorstellungsarten, die sie nun bei allen übrigen Erkenntnissen für falsch erklären müssen, bei ihrer religiösen Erkenntnis noch für wahr erklären, und daß sie in der Religion noch nach Regeln denken sollen, die sie bei allen andern Gegenständen des menschlichen Denkens verwerfen müssen? Es hilft nichts, wenn man sich auch noch so viel Mühe geben wollte, dis zu bewirken; der Tag macht alles klar — mit der Zeit mus ieder Religionsirthum doch Platz machen, der sich durch solche Anmassungen allein nur noch zu behaupten strebt. So ist es allen vermeinten Wahrheiten gegangen, die ietzt als Irthümer da stehen, und so wird es noch jedem Irthume gehen, den wir ietzt noch für wahr halten. Die Zeit machts offenbar, was von dem, was man auf dem gelegten Grunde, Jesus Christ, bauete, Gold, und was Stroh war; denn die Menschheit schreitet überhaupt in ihren Erkenntnissen fort und wird von Zeit zu Zeit klüger.

Die Veränderung der philosophischen Lehrgebäude besonders gibt der Zeit viel Macht, über Wahrheit und Irthum in Religionsfachen zu entscheiden. Eine solche Glaubensmeinung, welche mit jedem derselben besteht, mus immer mehr als göttliche Wahrheit anerkannt werden; andere hingegen, welche sich nur auf

ein besonderes gewisses philosophisches System gründen, sind auch auf der Stelle falsch, sobald dieses als falsch erwiesen ist. Was die Platoniker, welche zum Christenthume kamen, auf dem gelegten Grunde, Jesus Christ, den sie vorfanden, ehemals baueten, sehen wir jetzt nicht mehr für Gold an; und das ganze schulgelehrte Gebäude, welches vollends die Scholastiker hernach darauf aufführten, ist, als wahres Stroh, in Rauch aufgegangen. Was ist's denn nun aber, was die neueste Philosophie jetzt auf dem gelegten Grunde, Jesus Christ, bauet? Gold, das reineste Gold — ruft man uns zu; wir aber wollen blos bescheiden erwiedern — der Tag wird's klar machen, die Zeit mag's lehren. Erst müsse es die Feuerprobe aushalten. Ist's Gold, so wird's bestehen. Zu wünschen wäre es jedoch, daß alle Philosophen ohne Unterschied, wenn sie auf dem gelegten Grunde, Jesus Christ, ia bauen wollten, nicht von ihrem System blos die Baumaterialien dazu nähmen; denn die Vorliebe zu selbigem verleitet sie samt und sonders dazu, daß sie doch manche Stoppel für Gold ansehen.

Alle christliche Lehrer kommen darin überein, daß sie ihre Glaubensmeinungen auch auf biblische Stellen gründen. Die sogenannten Rechtgläubigen sowohl, als die sogenannten Reher, beweisen ihre Behauptungen damit. Auch hierdurch bekommt die Zeit eine grosse Kraft, über ihre Meinungen selbst zu entscheiden. Es kommt nun nehmlich darauf an, ob das, was sie aus den biblischen Stellen zu schöpfen vorgeben, auch wirklich darin enthalten sei. Dis
kann

kann aber nur durch eine richtige Auslegungskunde ausgemacht werden, und diese bildet sich ebenfalls, wie jede andere Wissenschaft und Kunde, nur allmählich aus. Nur mit der Zeit ist die Kenntnis der heiligen Sprachen und die Kritik der heiligen Schriften selbst vollkommener geworden; nur mit der Zeit ist man in den Geist des Morgenlandes und in die ältere Geschichte tiefer eingedrungen; nur mit der Zeit hat man die hebräischartigen Ausdrücke und Wortverbindungen und die für gewesene Juden nur jüdischeingekleideten Vorstellungen der christlichen Lehren im neuen Testamente entdeckt; nur mit der Zeit haben wir bessere Uebersetzungen, bessere Wörterbücher, bessere Anleitungen zur Bibelerklärung u. s. w. erhalten. Wer kann ableugnen, daß sich unser Jahrhundert von allen diesen Seiten vorzüglich auszeichne? O wie hat nun die Zeit schon über richtige und unrichtige Anführung so vieler biblischer Stellen das Urtheil gesprochen, und wie wird sie es fernerhin sprechen! Was nach der vollkommensten Auslegungskunde in der Bibel wirklich gefunden werden wird, dis, nur dis wird biblische Wahrheit sein und bleiben. Und — so finden wir dann ietzt schon, daß einzelne, verschrieene Ketzer mit ihrer Bibelerklärung, die gewaltsam unterdrückt ward, Recht hatten; so, wie ganze rechtgläubige Kirchenversammlungen auch nun als ganze Versammlungen von Unwissenden vor uns da stehen. Wir finden ietzt schon, daß durch Hülfe vertrauterer Bekanntschaft mit der Vorstellungsart der Urmwelt für Wunder gehaltene alte Vorgänge ganz natürlich zu erklären sind. Wir

finden iest schon, daß durch Hülfe tieferer Blicke in die ältere jüdische Geschichte Weissagungen, die auf Christum gezogen wurden, als vor Christi Geburt schon längst erfüllt erscheinen. So haben dann iene Wunder sowohl, als diese Weissagungen, die Zeitprobe nicht aushalten mögen. Und — welche unschätzbare Berichtigungen des gesanten Kirchenglaubens hat blos die richtigere Erklärung einzelner Wörter im neuen Testamente hervorgebracht! Luther ahndete sie alle schon, wenn er schrieb — „Aufs Erste müssen wir der Sprache kundig werden und wissen, was gemeint werde, durch die Worte, Gesetz, Sünde, Glaube, Gerechtigkeit, Fleisch, Geist und dergleichen; sonst ist kein Lesen nüz daran.“ So ist die Zeit durch die immer fortschreitende Auslegungskunde der Bibel ganz vorzüglich die Feuerprobe aller Religionsmeinungen.

Jede Meinung von Wichtigkeit nimmt, wenn sie erst aufkommt, die Gemüther ein. Wem sie gefällt, den nimmt sie für sich ein; wem sie misfällt, den nimmt sie wider sich ein. Dasselbe Schicksal haben auch alle neue Glaubensmeinungen. In einem solchen Gemüthszustande wird aber nicht gehörig untersucht, ob eine solche Meinung Wahrheit sei, oder nicht. Nur mit der Zeit erst, wenn sie den heftigen Reiz des Neuen verlohren hat, wird eine ruhige und kaltblütige Untersuchung derselben angestellt. Alsdann erscheinen starke Gründe oft als schwache, und schwache als starke. Wenn dann die alten Gründe für eine Meinung noch stärker befunden werden, als man sie sonst

sonst hielt; wenn zu den alten Gründen noch neue und noch überwiegendere hinzukommen: so wird sie zu Gold für uns. Werden aber die alten Gründe für sie schwächer befunden; dringen sich uns gar neue überwiegende Gründe wider sie auf: so wird sie für uns, und wenn sie noch so lange für Gold und Edelgestein gegolten hätte, Holz und Stroh. Denket hier an die Zeiten zurück, wo die Meinung aufkam, daß man nur dadurch gerecht vor Gott werde, wenn man sich die Gerechtigkeit Jesu zuversichtlich zueigne, und wo man glaubte, daß mit dieser Meinung allein die Ehre Gottes und die Ruhe des Menschen bestehe. Ist es uns jetzt wohl noch möglich, eine solche Meinung für Gold zu halten? Sehen wir nun nicht alle ein, daß wir nicht erndten können, was wir nicht gesäet haben, daß Gott eben darum, weil er ein gerechter Gott ist, uns keine fremde Gerechtigkeit zurechnen könne, und daß keine Ruhe für uns, als bei eigenem Streben nach Heiligkeit, Statt finde? Denket hingegen an die Zeiten zurück, wo die Meinung entstand, daß wohl keine unmittelbare Offenbarung erweislich sein möchte, und daß Gott die Menschen einzig und allein an ihre Vernunft verwiesen habe; wie klein war die Anzahl derer, welche sie für Gold erkannten! Erklärte der grössste Haufe sie nicht für Holz, das man gleich ins Feuer werfen müsse? Wie steht es aber jetzt um sie?

Ist es besonders der Fall, daß eine Lehrmeinung sehr hitzige Verfechter, oder Verschreier, findet, so kann nichts Anderes, als die Zeit, über ihre Wahrheit oder Unwahrheit entscheiden. Sie mag finden
diese,

diese, oder jene, so ist selbigen nicht zu trauen. Ihre Eigenliebe mischt sich zu stark dabei ins Spiel. Sie verfechten blos, um Recht behalten zu wollen; sie verschreien blos, um Andern das Recht nicht zu lassen. Sie selbst betrachten die Sache nur einseitig; auf fremde Widerlegungen oder Beweise hören sie nicht. Sind sie dann Männer von Ansehen, so bekommen sie starken Anhang und sehen nun ihre Anhänger für ebensoviel lebendige Beweise an, daß die Wahrheit auf ihrer Seite sei. Erst müssen sie dahin, und dann auch ihr Anhang, den sie bei ihren Lebzeiten hatten. Die folgenden Anhänger lassen schon von der Verfechter- oder Verschreierhülfe nach; die späteren noch mehr; dann erst kommt man auf die genaueren Untersuchungen, welche man gleich anfangs hätte anstellen sollen. Und dann erst sieht man ein, ob das vermeinte Gold wirklich Gold, oder Stroh, und das vermeinte Stroh wirklich Stroh, oder Gold, gewesen sei. Findet eine Lehrmeinung gar die heftigsten Verfechter und Verschreier zugleich, so ist's zur selbigen Zeit um die Sache der Wahrheit ganz geschehen. Nun entsteht Partheigeist; nun mischen sich Persönlichkeiten in den Streit, über die man den Streitpunkt selbst vergißt. Da müssen oft erst Jahrhunderte vergehen, ehe Wahrheit und Irthum an den Tag kommen. Auch der Ausgang, welchen ein solcher Streit hat, verbürgt uns nicht, wer Recht hatte, denn daß durch den Streit wirklich etwas ausgemacht werde, dürfen wir nicht denken, tausenderlei Umstände aber können machen, daß die eine Parthei den Streit aufgibt, ohne deswegen

gen der andern Parthei den Sieg zuzugestehen. Mehrentheils schlafen dergleichen Religionsfehden endlich von selbst ein. War die Meinung, über die man stritte, nicht von der Wichtigkeit, welche man ihr beilegte: so werden die Partheien des Streits müde und schämen sich vor einander selbst, ihn fortzusetzen. War sie aber wirklich wichtig, so gewinnt die Vernunft mit der Zeit die Oberhand; die Parthei, welche diese wider sich hat, stirbt nach und nach aus, und die Wahrheit allein besteht. Wem fällt hierbei nicht der Streit über die Lehre vom Abendmahle ein? Welch ein Partheigeist ward durch ihn erregt, und mit welcher bedauernswürdigen Hestigkeit ward er geführt! Ward durch ihn auch wohl weiter etwas ausgemacht, als daß beide evangelische Kirchen Recht zu haben behaupteten? Nun nach Jahrhunderten wissen Beide, welche von ihnen Recht gehabt habe, und ieder aufgeklärte Evangelischlutherische wünscht wenigstens, daß sich seine Kirche im Streite selbst sanftmüthiger benommen haben möchte.

Die Zeit ist die Feuerprobe aller Religionsmeinungen. Sie wird es vollends dadurch, wenn dergleichen Meinungen gleich anfangs mit Gewalt durchgesetzt werden. In diesem Falle ist die Zeit ganz einzig und allein, welche über Wahrheit und Irthum entscheidet. Von der Gewalt selbst, welche gebraucht wird, werden wir doch wohl nicht auf die Wahrheit der Meinung, für die sie gebraucht wird, schließen sollen? Der unsinnigste Irthum kann ja auch die Gewalt zur Seite haben, sobald er nur den Gewaltbe-

besitzern sehr einträglich ist. Wahrheit sollte auch eigentlich nie mit Gewalt ausgebreitet werden; man schändet sie dadurch und macht sie den Irrenden sogar verhasst. Es ist auch gar nicht nöthig, ihr mit äußerlicher Macht aufzuhelfen; sie hat ihre eigene, innere und selbstständige Kraft. Wo diese noch nicht wirken kann, da sind die Menschen zur Wahrheit noch nicht reif. Diese Kraft ist eine sanfte, allmählichwirkende Kraft; und so ist es ganz gegen den Charakter der Wahrheit, den weltlichen Arm für sie zu gebrauchen. Sie will dis nicht und schämt sich, so oft es geschieht, vor dem Irrthum selbst, der eigentlich einer solchen Unterstützung nur bedarf. In Folge dieser richtigen Sätze würde also die Gewalt, welche zur Befestigung einer Lehrmeinung gebraucht wird, wenn sie ja eine Probe derselben sein sollte, ihre Unwahrheit darthun. Es ist jedoch aber nicht zu leugnen, daß es auch stürmische Eiferer für die Wahrheit gegeben habe, welche sich auch für sie des weltlichen Arms bedienten. Ist nun von der Gewalt, mit der eine Glaubensmeinung eingeführt oder befestigt wird, kein Schluss auf ihre Richtigkeit zu machen: so kann noch weniger der Schluss von Allgemeinheit des Glaubens an sie, der etwa durch die gemisbrauchte Gewalt bewirkt wird, auf ihre Richtigkeit gelten. Wie? ist das ein Wunder, wenn der grosse Haufe, dem es entweder um Wahrheit und Nachdenken nicht viel zu thun ist, oder der durch Furcht regirt wird, den Irrthum für Wahrheit annimmt, sobald die Nichtannahme desselben ihm äußerliche Ruhe und Wohlleben raubte? Ist es ein

Wun-

Wunder, wenn der grössere Theil der Lehrer, der zu allen Zeiten sein Amt nur wie ein Gewerbe betrachtet, durch donnernde Bedrohungen sich verleiten läßt, Heuchler zu werden und den befohlnen Irrthum wirklich zu lehren? Ist es ein Wunder, wenn die wenigen rechtschaffeneren Lehrer in Zeiten, wo die Verfolgung arg wird, sich in sich selbst zurückziehen und bessere Zeiten erwarten; da sie offenbar sehen, daß ihr freiwilliges Märtyrerkthum zu weiter nichts dienen würde, als nur dazu, daß ein noch übriger Freund der Wahrheit nach dem andern auf die Seite geräumt werde? Ja, ist es ein Wunder, wenn nicht Einer von diesen auch nur mit einer freimüthigen Untersuchung des befohlnen Irrthums ans Licht tritt, sobald die weltliche Macht, die den Irrthum durchsetzen will, sogar solche Anstalten trifft, daß es ihm platterdings unmöglich wird, damit ans Licht zu treten? Nein, auch die durch Gewalt erpresste Allgemeinheit des Glaubens an eine Religionsmeinung ist keine richtige Probe für sie; die Zeit einzig und allein ist's. Mit der Zeit hören die Gewaltthätigkeiten auf, und Freiheit des Geistes und des Gewissens tritt allmählig wieder an ihre Stelle. Oeffentliche Untersuchungen einer solchen Meinung beginnen, werden eifrig fortgesetzt und führen endlich zum Ziele. War die Meinung Wahrheit, so wird sie bis nun erst recht, beseufzt aber ihr gehabtes Schicksal. War die Meinung aber Irrthum, so wird sie nun als solcher laut anerkannt, und Jeder bebt vor den Unholden zurück, die, das Schwert in der Hand, die Welt damit täuschten. Und so, so geht es endlich

lich allen Irthümern, welche mit Gewalt durchgesetzt werden; es geht ihnen endlich doch so, und wenn sie sich noch so lange behauptet hätten. Die Zeit ist die Feuerprobe aller Glaubensmeinungen; Stroh, das für Gold aufgezwungen ward, mus verbrennen, sobald die Tage freier Untersuchung eintreten. Gold hingegen, und wenn es auch in das Feuer der Trübsale und Verfolgungen geworfen wird, schmilzt blos zusammen, scheint einstweilig eine Schlacke, wird aber, und wärs nach Jahrhunderten erst, für Gold wieder anerkannt. Die Märtyrer für die Wahrheit kann man verbrennen, die Wahrheit selbst nicht. — Möchten alle, die die Wahrheit mit Gewalt zu verdrängen und den Irthum mit Gewalt einzuführen suchen, dis beherzigen und endlich einmal einsehen, daß sie vergebliche Arbeit thun! Daß sie einstweilig Schaden, oft heillosen Schaden anrichten, ist wahr, und diese Sünde wird ihre Scheitel drücken; daß sie sich aber einbilden, ihr Werk sei von Bestand, ist eine Thorheit, die durch die ganze Religionsgeschichte lächerlich gemacht wird. Die Zeit zerstört ihr schändliches Werk. Der Tag macht sie klar, als Räuber der Wahrheit und als Mörder der Wahrheit klar, und die Nachwelt flucht ihnen als Bösewichtern vom ersten Range; denn ausgeübter Wahrheitsraub geht weit über ausgeübten Strassenraub, und versuchter Wahrheitsmord weit über wirklichen Meuchelmord. — —

N. Br. Gebauet kann und soll, wie gesagt, auf dem wohlgegründeten Grunde, Jesus Christ, werden. Ja, vielleicht müssen wir ietzt den
Reli.

Religionsunterricht damit anfangen, womit Christus den seinigen endigte. Jeder sehe doch aber dahin, daß er wenigstens seiner Ueberzeugung nach Gold, Silber und Edelgesteine darauf baue! Es ist ja der höchste Betrug, Seelenbetrug, wenn Jemand wider besseres Wissen Holz, Stroh und Stoppeln darauf setzt, und es doch für Gold, Silber und Edelgesteine ausgibt. Bauet er aber seiner Ueberzeugung nach mit Gold, so überlasse er gutwillig seinen Bau der Feuerprobe der Zeit, der er, und wenn er sich noch so dagegen sträubte, einmahl doch nicht damit entgehen kann. Wenn er längst einst nicht mehr ist, dann erst wirds der Tag klar machen, ob er wirklich mit Gold gebauet habe, oder nicht.

Diese Vorstellung müsse doch alle Lehrer bescheiden machen! Sie haben, ja, sie haben das Recht und die Pflicht, auf dem gelegten Grunde, Jesus Christ, zu bauen; wenn aber Andere gerade nicht das bauen, was sie bauen, so müssen sie nicht gegenseitig meinen, daß sie mit Gold, die Andern aber mit Stroh, bauen. Wissen sie denn, wessen Werk bestehen werde? O ihr Lehrer, ihr Lehrer, die ihr verschieden bauet, laffet einander doch unbeschimpft und unverfolgt bauen! Sehet auf einander nicht mit Stolz und Hohn herab; und, führet ihr Streit über eure Lehrmeinungen, so führet ihn, als den ehrwürdigsten

66 III. Die Zeit ist die Feuerprobe aller
digsten Streit, mit iener Sanftmuth und Ruhe,
die ihnen gebührt, und hütet euch vor nichts mehr,
als ie eure Gemeinen in ihn zu verwickeln. Euer An-
hang beweiset nichts für euch, und ihr stiftet da-
durch nur Glaubenshas — die blutdürstigste Art
von Has.

Auch die verschidenen Kirchen und Gemeinen
müssen sich durch diese Vorstellung den Geist der ge-
genseitigen Duldung und Verträglichkeit einflößen las-
sen. Keine Religionsparthei mus glauben, daß sie
allein das Gold, die andern aber nur das Stroh, hät-
ten. Wie Manches mögen wir selbst für Gold
halten, blos darum, weil es uns gehört, das doch
Stroh ist, und wie Manches für Stroh, weil es An-
dern gehört, das doch Gold ist! Und — wissen denn
auch wohl die Gemeinen einmahl, worin ihre
Glaubensverschidenheit bestehe? Ist dis Wissen nicht
größtentheils nur Sache ihrer Lehrer? Und so
wollten sie nicht um so friedlicher unter einander leben?
Sie wollten sich durch blosse Verschidenheit
ihrer Benennungen in christlicher Herzlichkeit ge-
gen einander stören lassen? Die traurige Erfahrung,
welche Paulus schon hiervon machte, war es eben,
die ihn zu dem herrlichen Ausspruche über das verschi-
dene Bauen auf dem gelegten Grunde, Jesus Christ,
bestimmte. „Es ist Zank, wie ich höre, unter euch.
Der

Der Eine spricht — ich bin Paulisch, der Andere — ich bin Apollisch, noch ein Anderer — ich bin Kephisch. Das ist ja doch zu fleischlich, zu grobsinnlich. Einen andern Grund kann Niemand legen, ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ. Der Grund ist gut, ein Jeder sehe zu, wie er darauf baue. Welcherlei eines Jeden Werk sei, wird das Feuer bewähren, die Zeit lehren. Ihr aber bedenket, daß ihr, als Christen, Gottes Tempel gleichsam seid, in welchen der Geist Gottes, der Geist der Liebe, wohnen soll. So höret auf, euch über verschiedene Benennungen zu zanken, und es dünke sich Keiner von euch weiser, als der Andere.“ Würde dieser Prediger christlicher Toleranz nicht ebenso noch heute uns zurechtweisen, wenn er hörte, wie der Eine von uns spräche — ich bin Lutherisch, der Andere — ich bin Reformirt, noch ein Anderer — ich bin Katholisch — ? Ja, würde er sich nicht noch weit mehr über uns ereifern, wenn er sähe, welche arge Bedrückungen sogar die verschiedenen Parteien unter uns jetzt noch häufig gegen einander ausüben? Würde er nicht erschrecken, wenn er läse, daß einst sogar ein besonderer Religionsfriede dem höchsten Unwesen derselben habe ein Ende machen müssen? O laffet uns geistlich, vernünftig, gesinnet sein! Sollen die verschiedenen Benennungen

68 III. Die Zeit ist die Feuerpr. aller Glaubensm.

ia noch fortdauern, so müssen sie uns doch nicht gegen einander abgeneigt machen. Soll denn Christus zertrennt sein? Nein, wir sind Alle Christi, Alle Christen, und stehen auf einem Grunde; Christus aber ist Gottes, der Grund ist gut. Und wie, wenn in Ansehung dessen, was so verschieden darauf gebauet ist, keine christliche Religionsparthei lauter Gold, und keine lauter Stroh hätte??? Der Tag hat auch dis schon klar gemacht — die Zeit hat es nach Abbrausung des blinden Sekteneifers schon deutlich genug gelehrt.

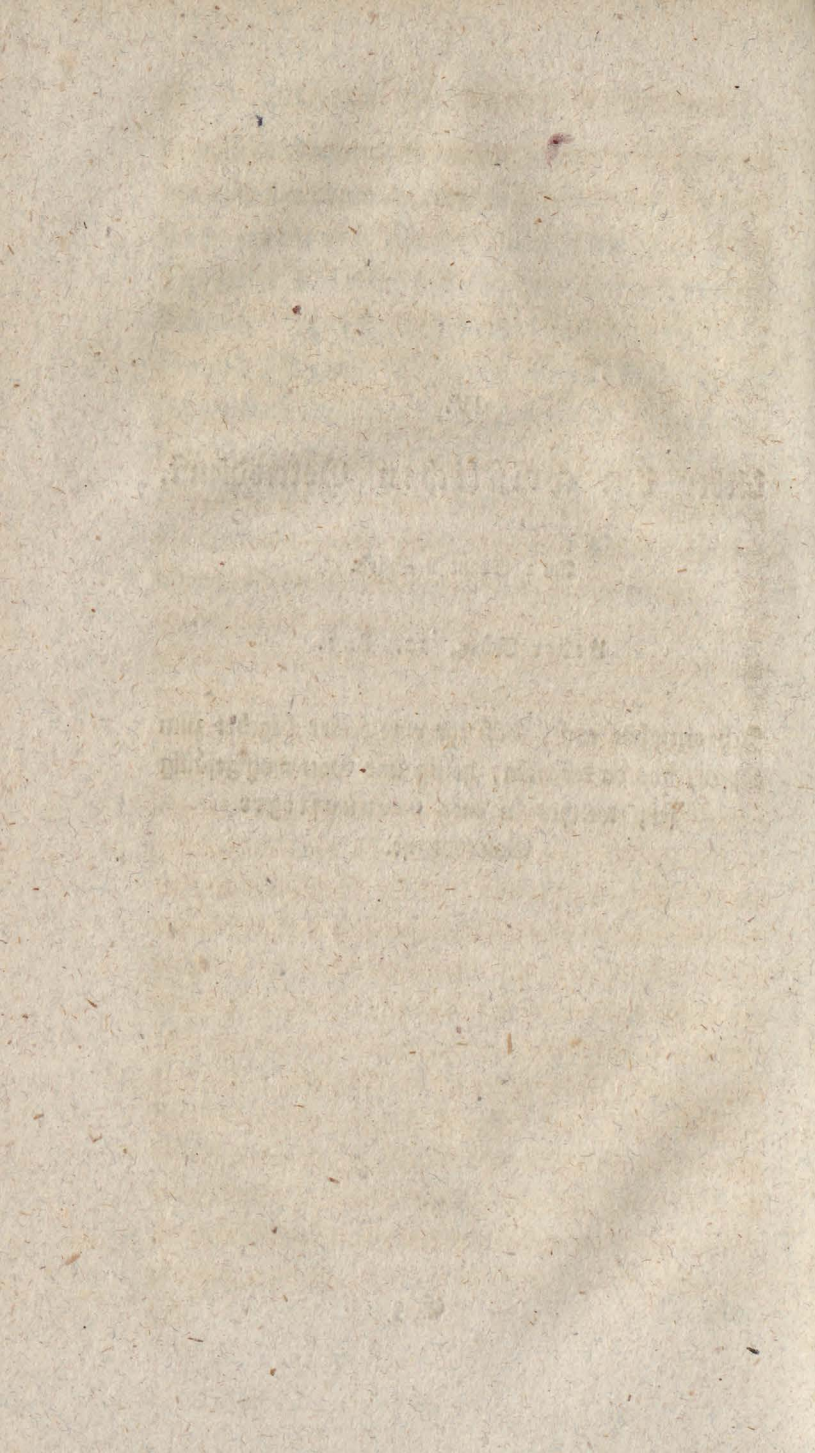
IV.

Ueber den christlichen Gottesdienst.

Am 1. Sonnt. n. Epiph.

Ueber Röm. 12. V. 1.

Ich ermahne euch, daß ihr eure Leiber begehbet zum
Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig
sei; welches sei euer vernünftiger
Gottesdienst.



Sei und bleibe, du heiliger und gnädiger Gott, der höchste aller unserer Gedanken, und unser ganzes Dasein werde deiner Verehrung gewidmet! Immer mehr wollen wir uns bestreben, deinen Willen zu thun — immer mehr wollen wir uns bei treuer Erfüllung deines Willens ganz an dich hingeben. So, nur so verehren wir dich vernünftig und recht. — —

Meine Brüder. Schon der bloße Ausdruck, Gott dienen, an sich hat, wenn er von Christen gebraucht wird, einen ganz andern Sinn, als wenn er von Israeliten gebraucht ward. Diese dienten Gott im eigentlichen Verstande; sie dienten ihm Zwang, und gleichsam zu Hofe. Paulus nannte ausdrücklich ihre ganze Religionsverfassung ein knechtisches Joch; und hier ist's eben, wo sich uns der wahre Gesichtspunkt öffnet, aus welchem wir die Sache betrachten müssen. Der Israelit mußte sich in demselben Verhältnisse mit Gott betrachten, in welchem ein Knecht mit seinem Herrn steht. Daher war dann auch seine ganze Religion ein eigentlicher Gottesdienst, und daher heißt's, daß ihm der Geist der Furcht gegeben worden sei. Dieses strengere Verhältniß ist aber schlechterdings durch das Christenthum aufgehoben, und wir sind feierlichst in das sanftere Verhältniß mit Gott eingeführt worden, in welchem Kinder mit ihrem Vater stehen. Uns ist nicht gegeben

der Geist der Furcht; wir haben keinen knechtischen Geist empfangen; wir sollen uns, da uns Christus befreiet hat, nicht wieder in ein knechtisches Joch fangen lassen. Solchergestalt wäre es allerdings dem Geiste des Christenthums angemessener, wenn die Ausdrücke — Gott dienen und Gottesdienst — aus unserer Religionsprache ganz beseitiget würden. Wir sind ja keine Knechte mehr; würde auch wohl, wenn wir in ein Haus träten, der Sohn vom Hause, wenn wir ihn fragten, wer er wäre, antworten — ich diene hier...? Kinder dienen nicht im Hause, sondern werden von den Dienern der Eltern mitbedient; wohl aber ehren sie ihre Eltern. „Ich ehre meinen Vater“ — sprach Jesus, und in diesem Tone soll auch ieder Christ von Gott sprechen. Soll also ja der Ausdruck, Gott dienen, noch ferner beibehalten, und soll noch vom christlichen Gottesdienste geredet werden: so müssen wir doch dabei an nichts weiter, als an Gottesverehrung, denken. Wir ernidrigen uns sonst unter unsere Christenwürde ohne Noth und begeben uns selbst des erfreulicheren Verhältnisses, in welchem wir mit Gott stehen. Wenn sich daher Paulus auch ja des Ausdrucks, Gottesdienst, noch bediente, so that er dis nicht nur gegen gewesene Juden, die einmahl an ihn gewöhnt waren, sondern er fügte auch solche Bestimmungen und Nebenbegriffe bei, welche ihm sofort einen milderen Sinn gaben; und dis führt uns nun zu einer noch wichtigeren Betrachtung.

Die Sache selbst nemlich, welche unter dem christlichen Gottesdienste, oder unter unserer Gottesverehrung, zu verstehen ist, ist auch himmelweit von dem unterschieden, was man unter dem israelitischen Gottesdienste verstand. Jener Zwang- und Hofedienst bestand in Darbringung mannigfaltiger Opfer und Gaben, in Beobachtung noch mannigfaltigerer heiliger Gebräuche, und war überall nur äußerlich. Alle diese Opfer, Gaben und Gebräuche aber, welche bloße Bilder und Schatten waren, sind durch das Christenthum völlig abgeschafft; die Sachen selbst sind an ihre Stelle getreten; und so, wie aus dem Gottesdienste Gottesverehrung geworden, so hat diese nun auch mit keinen Neuserlichkeiten mehr zu thun, sondern ist blos Sache des Herzens. Daher nannte Paulus, wenn er ia noch von christlichem Gottesdienste sprach, ihn einen vernünftigen, oder vernunftmäßigen Gottesdienst. Daher sagte er, daß Christen Gott im Geiste dienten, oder daß sie die Verehrung Gottes innerlich, nicht im Fleische, oder in Gebräuchen, suchten, daß sie sich von Christo Jesu rühmten, oder daß sie stolz darauf wären, Christen zu sein, und sich nichts mehr auf äußerliche Dinge zu Gute thäten. Daher freuete er sich über sich selbst, daß er Gott mit reinem Gewissen diene, oder daß er sich von ieder vor allen vorsäglichen Vergehungen bewahret habe.

O m. Br., so lasset uns doch ia, wenn wir noch von christlichem Gottesdienste reden, nicht nur in Gedanken den Ausdruck, sondern auch die Sa-

che selbst, verwechseln! Nicht nur von Gottesdienst ist nicht mehr die Rede, sondern von Gottesverehrung; auch von äußerlicher Gottesverehrung ist nicht mehr die Rede, sondern von innerer. Gott ist ein Geist; so sollen wir ihn auch nur geistig verehren, und so verehren wir ihn auch nur wahrhaftig, oder in der Wahrheit, wenn wir ihn im Geiste verehren. Daß wir doch Alle diesen Gedanken recht beherzigten! Wie Viele von uns kleben auch noch blos an heiligen Gebräuchen und meinen damit ihre Gottesverehrung abzuthun! Wie Viele suchen die ganze Gottesverehrung im fleißigen Kirchengehen, weil man dis die Abwartung des christlichen Gottesdienstes zu nennen pflegt! Dis Alles ist ia aber doch keineswegs wirkliche Gottesverehrung an sich selbst, sondern blos Mittel, die eigentliche Verehrung Gottes in uns zu befördern. So nehme doch Keiner mehr die Mittel für die Sache selbst; die Gottesverehrung an sich, der christliche Gottesdienst, wenn ia dieser Ausdruck gelten soll, ist von weit höherer Art. Mit wahrer, herzlicher Andacht wollen wir uns über ihn unterhalten und uns recht in ihm stärken. — —

„Ich ehre meinen Vater“ — sprach Jesus; wie ehrte er ihn denn? dadurch, daß er immer that, wie ihm der Vater geboten hatte, und daß er mit Ergebung an Gott auch den Kelch trank, den ihm der Vater reichte. So müssen wir es auch nicht dabei bewenden lassen, daß wir blos rufen — Abba, Lieber Vater. Wir müssen noch weniger die Religion mit heiligen Aeußerlichkeiten abthun wollen; sonst heiße es

es auch mit Recht von uns — „Dis Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen; aber ihr Herz ist fern von mir. Vergeblich dienen sie mir; denn sie halten sich nur an solche Dinge, die nichts, als Menschengebote, sind.“ — —

Der christliche Gottesdienst besteht erstlich darin, daß wir das Sittengesetz, das in unser Herz geschrieben ist, treu erfüllen. Mit lauter Stimme spricht dieses Gesetz in uns, sobald nur unsere Vernunft in gehörigem Grade erwacht ist. Diese lehret uns, das eingesehene Gute zu wollen und zu thun. Gott, unser Urheber, ist auch der Urheber dieser Einrichtung. Er, der die Naturgesetze gab, schrieb auch das Sittengesetz in unser Herz. Das Sittengesetz ist also sein Wille, und dieses Gesetz befolgen, oder Gott gehorchen, ist Einerlei. Kinder ehren aber dann ihre Eltern wahrhaftig, wenn sie ihnen gehorchen; der Gott der Christen, der Menschen vater, wird also auch nur durch Gehorsam wahrhaftig verehrt. Je mehr wir für das Gute gestimmt sind, je heiliger und rechtschaffener wir denken und handeln, desto mehr wird Gott von uns gepriesen. Dis ist das untrügliche Zeugnis, das wir darüber ablegen mögen, daß Gott wirklich in unsern Augen der Allerhöchste, der Regent der Welt und unser Regent sei, wenn wir so gesinnt sind und so thun, wie er will.

Es wird von der ganzen Schöpfung gesagt, daß sie die Ehre Gottes verkündige. Ein alter heiliger Dichter geht so weit, daß er alle Thiere und Würmer, alle

alle fruchtbare Bäume und alle Cedern den Herrn auf Erden loben läßt. Dis heißt doch gewis wenigstens so viel, daß jedes Geschöpf, sobald es in seiner Art vollkommen ist, oder das ist, was es sein soll, Gott zur Ehre gereiche, wenn es auch nichts davon weis. Und — wir wollten uns als vernünftige Wesen einer eigenen, mit Bewußtsein begleiteten, wirklichen Verehrung Gottes rühmen, ohne auch als Menschen Gott zur Ehre zu gereichen? So ständen wir ja, statt an der Spitze der irdischen Schöpfung zu stehen, tief unter allen übrigen Kreaturen. Wir erreichen aber nun dann Gott zur Ehre, wenn wir auch als Menschen das sind, was wir sein sollen. Je mehr wir dis nun zu werden streben, desto wahrer verehren wir Gott. Heilig sollen wir sein, wie Gott, unser Vater, heilig ist; dis ist die erhabene Bestimmung unserer Natur. Dazu erhielten wir Vernunft, daß wir das Gute einsehen sollten; dazu erhielten wir sittliches Gefühl, daß wir das eingesehene Gute wollen und thun sollten. So ist es unmöglich, daß wir Gott anders wahrhaftig verehren können, als durch Tugend und Rechtschaffenheit, durch Ausübung des Guten und durch Erfüllung unserer Pflichten ohne alle Ausnahme, kurz, durch treue Befolgung des in unser Herz geschriebenen Sittengesetzes.

Wie herrlich stimmen hiermit unsere heiligen Schriften überein! „Begebet eure Leiber zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei; welches sei euer vernünftiger Gottesdienst. Hange nicht weiter an Opfern und gottesdienstlichen Gebräuchen,

hen, sondern suchet darin den wahren und vernunftmässigen Gottesdienst, daß ihr euch selbst Gott zu Opfern darbringet, durch ein heiliges und ihm gefälliges Leben.“ Wenn wir dann auch nun mit Opfern nie zu thun gehabt haben, so, daß das Opferbild hier nur die damaligen Jüdenchristen anging: so waren doch die Opfer der wichtigste Theil des israelitischen Gottesdienstes, an deren Stelle nun die Aufopferung der sinnlichen Begierden, welches ihre eigentliche Bedeutung gewesen war, treten sollte. Mithin ward vom Paulus ieder andern Art von Gottesverehrung, die nicht in Heiligkeit des Herzens und des Lebens bestehe, das Urtheil gesprochen, und er nannte diese ausdrücklich den vernunftmässigen, den wahren Gottesdienst, den Gottesdienst, den Christen nur treiben müsten — Dis sei euer vernünftiger Gottesdienst. . . Ebenso nannte auch Petrus rechtschaffene Gesinnungen ausdrücklich die geistlichen Opfer, welche Gott nur angenehm wären, und Seelen, die sie opferten, die ächte Priesterschaft des Höchsten.

Doch — wie viel andere Stellen der Christenbibel gibt es, in welchen ohne Erwähnung des Opferbildes die wahre Verehrung Gottes, oder der christliche Gottesdienst, in rechtschaffenen Gesinnungen und Handlungen festgesetzt wird! „Dadurch wird mein Vater geehret, daß ihr viel Frucht bringet.“ „Preiset Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste; denn beide gehören Gott an.“ „Ihr möget thun, was ihr thut, thut es Alles zu Gottes Ehre.“ „Machet, daß in allen Dingen Gott geprie-

sen

sen werde durch Jesum Christ.“ „Seid ohne Tadel, und lauter, und Gottes Kinder, und unsträflich; so zeichnet ihr euch unter dem verkehrten grossen Haufen durch den Gottesdienst eures Glaubens aus und scheinete dadurch in der Welt, wie Lichter.“ „Wer Gott zu dienen meint, dabei aber seine Zunge nicht bezähmt, sondern sein Herz verführt, des Gottesdienst ist falsch.“ „Der wahre Gottesdienst ist — Wittwen und Waisen in ihrem Elende beistehen und sich von allen herrschenden Lastern unbefleckt erhalten.“

Diese vortreflichen Stellen geben uns nicht nur Heiligkeit des Herzens und des Lebens, oder die Befolgung des Sittengesetzes überhaupt, als den christlichen Gottesdienst an, sondern reichen uns auch die bestimmtesten Begriffe von ihr, in welche sie, als in ebensoviele Haupttheile, zerfällt.

Reinigkeit von jenen grobsinnlichen und thierischen Lüsteu ist das Erste, was uns das Sittengesetz gebietet. Gewis sah Paulus vorzüglich hierauf zurück, wenn er sprach — „habet eure Leiber zu einem Opfer u. s. w.“ Es ist ja dasselbe, als wenn er anderwärts sprach — „wisset ihr nicht, daß eure Leiber Christi Glieder sind, die man keineswegs zu Werkzeugen der Thierheit machen mus? wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des Geistes Gottes ist, der in euch nur seine Geschäfte haben soll? So fliehet die viehische Wollust!“ Es bedarf ja auch nur eines flüchtigen Ueberblicks der Briefe dieses Apostels, um zu sehen, wie er in verschiedenen Gemeinen in dieser Hinsicht über sein Zeitalter zu klagen Ursachen hatte. Warlich, es gibe

Klagen darunter, vor welchen nicht nur die edlere, sondern sogar auch blos die natürlichere Menschheit erröthet. O daß es um unser Zeitalter besser stehen möchte! Entfliehet jetzt aus unsern Augen, ihr Greuel der Wollust, welche man auch unsern Tagen, besonders in grossen Städten, nachsagt! Eine bessere Erziehung müsse euch bald Einhalt thun, und eine moralischere Religion euch endlich ganz aus der Welt verbannen!!! M. Br., selig sind, die reines Herzens sind! Auch Jesus selbst sah bei dieser Seligpreisung vorzüglich auf Reinigkeit von ienen thierischen Lüsten hin und schilderte selbige als den herz er hebendsten Gottesdienst. Wie der Israelit Gott schauete, wenn er sein Angesicht gegen das Allerheiligste kehrte, so gewährt es auch die beglückendste Gemüthsverfassung, wenn man sein Herz der Wollust verschliesst und sich auf dieser Seite von der Welt unbesleckt erhält. Kann denn auch etwas mehr geradezu gegen das Sittengesetz sein, als solche Unsittlichkeit? Kann etwas vernünftige Wesen mehr herabsetzen, als dergleichen allergrößte Thierheit? Ist Unheiligkeit dieser Art nicht ganz unvereinbar mit aller Verehrung des Allheiligen?

Ausfüllung unseres ganzen gesellschaftlichen Berufs ist das Zweite, was das Sittengesetz von uns fordert. Seid nicht träge, ruft es uns zu, in dem, was ihr thun sollet. Aus dem blossen Leben in Gesellschaft schon, welches doch so ein unaussprechliches Glück für uns ist, entspringen für uns wichtige Pflichten; aus dem Stande, welchen wir in der Gesellschaft freiwillig ein-

eingenommen haben, noch wichtigere, und aus den noch engeren Verbindungen, welche wir mitten in der Gesellschaft mit einem Theile derselben, oder mit einzelnen ihrer Glieder, geschlossen haben, die allerwichtigsten. Alle diese Pflichten zusammen machen unsern gesellschaftlichen Beruf aus, und in diesem müssen wir auf allen Seiten und in allen Stücken so handeln, wie wir verlangen und wünschen müssen, daß Andere in selbigem handeln mögen. Dis ist die heilige Regel des Sittengesetzes für uns, als für gesellschaftliche Menschen — eine Regel, die durchaus keine Ausnahme Statt finden läßt. Befolgen wir sie mit der gewissenhaftesten Treue, so befördern wir die Absichten Gottes bei der ganzen gesellschaftlichen Einrichtung und verherrlichen ihn dadurch. So, so thun wir Alles zu Gottes Ehre; so, so wird Gott gepriesen in allen Dingen von uns. Und, hören wir dabei auf keine unserer sinnlichen Begierden, deren Befridigung etwa damit in Streit geräth, sondern zwingen sie alle unter die heilige Regel, es koste uns, was es wolle, so verklären wir den Vater, wie ihn Jesus verklärte.

Freiwilliges Wohlwollen ist das Dritte, was das Sittengesetz von uns erheischt. Die Beförderung des gesellschaftlichen Wohls ist der Zweck unseres gesellschaftlichen Berufs; sobald wir also auch Andern nützlich werden können, ohne sogenannten Beruf dazu zu haben, soll unser Herz uns den Beruf dazu geben. Hier tritt die Regel ein — Alles, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thu ihnen auch; oder jede gute Gesinnung, von der du wollen würdest, daß sie

sie

sie ein Anderer gegen dich hegte und erwiese, wenn du in seiner Lage wärest und er in deiner Lage sich befände, hege gegen ihn auch und erweise ihm auch, soviel du kannst. Las also unter Umständen von deinen gerechtesten Forderungen ab, oder doch nach; hilf menschliche Schwachheiten zudecken; führe den Irrenden zurechte; sprich für den verzagten Unschuldigen; unterstütze den Unterdrückten; nimm dich des Verlassenen an u. s. w. Dis, dis ist ein reiner und vollkommener Gottesdienst. Barmherzigkeit ist Mehr, als Opfer. Wer Dank opfert, der preiset Gott; wie können wir aber wahren Dank gegen Gott ausüben, als wenn wir mit allen Kräften, die er uns gab, Gutes auch wieder für Andere zu bewirken suchen? Durch diese Art Gott zu verehren breiten wir auch Gottesverehrung um uns heraus. Die, welche unsere guten Werke empfangen, oder auch nur sehen, preisen Gott dafür; unsere Handreichung erfüllt nicht nur den Mangel Anderer und hilft ihrem Elende ab, sondern ist auch überschwenglich darin, daß Viele Gott danken für unsern treuen Dienst.

Dis ist die Befolgung des Sittengesetzes, in der wir unsern christlichen Gottesdienst suchen müssen. — Wenn wir dann aber Gott so durch Gehorsam verehren, so müssen wir ihn auch durch Vertrauen verehren. Haben wir heilige Gesinnungen, so müssen wir auch herzliche Gesinnungen gegen Gott haben; dis gibt dem christlichen Gottesdienste die Vollendung.

Betrachtet doch nur das Verhältnis, in welchem Kinder gegen ihre Eltern stehen, ganz. Sehen sie

bei dem Bewußtsein, daß sie ihren Eltern treu gehorchen, nicht auch ihre feste Zuversicht auf die Eltern, daß selbige für ihr Wohl auch treu bedacht sind? Dringt sich ihnen diese Zuversicht nicht selbst auf? Und — wir ständen in demselben Verhältnisse mit Gott, und wollten ihm nicht alles Gute gegen uns zutrauen und dadurch unser Herz zur Zufriedenheit und Heiterkeit stimmen? Wäre er dann wohl in unsern Augen wirklich der Allheilige, der Allweise und der Allgütige, wenn wir, indem wir seinen Willen thun und ihn dadurch für den Regenten der Welt und für unsern Regenten anerkennen und erklären, noch den geringsten Zweifel in ihn setzen wollten, daß er als Regent der Welt und als unser Regent auch unsere Schicksale auf das zweckmässigste regiren und uns glücklich zu dem grossen Ziele unserer Bestimmung leiten werde? O wie unvollkommen wäre dann unser Gottesdienst!

„Wer zu Gott kommen, d. h. ihm recht nach seinem Gefallen dienen will, der mus sich versichert halten, daß Gott nicht nur sei, sondern auch denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein, oder diejenigen auf allen Seiten segnen werde, welche sich beeifern ihm zu Gefallen zu leben.“ „Abraham zweifelte nicht, sondern ward stark im Glauben und gab Gott dadurch Ehre; darum ist ihm dis auch zur Gerechtigkeit gerechnet — darum ist er für einen vollkommenen Gottesverehrer erklärt worden.“ „Freude in dem heiligen Geist! Wer in dieser Christo dient und sich christlich übt, der ist Gott gefällig, oder verehrt Gott recht.“ „Wir haben

ben erkannt die Liebe, welche Gott zu uns hat; so laßet uns ihn lieben und durch Liebe verehren! Furcht und Muthlosigkeit aber kann mit dieser Liebe nicht bestehen. Die vollkommene Liebe vertreibt alle Furcht und Kleinmüthigkeit. Wer sich also noch fürchtet, der ist noch nicht völlig in der Liebe, des Gottesdienst ist noch unvollkommen.“

Ueberall werden wir auch durch das Christenthum, welches die wahre Verehrung Gottes in die Welt einführen sollte, zur unbefangenen Hingabe an Gott und zur Seelenruhe in Gott aufgefördert; ja, es wird uns ausdrücklich gesagt, daß wir, als christliche Gottesverehrer, hierin unser schönstes Vorrecht suchen sollen. „Durch Jesum haben wir einen freudigen Zutritt zu Gott in aller Zuversicht.“ „Ihr seid nicht kommen zu dem Berge, den man nicht anrühren konnte und der mit Feuer brannte, noch zum Dunkel und Ungewitter, noch zur Donnerstimme, die man vor Entsetzen nicht anhören mochte; sondern ihr seid kommen zum Berge Zion, zur Stadt des lebendigen Gottes, zum himmlischen Jerusalem, zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind.“ „So laßet uns mit Freudigkeit hinzutreten zum Gnadenstuhle; laßet uns hoffen, daß wir, so oft wir uns Gott nahen, ihn auf dem Gnadenthron erblicken, daß wir Barmherzigkeit von ihm erlangen und Hülfe bei ihm jederzeit finden werden, wenn uns Hülfe noch sein wird.“ „Ihr lieben, wenn uns unser Herz nicht verdammt, wenn wir rein und heilig sind, so können wir Freudigkeit zu

Gott haben. Was wir bitten, das werden wir von ihm nehmen; denn wir halten seine Gebote und thun, was ihm gefällig ist.“

Im Geiste dieser kindlichen Zuversicht auf Gott, welche unseren christlichen Gottesdienst vollendet, müssen wir erstlich die Erfüllung unserer vernünftigen und guten Wünsche erwarten, wenn solche an sich möglich, dem allgemeinen Besten nicht nachtheilig und uns wahrhaftig nützlich ist, und wenn wir selbst mit unsern Kräften gehörig thätig dabei sind. Der Vater hat uns lieb; Gott will unser Glück — warum wollten wir bekümmert sein? Er kennet unser Begehren; er weis, ob es uns heilsam sei; er hat, sobald es dis ist, alle Mittel in der Gewalt, es uns zu gewähren. Unter seiner Aufsicht geschieht uns Alles; er leitet den Gang der Umstände für uns nach seinem Rathe; richten wir also nur unsere Wege mit Weisheit und Tugend, so können wir auf ihn hoffen. Unser gegenwärtiges Leben, wenn es auch nur ein Durchgang ist, wird doch seines Segens voll sein, und es werden uns auch durch das Schicksal die Stärkungen gereicht werden, welcher wir als schwache Sterbliche bedürfen, um in den Ausübungen der Tugend nicht zu ermüden. Ist hier auch noch kein völliges Gleichgewicht zwischen Würdigkeit und Genüssen, so ist doch der Würdige nicht so arm an Genüssen, als ihn die Unzufriedenheit und der Trübsinn so gern schildern. Freuet euch in dem Herrn allewege! Sorget nichts; sondern in allen
Din

Dingen lasset eure unschuldigen Wünsche in Gebet und Flehen vor Gott kund werden!

Im Geiste dieser kindlichen Zuversicht zu Gott müssen wir ferner auch Versagung unserer Wünsche, unverdiente traurige Schicksale und unerwartete Widerwärtigkeiten willig und Gott ergeben tragen. Sie treffen uns auch nach dem Willen Gottes und gehören unumgänglichnothwendig zu unserer sittlichen Erziehung. Wer hat ie hierüber trefflicher geredet, als der Verfasser des Briefs an die Ebräer? „Vergesset nicht des Trostes, der zu euch redet als zu Kindern — Mein Sohn, verschmähe nicht die Züchtigungen Gottes, und las den Muth nicht sinken, wenn er dich leiden läffet; denn welchen Gott lieb hat, den züchtiget er, und seine liebsten Kinder treffen oft die schwersten Leiden. Darum bedenkset, so oft ihr dergleichen Züchtigungen erfaret, daß sich euch Gott allemahl als Vater zeige; denn wo ist ein Sohn, den der Vater nicht zuweilen züchtiget? Unsere leiblichen Väter haben ja auch manch hartes Mittel bei ihrer Erziehung angewendet und wir haben es uns mit Ehrerbietigkeit gefallen lassen; sollten wir uns dis nicht vielmehr von dem Vater unserer Seelen gefallen lassen, da er unsere Seligkeit dabei zur Absicht hat? Und iene haben überdis nur in unserer Jugend diese Mittel gebraucht und oft nur willkürlich angewendet; Gott aber bedient sich ihrer stets und mit der weisesten Ueberlegung, um unsere höhere Ausbildung zu befördern und uns seinem Jugendbilde ähnlich zu machen. Freilich ist jede Züchtigung, so lange man sie fühlet,

etwas Empfindliches und Unangenehmes; der Erfolg aber ist hernach desto erfreulicher und erquickender, wenn man endlich durch eine solche Erziehung ein tugendhafter und rechtschaffener Mensch geworden ist.“ Wenn wir durch solche Vorstellungen uns bewegen lassen, Verfassung unserer Wünsche und harte Schläge des Schicksals sogar gelassen zu erdulden und dabei auf jeden göttlichen Beistand, der uns gewähret werden kann und darf, zu hoffen, dann leisten wir hohe Gottesverehrung. Ist unser Bekenntnis von Gottes Weisheit und Güte nicht alsdann recht glaubwürdig, wenn wir auch unser größtes Misgeschick als seine weiseste und gütigste Verfügung betrachten? Erklären wir ihn nicht dann ganz für unsern Vater, wenn wir auch seine Züchtigungen mit ehrerbietiger Zufridenheit annehmen?

Im Geiste dieser kindlichen Zuversicht auf Gott müssen wir auch endlich fest glauben, daß uns Gott auf das glücklichste zu dem grossen Ziele unserer Bestimmung leiten werde. Die Kämpfe, welche wir hier lebenslang bei der Uebung der Tugend mit unserer Sinnlichkeit zu führen haben, werden ienseits der Erziehungswelt ein Ende haben; der erschütternde Wechsel unseres äusserlichen Zustandes, welchem wir ebenfalls hier lebenslang bei einer auf allen Seiten noch unvollkommenen Einrichtung der Dinge unterworfen sind, wird nach vergangener Ausbildungszeit nicht mehr Statt finden. Lernten wir in den Kämpfen der Sünde immer besser bestehen, so wird eine vollkommene Tugend unser Eigenthum werden; und lernten wir

durch

durch unverdienten Glückswechsel den Lohn für unsere Güte immer mehr in unserem eigenen Herzen finden, so wird uns auch der gebührende Schicksalslohn in einer vollkommeneren Weltverfassung gereicht werden. Heiligkeit und Glückseligkeit in wahrer und ganzer Uebereinstimmung werden unser Theil sein. Dis ist das grosse Ziel, wozu uns der Vater bestimmt hat; sind wir Kinder, so sind wir auch Erben, nemlich Gottes Erben und Miterben Christi. Die Verheissung davon ist durch unser Gewissen, das uns zu vollkommener Heiligkeit auffordert, und durch den Glückseligkeitstrieb, der von unserem Wesen unzertrennbar ist, in unser Herz geschrieben. Wenn wir also mitten unter allen Kämpfen mit der Sünde und mitten unter allen Glückseligkeitstauschungen dennoch den Glauben an sie festhalten, so ist dis die höchste Zuversicht, die wir gegen den Vater erweisen können. Was Gott verheissen hat, sprechen wir dadurch, das wird er auch thun; wann aber klingt dis wohl herzlicher, als wenn von Verheissung eines künftigen Lebens die Rede ist, und wann kann ein Sterblicher Gott, als den Wahrhaftigen, höher ehren, als wenn er sich mit verheissener Unsterblichkeit tröstet? Wer zu Gott kommen und wahren Gottesdienst ausüben will, der mus glauben, das Gott in einem besseren Leben Vergelter sein werde. — —

O ihr, die ihr den Herrn fürchtet, die ihr ihn wahrhaftig verehren wollet, so thut, was ihm wohlgefällt; ihr, die ihr den Herrn fürchtet, so hoffet das Beste von ihm! Kindlicher Gehor-

88 IV. Ueber den christlichen Gottesdienst.

sam gegen Gott und kindliches Vertrauen zu Gott sind der einzigwahre, der christliche Gottesdienst. Aller andere Gottesdienst, der entweder nur Menschengebot, oder selbsterwählt, ist, ist vergeblich. Das Herz mus nicht fern von Gott, sondern ihm nahe sein. Nahen wir uns so zu Gott, so nahet er sich auch zu uns. Jeder Gedanke an Gott wird alsdann die sanftesten Eindrücke auf uns machen, und wir werden in unserer Verehrung Gottes die höchste Seligkeit unseres menschlichen Daseins finden.

V.

A m t s t r e u e.

Am 2. Sonnt. n. Epiph.

Ueber Rdmer 12. B. 7.

Hat Jemand ein Amt, so warte er des Amts.

V.

SEITE 100

1800

1800

1800

1800

Meine Brüder. Die Ermahnung des Paulus —
„Hat Jemand ein Amt, so warte er des Amtes“ — mag
immerhin nur auf ein gewisses damaliges kirchli-
ches Amt Bezug gehabt haben; Luthers Uebersetzung
soll uns dazu dienen, daß wir uns jetzt über Amts-
treue überhaupt unterhalten. Dieser Gegenstand
wird ohnehin nur selten abgehandelt, und dennoch ge-
hört er unter die wichtigsten. —

Wir leben nicht nur in häuslicher, sondern auch
in bürgerlicher Gesellschaft. Diese ist gleichsam das
grosse Hauswesen. Wie nun in jedem Hause, so-
bald es von einigem Belange ist, die verschiedenen Ge-
schäfte unter verschiedene Personen vertheilt sind, und
wie der Wohlstand des ganzen Hauses darauf beruht,
daß jede dieser Personen den ihr zugetheilten Beschäf-
ten gehörig vorstehe: so musten auch in dem grossen
Hause, Vaterland, die so vielen und so sehr ver-
schidnen öffentlichen Geschäfte an Viele vertheilt wer-
den, und so beruhet auch die allgemeine Wohl-
fart darauf, daß Jeder seinen Theil, den er davon
übernommen hat, mit Vollkommenheit betreibe, sei-
nen öffentlichen Posten ausfülle und sein Amt zur
Zufriedenheit aller Rechtschaffenen im Vaterlande
bekleide. Wie heilig mus also Allen, sie mögen
in weltlichen, oder in geistlichen Aemtern stehen,
die

die Amtstreue sein! Lasset uns sie sofort nach allen ihren Theilen betrachten! — —

Daß man in dem Fache, worin man dienen will, brauchbar, und dem Amte, das man bekleiden will, gewachsen sei, ist das Erste, womit alle Amtstreue anfangen mus. Sonst stände ia nicht der Mann dem Amte, sondern das Amt dem Manne vor; und wie bestände damit die öffentliche Wohlfart, zu welcher die geschickte Verwaltung aller Aemter, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, ein Beitrag sein soll? Dabei bleibt es immer eine ausgemachte Wahrheit, daß kein Meister gleich anfangs vollkommen sei, und daß Uebung in den Amtsgeschäften selbst erst die grössste Amtsgeschicklichkeit gebe; die Kräfte aber, welche doch zu dieser Uebung gehören, die Vorkenntnisse zum Amte, die allgemeinen Wissenschaften, welche auf besondere Geschäftsfälle angewendet werden sollen, müssen schlechterdings vorhanden sein, oder der Amtslustige betrügt hernach lebenslang die bürgerliche Gesellschaft ebenso, wie er sie gleich anfangs betrügt. Daher ist dann auch in allen wohl eingerichteten Staatsverfassungen eine Prüfung derer, welche sich um öffentliche Bedienungen melden, üblich; daher weiset man Subjekte, die ebenso ungeschickt zum Amte, als feck, darum anzuhalten, sind, mit Recht ab. — Einrichtungen, die für das allgemeine Wohl unumgänglich nöthig sind, und von denen zu wünschen wäre, daß sie allenthalben mit grössster Strenge und Unparteilichkeit betrieben würden. Die Furcht hiervor würde allein schon die Frechheit so vieler unwürdigen Anhaltenden

tenden zurückscheuchen, und bessere Jugendanwendung, Fleis und Lernbegier würden wieder allgemeiner werden, als woran es in unsern Tagen so häufig fehlt. Wer kennet nicht Menschen, die fast um jedes Amt anhalten, das aufkommt? Ihre Frage ist nicht — was fordert das Amt von uns, und können wir dis leisten? sondern — was bringt das Amt ein, und können wir davon leben? Wer weis nicht, daß dergleichen Zubringliche, wenn sie neunmahl vergeblich sich gemeldet haben, zum zehnten mahle selbst hieraus eine Art von Würdigkeit, oder gar Rechtsgrund, für sich herleiten, und daß selbst Vergeber öffentlicher Bedienungen, wenn sie dis auch nicht gelten lassen, doch am Ende den Dienst, welchen sie ihnen geben, als eine Art von Almosen betrachten, welche der Staat ertheile? In der That aber die ungerechteste Art von öffentlicher Barmherzigkeit! Wollte man ia solche Unwürdige mit reichlichen Almosen versehen, so sollte man es wenigstens nicht auf Kosten der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte thun. Wie übrigens Viele auf mancherlei andere Weise noch die ihnen fehlende Würdigkeit und Dienstgeschicklichkeit zu ersetzen suchen, ist ebenfalls bekannt. Bald mus ihnen ihre Abkunft und ihr Nahme forthelfen; bald erschmeicheln sie sich mächtige Gönner; bald gehen sie die niedrigsten Verbindungen ein; bald erkaufen sie das Amt. Freilich kommt der grösseste Theil der Amtssünden, welche dergleichen Menschen hernach aus Ungeschicktheit begehen, auf die Rechnung derer, welche ihnen zum Amte behülfflich

lich waren; da es aber wider die allgemeine Rechtschaffenheit ist, etwas zu versprechen, wovon man doch weiß, daß man es nicht leisten könne: so sucht kein guter Mensch ein Amt, zu dessen Verwaltung er sich unfähig fühlt. Seine Fähigkeit dazu ist ihm seine einzige Würdigkeit dazu; und erhält er es dann, so freuet er sich über sein Bewußtsein, es gleich mit Treue angetreten zu haben.

Wer so denkt, der wird alsdann, wenn er das Amt hat, auch nicht an der Geschicklichkeit genug haben, welche er in dasselbe mitbrachte, sondern solche noch immer mehr zu erhöhen suchen; denn ist dis etwas Anderes, als Fortsetzung iener ersten Amtstreue, welche er bewies? Er wollte die Gesellschaft nicht täuschen, darum erwarb er sich Fähigkeit zum Amte; sollte er nun durch Ausbildung dieser seiner Fähigkeit die Erwartungen der Gesellschaft von ihm nicht ganz zu erfüllen, ja, noch zu übertreffen suchen? Hier ist's, wo man den Mann, der sein Amt auch darum suchte, um dadurch der Welt nützlich zu werden, von demienigen bald unterscheidet, der blos wollte, daß sein Amt ihm nützlich würde. Dieser, weil er wußte, daß er sich vorher einer Prüfung unterwerfen müsse, erwarb sich zwar die Erfordernisse, in selbiger zu bestehen und für amts tüchtig und dienstfähig erklärt zu werden; hat er aber seinen Zweck erreicht, und ist er im Dienste, so legt er das Geschäft seiner weiteren Ausbildung auf die die Seite, bleibt stehen, wo er steht, oder geht wohl gar zurück, ist mit seiner Mittelmässigkeit wohl zufrieden, und betrachtet den Dienst blos als den Acker,

wor.

worauf er sein Brodt gewinnt. Wahrhaftig noble Seelen, die so denken! Und doch klagen sie dann wohl noch darüber, daß sie auf dem ersten Dienste gleich hangen bleiben und nicht weiter befördert werden. Nahmen denn ihre billigen Prüfer nicht selbst Rücksicht darauf, daß man von einem jungen Manne noch nicht Alles fordern könne? Hatten diese nicht das Zutrauen zu ihnen, daß sie sich im Amte selbst das noch erwerben würden, was ihnen noch fehlte? Wurden sie nicht von ihnen dazu ermahnt? Versprachen sie es ihnen nicht? Auch erleichtert sich ja ihnen die Sache wirklich durch sich selbst, sobald sie nur den geringsten Eifer, immer nützlicher zu werden, haben. Es sei doch ein Geschäft, welches es wolle, so macht uns die Uehung desselben an sich schon darin vollkommener, sobald wir es nur nicht maschinenmässig, sondern mit Nachdenken, betreiben. Der Mann im Amte macht von Zeit zu Zeit Erfahrungen, welche er vorher noch nicht hatte; vergleicht er hiermit seine vorhergehabten Kenntnisse, so wird er diese immer mehr berichtigen; er wird unter seinem Wissen das Brauchbare von dem Unbrauchbaren immer besser unterscheiden; er wird das, was ihm noch fehlt, immer mehr bemerken; und so ist es Pflicht für ihn, das Brauchbare seines Wissens noch mehr auszubilden, und das ihm noch Fehlende sich noch anzuschaffen. Ruhme sich also Keiner der Amtstreue, der nicht in allen den Kenntnissen, die zu seinem Amte gehören, unaufhörlich noch fortgeht, um dadurch eine noch immer vollkommene Amtsführung leisten zu können! Jeder müsse viel.

vielmehr darnach streben, daß ihn seine ehemaligen Prüfer, wenn sie ihn von Zeit zu Zeit wiederprüften, bei ieder neuen Prüfung zu seinem Amte noch würdiger fänden!

So zum Amt gleich anfangs fähig und noch immer fähiger werdend, betreibt dann aber auch der Rechtschaffene alle Geschäfte desselben auf das emsigste und pünktlichste, sieht sein Amt als die Hauptsache an und lebt vorzüglich dafür. Dis ist bei der Amtstreue das Wichtigste. Was helfen alle noch so grossen Kräfte, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, wenn sie nicht in dem Wirkungskreise, wo sie angewendet werden sollen, angewendet werden, und so angewendet werden, wie sie angewendet werden sollen? Richtet nicht auch Jeder, der ein Amt übernimmt, einen feierlichen Vertrag mit der Gesellschaft auf? Versichert ihm nicht die Gesellschaft die mit dem Amte verbundenen Einkünfte? Versichert er nicht dagegen der Gesellschaft die Verwaltung der mit dem Amte verbundenen Geschäfte? Ist die Gesellschaft nur verbunden, ihm Wort zu halten, oder mus er nicht auch der Gesellschaft Wort halten? Würde man ihm das Amt gegeben haben, wenn er vorhergesagt hätte, daß er es, wenn er es einst hätte, nachlässig und nur nebenzu betreiben wollte? Ist es genug, daß er sich darauf verlassen dürfe, daß man es ihm, er betreibe es wie er wolle, schwerlich, oder, ohne grobe Verbrechen begehen, vielleicht gar nicht wiedernehmen könne? Ist es verzeihlich, daß er zwar von dem Amte leben, aber nicht für das Amt leben, wolle? — —

Hier

Hier wird eine Untersuchung der gewöhnlichsten Quellen solcher offenbaren Amtsuntreue am rechten Orte angebracht sein.

Viele verlangen nur, sobald als möglich, ein gewisses Brodt zu haben, und prüfen sich nicht gehörig, ob sie zu den Geschäften, welche es ihnen versprechen, auch wirklich Lust haben; oder sie sehen das Amt, das sie bekommen, bei seinem Antritte gleich nur als einen Uebergang zu einem andern an; oder sie sind sonst unstät Menschen überall. Stehen ihnen dann die Geschäfte, wenn sie sie wirklich betreiben müssen, nicht an, müssen sie länger in demselben Amte bleiben, als sie sich vorstellten, ergreift sie die Neigung zu einem andern, so werden sie träge in dem, was sie thun sollen, arbeiten mit Ueberdruß und Ekel und sind sich selbst zur Last. Nicht so der Rechtschaffene. Fände er seine Amtsgeschäfte auch nicht so nach seinem Geschmack, als er dachte, so sucht er ihnen Geschmack abzugewinnen, erinnert sich an die Heiligkeit seiner eingegangenen Verpflichtungen und bauet viel auf die Kraft der Gewohnheit, daß sie auch ihm allmählich zu statten kommen werde. Betrachtet er ja seinen gegenwärtigen Dienst als einen Uebergang zu einem andern, so sucht er den Uebergang blos dadurch zu verdienen, daß er seine ieszigen Geschäfte mit der größten Gewissenhaftigkeit betreibe. Alberne Lust aber blos, bald dis, bald ienes zu sein, wandelt ihn gar nicht an; denn er weis, daß ieder Dienst seine eigenen Geschäfte, und jede Geschäfte ihre eigenen Mühseligkeiten haben. Würde er ja seines Amtes überdrüß-

fig, so würde er sichs nicht verzeihen, solches dadurch zu beweisen, daß er es nachlässig betriebe, seine Einkünfte abr nach, wie vor, davon zöge, sondern er würde sich für verpflichtet halten, es niederzulegen, um einem Andern Platz zu machen, damit die Gesellschaft durch ihn nicht betrogen würde.

Viele überlassen sich, sobald sie einen Dienst haben, dem Hange zur Gemächlichkeit, den sie zwar von iehier hatten, den sie aber so lange unterdrücken zu müssen glaubten, bis sie versorgt wären. Nicht die Lust, immer andere Geschäfte haben zu wollen, sondern die Lust, gar nichts thun zu wollen, bemächtigt sich ihrer. Sie pflegen ihren Bauch und — stellen sich krank. Oft werden sie durch häufiges sich krank stellen gar eingebildete Kranke und fühlen sich, wenn der Zeitpunkt ihrer Einbildungen eintritt, auch zu der kleinsten ihrer Arbeiten zu kraftlos. Wer aber ein rechteschaffener Mann ist, der sieht sein Amt als den Kreis seiner Wirksamkeit an, in dem er schlechterdings mit allen Kräften thätig sein mus, und würde sich vor iedem braven Tagelöhner schämen, wenn er nicht so dächte. Gemächlichkeit ist bei ihm das letzte; selbst alsdann also, wenn er sie auch einmahl wirklich genießt und sein Amt ihn herbeiruft, opfert er ihren Genus seiner Pflicht auf. Niemand kann in wirklichen Krankheiten unruhiger sein, als er, weil er die Gesellschaft dabei leiden sieht; gegen Krankheitsgrillen und hipochondrische Launen aber hält er Amtsgeschäfte für das beste Mittel, und weiß Fälle zu erzählen, wie

er

er sogar wahre kleine Unpässlichkeiten, die ihn überfielen, durch Dienstseifer gehoben habe.

Viele, außerstvieles werden durch die Sucht nach gesellschaftlichen Freuden genüssen zu schlüpfriger Betreibung ihres Amtes verleitet. Nicht, als sollte der öffentliche Diener die Rolle des Weltfeindes zugleich übernommen haben müssen, und als sollte er der Einzige sein, der nicht nach vollbrachten Geschäften sich zuweilen in dem Umgange mit seinen Mitbürgern anständig erholen dürfte; wer hat vielmehr hierzu Mehr Recht, als er? Wenigstens hat er doch wohl ebensoviel Recht dazu, als der begüterte Müßiggänger, der in den Gesellschaften vom Nichtschun auszurufen pflegt? Der Hang dazu soll bei ihm nur nicht Leidenschaft werden; er soll sich selbigem nicht so überlassen, daß er sich unglücklich fühle und beinahe nicht leben könne, wenn er nicht in den Zusammenkünften der Frohen sein darf. Daß dis aber in unsern Tagen nur gar zu häufig der Fall sei, ist leider nur allzuwahr. Die Folgen davon für das gemeine Wesen sind die nachtheiligsten von der Welt. Man eilt seine Amtsarbeiten zu vollenden, um zu rechter Zeit in der Gesellschaft zu sein, und verrichtet sie also nur obenhin; man schiebt auf, was nicht aufgeschoben werden sollte; und schlägt die Stunde der Zusammenkünfte, so hat man keine Ruhe mehr, sondern bricht ab, läßt Alles stehen und liegen und fliegt davon. Man verliert dabei zugleich die Zeit, sich zu künftigen wichtigen Amtsgeschäften gehörig vorzubereiten; man stumpft durch die vielen sinnlichen Genüsse den Arbeitseifer ab und macht sich

den Kopf wüßte, welches besonders mit der Spielsucht der Fall ist. Am allerwenigsten hat man noch die geringste Müsse oder Lust, in seinen Amtskentnissen weiter zu gehen und sich zu vervollkommen. O wie widersteht daher der Rechtschaffene dem Hange zu gesellschaftlichen Freuden genüssen, daß er nicht zur Sucht bei ihm werde! Sein Amt ist ihm die Hauptsache, Gesellschaftsbefuch aber unter allen Nebensachen die letzte. Diesen betrachtet er nur als ein Stärkungsmittel bei seiner Amtsführung; wie sollte er Stärkungsmittel zum täglichen Genusse machen? Verliehren sie hierdurch nicht alle stärkende Kraft? Schwächen sie alsdann nicht vielmehr, statt zu stärken? Sobald also seine eigentlichen Geschäfte alle seine Zeit fordern, hat er keine Zeit zu vergnügten Zusammenkünften, sondern thut auf diese amtstreu Verzicht; und wäre er schon wirklich in einer derselben, und sein Amt fordert ihn an seinen Platz im gemeinen Wesen, so verläßt er willig und ohne Murren über seine Gebundenheit den Platz unter den Frohen und eilt, seine Pflicht zu erfüllen. Solche Gesellschaftsgenüsse, die ihn offenbar für sein Amt lähmen müssen, flieht er ganz, und schämen würde er sich vor allen seinen Mitbürgern, wenn er auf der einen Seite unter die öffentlichen Diener gehörte und auf der andern zu den öffentlichen Spielern gezählt würde. Spielsucht ist in seinen Augen das Entehrendste, was man einem Manne nachsagen kann, der in den ernsthaftesten Geschäften seinen Wirkungskreis hat; er findet es unbegreiflich, wie die Vorsteher der Völker nicht die

die

Die strengsten Gesetze dagegen der gesamten Dienerschaft des Staats sowohl, als der Kirche vorzüglich, geben, und — gibt sich die Gesetze selbst. Für halbe Tage, welche er nicht in grossen Zirkeln zubringen kann, weis er sich durch einzelne Stunden in seinem kleinen vertrauteren häuslichen Zirkel schadlos zu halten. Seine Familie ersetzt ihm dann reichlich die Welt; aber auch sie darf ihm nicht zum Vorwande dienen, unter welchem er sein Amt vernachlässigen könne. Er versteht sich auf die den Meisten so unbekannteste Kunst, seine Zeit wohl einzurheilen, und so findet er, wenn er auch der Amtsbeschäftigteste Mann wäre, noch immer Zeit genug, auch seine Lieben zu beglücken und zu geniessen.

Die Amtstreue fordert ferner, daß man auch nicht mehrere Aemter zusammen übernehme, als man gehörig bestreiten kann. Man würde sonst ebenso unverzeihlich handeln, als derjenige handelt, der auch nur ein Amt übernimmt, dem er aber nicht gewachsen ist. Die Aemter insgesamt wollen gehörig verwaltet sein; es ist also nicht genug, daß man nur darauf denke, seine Einkünfte zu vermehren, ohne auch das Bewußtsein mit sich zu tragen, daß man alles das wirklich leiste, was dafür von Mehreren geleistet werden sollte. Sind nun gar mehrere Aemter, welche man zusammen bekleiden wollte, mit einander ihrer Natur nach unvereinbar, so ist's die höchste Unverzeihlichkeit, sie doch in seiner Person vereinigen zu wollen. Nicht nur, daß mehrentheils die grössesten Uebelstände, ja oft Lächerlichkeiten, dadurch entstehen, sondern

das gemeine Wesen hat auch allemahl den äusersten Schaden davon. Die eine Art von Amtsgeschäften ist dann wohl der andern geradezu im Wege, oder gibt ihnen doch eine falsche Richtung; es werden Verzögerungen, Unbilligkeiten, ja Ungerechtigkeiten ausgeübt; es entsteht Pflichtenstreit und nicht selten die heilloseste Unordnung. Ein wohlleingerichtetes gemeines Wesen läset also dergleichen nicht zu, und so verstatet es auch nicht, daß Männer, die von unten auf dienen, wenn sie hernach Vorgesetzte werden, Stellen, die sie als Untergebene bekleideten, als eine Art von Zulage, noch beibehalten, und daß sie sich Leute halten, welche diese versehen müssen. Was würden sie ihren Stellvertretern geben? Doch wohl nicht die ganze Einkunft der Stellen? Sonst wären solche ja ihnen keine Zulage. Also nicht so viel, daß die Stellvertreter leben können! Und, so werden solche, als schlechtbesoldete Miethlinge, die Amtsgeschäfte nicht achten; sie werden sich zur Untreue aller Art berechtigt glauben, oder doch zum ehelosen Leben verdammt fühlen. Jedes Amt, das seinen besondern Mann verlangt, mus auch seinen besondern Mann haben, und ieder besondere Mann mus so gesetzt sein, daß er standesmässig leben und auch häusliches Glück genießen könne. Hierdurch mus wenigstens von Seiten des gemeinen Wesens aller Amtsuntreue vorgebeugt und ihr der scheinbarste Vorwand benommen werden.

Auf die Frage, ob es Männern, die in öffentlichen Bedienungen stehen, erlaubt sei, sich auf eine ehrba-

ehrbare Art durch zufällige Nebenbeschäftigungen noch etwas zuzuverdienen, mus in demselben Tone geantwortet werden. Sobald ihr Amt dadurch leidet — schlechterdings nicht. Am wenigsten mus der Staat sie alsdann selbst auf Privatfleis verweisen, wenn sie sonnenklar darthun, daß sie bei den ungeheurgestiegenen Preisen der nothwendigsten Dinge mit dem Solde, welchen vorige Jahrhunderte auswarfen, nicht mehr auskommen können. Was würde ihnen hiermit anders gesagt, als — wir geben euch die Freiheit, die Verbesserung eurer Stellen durch Vernachlässigung eurer Stellen zu bewirken? Gewis die falscheste Dekonomie, welche der Staat treiben kann! Wenn aber Jemand bei der gewissenhaftesten Erfüllung seiner Dienstgeschäfte noch Zeit übrig behält, von der es sich selbst versteht, daß er mit ihr machen könne, was er wolle — sie verschlafen, verspielen, verarbeiten — warum soll er sie blos verschlafen, oder warum soll er ausser der Schlafzeit gerade spielen, wie Andere? Thut er nicht klüger und besser, wenn er arbeitet, und dadurch nebenzu verdient? O ihr, die ihr in dieser Lage seid — ihr, die ihr als öffentliche Diener einen ansehnlichen Theil eurer Zeit mit gutem Gewissen in eurer eigenen Gewalt habt und zugleich durch unser theures Jahrhundert leidet, suchet die nothigen Zulagen in eurer eigenen Kraft und entgehet dadurch den abschläglichen Antworten, die ihr doch nur erhieltet, wenn ihr sie ausserhalb euch suchen wolltet. Noch findet sich immer eher öffentliches Geld zu den unnützeften Dingen, als zur Zufriedenstellung der

nüglichsten Diener, und die Welt liegt in dieser Hinsicht gar sehr im Argen...

Sind Aemter und Dienste von der Art, daß dabei auffer dem festen Solde mancherlei Zugänge Statt finden, oder auf zufällige Einnahmen von den Mitbürgern gerechnet ist: so erfordert die Amtstreue auch in Benützung derselben Reinheit und Unsträflichkeit. Was an sich wirklicher Betrug ist, darf nie für einen erlaubten Zugang gehalten werden. Was offenbar den Mitbürger drückt, darf nie für eine rechtmäßige Einnahme angesehen werden, und wenn man sie auch ausklagen könnte. Ehrlichkeit und Entfernung vom groben Eigennutze sind Haupterfordernisse eines wackern Dieners. Ein Bösewicht ist der Beamte, der Unterschleif macht, er sei von welcher Art er wolle. Ein Abschaum ist der Richter, der das Recht des Armen für Geschenke verkauft. Ein Bauchpaffe ist der Prediger, der Accidenzienplack bei seinen dürftigen Eingepfarrten treibt. Man sei dem Geitze nicht ergeben; man schaffe sich nicht überflüssige Bedürfnisse; man benutze arbeitsam seine Nebenstunden; so wird man nie zu solchen Niderträchtigkeiten seine Zuflucht nehmen.

Diejenigen, welche das Schicksal auf andere Weise der traurigen Nothwendigkeit überhoben hat, auf Kleinigkeiten, die zu ihren Amtseinkünften geschlagen sind, zu achten, sollen sich besonders berufen fühlen, unter Umständen auf Eingang derselben Verzicht zu thun. Man mus nehmlich, wenn man sich

sich mit der bürgerlichen Gesellschaft über Thun und Geniessen in ihr berechnet, nicht blos das in Beschlag bringen, was man für jede wirkliche Amtsverrichtung erst erhält, sondern auch das, was man, ohne einen Schlag im Amte gethan und ohne das Geringste noch verdient zu haben, schon hatte. Wenn nicht so über die Wohlthaten der Geburt, des Erbrechts, der Vermächtnisse und anderer zufälligen Gewinne gedacht wird: so haben diejenigen vollkommen Recht, welche in selbigen eine nicht geringe Quelle des bürgerlichen Elends finden. Ich bin, spricht daher der begüterte Rechtschaffene, für Vieles, was ich in meinem Amte zu thun habe, schon bezahlt, und brauche nicht erst dafür bezahlt zu werden; wenn's also blos auf Bezahlung ankäme, so müste ichs um so eifriger thun, weil ich schon vorher, wohl gar lange vorher, dafür bezahlt ward. Lächerlich wärs, wenn ich darum, weil ich jetzt auf der Stelle nichts dafür nehme, sagen wollte, daß ichs unentgeltlich thäte; Entgeld gehört sich eigentlich erst nach dem Thun, ich aber habe es gar vor dem Thun erhalten. — — Hieraus dürfte dann auch wohl folgen, daß die Ueberschwenglichreichgeborenen sich ebensowenig für berechtigt halten sollten, die einträglichsten Aemter an sich zu reißen, als ein blosses Schmarogerpflanzen- und Heerbienenleben in der Gesellschaft zu führen, sondern daß sie vielmehr durch Dienen ohne allen Sold den Reichthum erst zu verdienen suchen sollten, welchen sie in der Wiege schon hatten. Be-

stens müßten sie bei allgemeinen Unglücksfällen ihre Amtseinkünfte als die erste Quelle öffentlicher Unterstützung anweisen und dem Verfall der Staatskasse durch Quittungen ohne Geld zu Hülfe zu kommen bereit sein.

Wer ein Amt hat, hat auch Amtsleiden. Es ist ein sehr wesentlicher Bestandtheil der Amtstreue, daß man sich auch diesen willig unterwerfe und sie standhaft trage. Sie sind Leiden für das Gute, und zwar für dasienige Gute, zu dessen Leistung man sich durch Uebernahme des Amtes noch ausdrücklich verpflichtet hat. Verdrus ist das geringste dieser Leiden, und, man habe einen öffentlichen Dienst, welchen man wolle, so wird die redliche Besorgung desselben zuweilen damit verknüpft sein; denn es gibt immer Menschen, die es lieber sähen, man besorgte ihn nicht redlich. Dieselben Menschen erschweren dann auch die Dienstverwaltung, legen allerlei Hindernisse in den Weg und suchen den Diener dadurch zu ermüden. Der Rechtschaffene achtet den Verdrus nicht, welchen ihm sein Amt macht, und übersteigt die Hindernisse, welche man ihm bei Führung desselben bereitet. Er troßt sogar wirklichen Gefahren dabei und läßt sich durch sie nicht abwendig machen. Diese Gefahren sind von mancherlei Art und entstehen theils aus der Natur des Amtes selbst, theils aus der Stimmung der Gesellschaft, in der man das Amt betreibt, oder einzelner Glieder derselben. Sind sie unerwartet schon da,

so

so mus man sich aus ihnen durch Rückzug aus seinen Amtsgeschäften nicht zu retten suchen; stehen sie erst bevor und man erblickt sie, so mus man ihnen durch Umgehung seiner Amtsgeschäfte nicht zu entweichen trachten. Das übernommene Amt ist der heilige Wirkungskreis, in dem man nicht nur leben, sondern auch sterben können mus, wenns Noth thut; und im höchsten Grade treulos handelt der, welcher im Augenblick der Gefahr, die ihm sein Amt bereitet, das Amt aufgibt. Eben so treulos handelt aber auch der, welcher, um das Amt zu behalten, seinen Amtspflichten zuwider thut. Die abscheuliche Zumuthung hiervon thun oft die Vergeber der Aemter unter geheimen Bedrohungen selbst; da ist's dann die höchste Amtstreue, sich lieber von seinem Amte entsetzen zu lassen und Noth zu leiden, als ein stummer Hund zu sein und aus Tyrannensurcht Schelm gegen das allgemeine Beste zu werden.

Hat Jemand ein Amt, so warte er des Amts, so lange er kann. Dis ist immerwährende Amtstreue. Niemand mus sich zu früh alt dünken, oder eher die Hand vom Pfluge zurückziehen, bis er ihn nicht mehr gehörig führen kann. Die Substitutensucht ist nichts als Bauchpflege; man hat berechnet, daß man den Theil der Einkünfte, welchen man an
den

den Gehülffen gibt, entbehren könne, und will nun das Uebrige bei Nichtsthun bis an sein Ende hinnehmen und verzehren. Brav handelt der, der sich nicht nach seinen Jahren, sondern nach seinen Kräften, misse und schätzt; denn das gemeine Wesen hat ihm wohl ein Bette zugesagt, aber kein Faulbette, und hat ihm zwar auf Lebenszeit das Amt zugesichert, aber nicht mit der Erlaubnis, sich von Seiten der Arbeit ins Todtenregister zu schreiben, wenn er von Seiten des Genusses noch immer unter den Lebendigen figuriren will. Schön ist der Tod des Mannes, der mitten in seiner Dienstverwaltung stirbt; er stirbt in einem erhabeneren Verstande fürs Vaterland und auf dem Bette der Ehren, als der, den als Wüstling Kartätschenseuer im Schlachtfelde zerschmettert.

Hat Jemand ein Amt, so warte er des Amtes aber auch nicht länger, als er kann. Hiermit schließt sich die Amtstreue. Jedes Amt will gehörig verwaltet sein; das gemeine Wesen kennt keinen besondern Personennahmen, sondern nur Amtsnahmen, die Personen, welche das Amt verwalten, mögen heißen, wie sie wollen, und heißen auch immer von Zeit zu Zeit anders. Der Rechtschaffene wartet

wartet also nicht so lange, bis ihm gesagt werde, daß Abnahme der Kräfte einen Gehülfen für ihn nothwendig mache; er sagt sich dis selbst. Und, wenn es ihm aus besonderer Schonung nicht gesagt würde, er aber die Unvollkommenheit seiner Amtsbetreibung selbst deutlich einseht, so sagt er es laut und verlangt einen Substituten. Er hat ja die Ehre, wacker gearbeitet zu haben; warum sollte er sichs für Schande rechnen, nicht mehr arbeiten zu können? Schande kann nur sein, nicht mehr arbeiten zu wollen. Die Einbusse an Einkünften, welche er dabei leiden mus, sucht er durch die Ersparnisse wieder einzubringen, welche ihm sein Alter auch verschafft. Ja, und bestände ein dankbarer Fürst darauf, daß er schlechterdings sein Amt fortbekleiden sollte: so erwiedert er — ich mus Gott mehr gehorchen, als Ihnen, und darf meine Mitbürger nicht täuschen; ich habe mich überlebt und ziehe mich in die Einsamkeit zurück, die für den Greis der Uebergang der Natur zur Todtenstille im Grabe ist. — —

Uebe Jeder, wer ein Amt hat, so Amtstreue von Anfang bis zu Ende aus. So wird einst sein Amt, es sei gewesen, was für eins es wolle, der Wirkungskreis für ihn gewesen sein, in welchem er sich die Geschicklichkeit erwarb, in
einen

einen höheren Wirkungskreis iener Welt einzutreten. Und — so wird die bürgerliche Gesellschaft den Grad von vollkommener Glückseligkeit aufweisen, welchen ihr eine so unvollkommene Welt, wie unsere Erdenwelt ist, gewähren kann.

VI.

F e i n d e s l i e b e .

Am 3. Sonnt. n. Epiph.

Ueber Röm. 12. V. 17.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem.

VI

Seit dem 1. d. M.

am 1. d. M.

am 1. d. M.

am 1. d. M.

Meine Brüder. Es ist unmöglich, daß wir nicht in ruhigen Augenblicken die Richtigkeit der Regel — Vergeltet nicht Böses mit Bösem — bald auf das deutlichste einsehen sollten. Brauchen wir zu diesem Behufe auch weiter etwas zu denken, als das Einzige — „Du mußt dich nicht das Böse überwinden lassen, sondern das Böse mit Gutem überwinden?“

Wenn wir uns durch empfangene Beleidigungen zu Gegenbeleidigungen reizen lassen, so geben wir dadurch unserem Beleidiger die Gewalt, uns schlecht zu machen; ist dis nicht die schrecklichste Gewalt, welche wir Andern über uns einräumen können? Wenn wir aber liebevollgesinnt gegen unsern Feind bleiben, so behaupten wir unsere Herzensgüte, und wenn dann unsere Thatbeweise davon auch ihn zu besseren Gesinnungen zurückbringen, so üben wir die sanfteste Gewalt über ihn aus.

Müssen wir nicht die Wahrheit dieser Sätze eingestehen? So laßt uns sie dann aber doch nicht bloß in Gedanken unterschreiben; laßt uns auch darnach handeln, wenn die Anwendungsfälle wirklich eintreten! Es wird ja nicht von uns verlangt, daß wir erhaltene Kränkungen und uns zugesügten Schaden als etwas Angenehmes empfinden sollen; auch wird nicht verlangt, daß wir, wenn der Feind fortfährt, uns zu

fränken und uns zu schaden, nicht Sicherheitsanstalten gegen ihn treffen sollten. Das zur höchsten Unsittlichkeit führende Vorurtheil soll nur von uns abgelegt werden, als müßten wir uns so lange als Ueberwundene betrachten, bis wir Rache am Feinde genommen und ihm noch größeres Böses zugesügt hätten, als er uns zusügte. Daß man sich ohne Rache für einen Ueberwundenen erkläre, ist ein blosses Mißverständnis. Mein, irrender Rachsüchtiger, noch bist du nicht überwunden; du bist aber nahe daran, überwunden zu werden. Als dich dein Feind beleidigte, rief er dich blos auf den Kampfplatz der Tugend. Schon wankt deine Tugend, schon will dein Muth an ihm gekühlt sein; stimmst du hierin ein, vollbringst du die Rache, dann bist du besiegt. Und, wenn du deinen Feind dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach wirklich überwändest, so bist du doch der eigentliche Ueberwundene; denn — das Böse hat dich überwunden. Ja, je fürchterlicher die Rache wäre, welche du an ihm nähmest, je mehr du sein Glück zerstörtest, desto mehr wärst du der Ueberwundene; denn desto mehr hätte dich das Böse überwunden. Es gibt eine Stärke der Knochen und eine Stärke des Herzens. Jene ist die Stärke des Rosses, und an ihr hat der Herr keinen Wohlgefallen; diese aber ist die eigentliche Menschenstärke. Wahrer Sieg ist also nicht, daß du den Feind zu Boden werfest, sondern daß du ihm, der dir Böses that, Gutes thust. Läge er, niedergeworfen, zu deinen Füßen und trätest du auf ihm herum, so spräche er blos — du hast mehr Körperkraft,

als

als ich; fällt er aber, durch deine Wohlthaten beschämt und aus eigenem Antriebe, dir in die Arme, und schliessest du ihn an deine Brust, so spricht er — du bist besser, als ich. Sag, welcher Ruhm von beiden klingt aus dem Munde des Feindes menschlicher für dich?

Was sollte auch aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn wir der Regel — Vergeltet nicht Böses mit Bösem — nicht huldigten? Wie oft liegt es im Dunkeln, welcher von zwei Feinden dem andern das erste Böse that! Das erste Böse geschieht ja häufig, ohne daß der Thäter sich dessen bewusst ist. Wenn nun in solchen Fällen Gegenböses geschieht, wird der Thäter des ersten Bösen nicht dieses für das erste Böse ansehen? Wird der unwissende Beleidiger sich nicht für den Beleidigten halten? Wie, wenn er nun auf Gegenböses zu sinnen sich auch für berechtigt hält, und wenn der wirkliche Beleidigte sich durch diese fortgesetzte Beleidigungen noch mehr in Wuth setzen lässet — wer bringt die beiden Thoren zur Vernunft zurück? Wenn aber auch dis nicht der Fall ist, so pflegt die Rache, welche ausgeübt wird, doch immer eine größere Leidzufügung zu sein, als die Beleidigung war, auf welche sie erfolgt; denn könnte man sich dis für unerlaubt halten, so würde man sich überhaupt keine Rache erlauben. Das Mehr in der Rache nimmt dann der andere Theil wieder für offenbare Beleidigung auf; wenn er dann nun auf ein gegenseitiges Mehr in der Gegenrache wieder denkt, und sein Gegner hernach auch wieder, u. s. f., wann soll das reißende Thier-

wesen ein Ende haben? Einer von Beiden mus ben Anfang machen, Böses mit Bösem nicht zu vergelten; wer ihn macht, der ist der Klügere und Bessere. Warum wollten wir aber diesen Gedanken erst nach langeausgeübter Feindschaft finden? Lasset ihn uns lieber gleich anfangs finden; so wird die Feindschaft gleich in der Geburt erstickt, und so sind wir in noch höherem Grade die Klügeren und Besseren in der That.

Es ist sehr heilsam für das Herz, wenn man oft in den ruhigsten und heiligsten Augenblicken des Lebens darüber nachdenkt, wie man sich in entstehenden Feindschaften zu verhalten habe; damit man hernach zur nöthigen Zeit das rechte Verhalten gleich treffe und ihm treu bleibe. Wir wollen dis jetzt mit allem dem Eifer thun, welchen eine für unsere Tugend und Rechtschaffenheit so wichtige Angelegenheit von uns fordert. —

Sobald von einer für uns entstandenen Feindschaft Rede wird, müssen wir schlechterdings erst untersuchen, ob es eine wahre Feindschaft sei. Aus dem Mangel dieser einzigen Untersuchung entstehen erst die mehresten Feindschaften, oft solche Feindschaften, welche der Tod nur beilegt. Machen wir es denn nicht auch mit ieder andern neuen Erkenntnis so, daß wir erst fragen, ob sie wahr sei?

Zur Erkenntnis einer für uns entstandenen Feindschaft können wir entweder durch eigene Erfahrungen, oder durch die Nachrichten Anderer. Was die letzteren anbetrifft, so sollen wir im höchsten Grade misstrauisch gegen sie sein. Warnen mögen wir uns zwar
durch

durch sie lassen; wir müssen aber diesen Warnungen erst auf den Grund sehen, ehe wir unser Urtheil wirklich bestimmen. Wie oft suchen Menschen ihren Vortheil bloß dabei, wenn sie Andere entzweien können! Die Freundschaft derselben ist ihnen entweder bei Erreichung ihrer Absichten im Wege; oder sie wollen den Platz gern einnehmen, welchen der Eine bei dem Andern seither inne hatte. So legen sie sich darauf, üble Urtheile, gehässige Pläne, ja wohl gar feindselige Handlungen zu erdichten und solche der Behörde zu überbringen. Gelingt es ihnen dann, Gehör zu finden und die erwünschten Folgen davon zu sehen, so stehen sie im Hintergrunde und lachen schadensfroh. Es wäre also sogar wider die Klugheit gehandelt, wenn wir jeden Ueberbringer solcher Nachrichten gleich für einen ehrlichen Erzähler halten wollten. Wir müssen genau auf die Umstände Acht haben, welche er seiner Erzählung einmischt; einer oder der andere davon wird uns, wenn wir uns weiter nach ihm erkundigen, allemahl gewis in den Stand setzen, richtig darüber zu entscheiden, ob der Erzähler ein Redlicher, oder ein Ohrenbläser, war, und ob also die Feindschaft, von der er uns benachrichtigt, eine wahre sei, oder nicht.—

Kommen wir aber zur Erkenntnis einer Feindschaft durch uns selbst und durch eigene Erfahrungen, so müssen wir auch diesen Erfahrungen nicht gleich trauen. Denn es können bloß vermeinte sein. Geht es uns denn nicht auf allen andern Seiten unseres Lebens auch oft so? Wie oft nehmen wir, wenn wir unsere Erfahrungen ruhiger geprüft haben, unser erstes Urtheil, das

wir bei den ersten Eindrücken über sie fällten, gern zurück! Nun, ebensooft und ebensoleicht können wir auch in gemachten Feindschaftserfahrungen irren. Es kann eine bloße Misdeutung der Handlung eines Andern, ein blosser Misverstand einer Aeußerung desselben, ja ein blosser verdrüsslicher Gesichtszug, der von ganz andern Ursachen herrührt, sein, wodurch der Verdacht in uns entsteht, als habe sich seine Zuneigung in Abneigung, seine Liebe in Haß verwandelt. Wir sind es ihm also schuldig, die nähere Erklärung davon uns von ihm selbst geben zu lassen, und müssen uns nicht das Recht zu erklären anmassen, noch weniger die schlimmste Erklärung davon gleich machen. Er wird auch, wenn wir ihm nur Zeit lassen und ihn weiter beobachten, uns die Erklärung nicht schuldig bleiben; und dann erst werden wir wissen, ob unsere Erfahrung uns täuschte, oder nicht, und ob die Feindschaft, welche wir zu bemerken glaubten, eine wahre sei, oder nicht.

Ist nun keine wahre, so müssen wir auch sogar das Andenken daran in unserem Herzen auslöschen; damit es nicht die geringste Kälte oder Zweideutigkeit in unserem Betragen gegen den unschuldigen Mitbürger veranlasse. Der Misverstand ist gehoben; so muß es sein, als wäre er gar nicht da gewesen. Der Ohrenbläser steht als Ohrenbläser da; so werde es ihm verboten, je wieder ähnliche Nachrichten zu hinterbringen, und man weise ihm, wenn er damit nicht aufhört, die Thüre. Thun wir nicht so, so machen wir durch unsere Kälte den Andern erst kalt gegen uns, und so wird die blos vermeinte Feindschaft der Grund, welchen

chen wir selbst aus Mangel an Herzensgüte, oder doch aus Unbedachtsamkeit, zu einer wahren legen.

Ist's aber eine wahre Feindschaft, die für uns entsteht: so müssen wir, sobald wir völlig davon überzeugt sind, den Gedanken zum ersten und uns hernach nie wieder verlassenden Gedanken machen — mein Feind soll mein Feind nicht bleiben. Wie? Dis wollten wir nicht? So sähen wir es ja also gern, daß er unser Feind geworden sei, und doch führen wir Klage darüber? In was für einem Widerspruche ständen wir dadurch mit uns selbst! Und könnten wir auch wohl noch den geringsten Anspruch auf Herzensgüte machen, wenn uns Fortdauer der Feindschaft wünschenswerth, oder auch nur gleichgültig, wäre?

Wie es nun aber anzufangen, daß unser Feind nicht unser Feind bleibe? — Hier tritt abermals eine der wichtigsten Untersuchungen ein, ohne die wir in der guten Sache durchaus keinen glücklichen Fortschritt thun können. Anders haben wir nehmlich zu verfahren, wenn wir an der Feindschaft Schuld wären; anders, wenn wir nicht daran Schuld sind. Der grosse Punkt unserer Schuld oder Schuldlosigkeit mus also bei uns selbst erst aufs Reine. Stolz mus uns von dieser Selbstprüfung nicht abhalten; Eigenliebe mus aber auch nicht bei ihr uns leiten. Diejenigen, welche bei solchen Gelegenheiten ohne alles Weitere die Schuld gleich von sich weg schieben, sind gemeiniglich in der Verdammniß; denn derselbe Dünkel, welcher sie hierzu verleitet, hat sie auch gewis zu Beleidigungen verleitet, die sie für nichts achteten, die aber der

andere Theil hoch aufnahm. Wir sind Menschen, wie Andere — wir können fehlen, wie sie, fehlen ohne unser Wissen; welche Anmassung also, die Schuld gleich dem Gegner beizumessen! Ist's nicht ebenso, als sagte man — ich bin unfehlbar? Es ist aber auch nicht genug, daß wir uns zur Selbstprüfung herablassen; wir müssen thun, als wären wir der dritte Mann, der die Prüfung anstellte. Ruhig und unpartheilich müssen wir dabei zu Werke gehen; wir müssen vor offenbaren Fehlern, die wir begangen haben, nicht die Augen verschliessen, oder gleich Entschuldigungen ihrentwegen bei der Hand haben. Es ist ja keine Schande, unvorsätzlich gefehlt zu haben; wohl aber ist's Schande, den begangenen Fehler nicht einsehen zu wollen. Selbst bloß zweideutige Handlungen, unüberlegte doppelstimmige Reden, deren wir uns bewusst werden, müssen uns aufmerksam machen. Könnten wir nicht einzig mit uns selbst darüber werden, ob wir unsern Feind gereizt: so müssen wir einem unbefangenen Dritten das, was sich aus unserer Selbstprüfung ergibt, mittheilen und ihn darüber urtheilen lassen. Wir müssen diesem nöthigenfalls den Auftrag machen, unsern Feind menschenfreundlich auszuforschen, womit er sich etwa von Seiten Unserer rechtfertige. Auf solche Weise ist es unmöglich, daß wir in Ungewisheit darüber bleiben sollten, ob wir schuldig, oder schuldlos an der Feindschaft sind. Daran aber erkennt man gute Seelen, wenn sie nicht eher ruhen, bis sie aus dieser Ungewisheit sind.

Finden wir uns dann schuldig, so müssen wir die Schuld wegräumen, und das Böse, welches den Grund

zur Feindschaft legte, wieder gut machen. Das Geringsste ist also, daß wir aufhören, so zu reden, so zu handeln und uns so zu betragen, wodurch unser Feind sich beleidigt fühlt und wozu wir doch keine höhere Verpflichtung weiter haben. Thäten wir nicht so, so wäre es uns ja kein Ernst darum, daß er aufhören sollte, unser Feind zu sein; wir brauchten vielmehr das untrüglichsste Mittel, ihn täglich noch feindseliger gegen uns zu machen. Wir müssen aber auch den Schaden, welchen wir ihm einmahl angerichtet haben, so viel in unsern Kräften ist, ersetzen, ohne uns dazu erst zwingen lassen zu wollen. Ob er den Schadenersatz verlange, steht zwar bei ihm; wir aber müssen uns dazu bereit zeigen. Dis ist der thätliche, folglich der wahre Beweis, daß uns die zugesügte Beleidigung leid sei; ohne ihm aber Ueberzeugung hiervon zu geben, spielen wir bloß mit der Ausöhnung mit ihm, die wir doch zu verlangen vorgeben. Wir müssen also das, was wir ihm zuwider gesprochen, zurücknehmen und für falsch erklären; wir müssen von dem, was wir ihm zuwider gethan, das Gegentheil thun. Waren es bloß zweideutige Reden und Handlungen, so müssen wir durch solche Reden und Handlungen, die nicht missverstanden werden können, ihren wahren Sinn ins Licht setzen. Er müßte ein halber Unmensch sein, wenn er auf solche Weise nicht aufhörte, unser Feind zu sein; denn was könnte er nun noch weiter fordern, als daß wir die einmahl geschehene Beleidigung ungeschehen machen sollten? Da diese Forderung aber auf eine Unmöglichkeit geht, so weist ihn seine eigene Vernunft

damit zurück. Söhnt er sich dann mit uns aus, so müssen wir ihn hernach immer mit einer gewissen Zärtlichkeit behandeln; damit er von der Aufrichtigkeit unserer Reue noch immer stärker überzeugt werde. Wir müssen ihm Gefälligkeiten erzeigen und seinen Wünschen deshalb zuvorkommen; so zeigen wir ein Herz, welches sein begangenes Böses nie genug vergüten zu können glaubt, und so legt oft eine einzige beigelegte Zwietracht den Grund zu den herzlichsten und dauerhaftesten Freundschaften nachher. Wärs aber der Fall, daß er sich nicht mit uns aussöhnte — welches aber doch gewis, wenn wir auf die beschriebene Art zu Werke gehen, nur selten sich ereignen wird — so gehen wir unsererseits unsern redlichen Gang ruhig fort und überlassen es der Zeit, ob er sich besinnen werde. Wir vermeiden Alles, was er zum Vorwande der Fortsetzung seiner Feindschaft gegen uns gebrauchen könnte, und setzen uns, wenn er verfolgerisch würde, auf jede erlaubte Art gegen ihn in Sicherheit.

Finden wir uns aber unschuldig und liegt die Schuld offenbar an unserem Feinde, so müssen wir diesen zu bewegen suchen, daß er die Schuld wegräume und das Böse, welches den Grund zur Zwietracht legte, wieder gut zu machen geneigt werde. Dis ist freilich schwerer; aber desto mehr Ehre auch für uns, es zu bewirken, und desto mehr Freude für unser Herz, es bewirkt zu haben. — Daß sonach ieder Gedanke an Rache und böse Erwiederung entfernt sein müsse, leuchtet aus der Natur der Sache hervor. Durch Gegenböses entbänden wir ja gleichsam unsern Feind

Feind von seiner Pflicht, sein Böses wieder gut zu machen; hätte er uns vollends unvorsätzlich beleidigt und empfinde denn unsere vorsätzliche Gegenbeleidigung, welche abscheuliche Eindrücke würde dis auf ihn machen! Verlangen nach Ausöhnung, aber erst nach genommener Rache — Welch ein Widerspruch! Diese, welche erst vorangehen soll, ist der sicherste Beweis, daß es mit jenem kein Ernst sei. Nein, wir müssen die empfangene Beleidigung einstweilen auf sich beruhigen, und dem Beleidiger einige Zeit, sich zu besinnen, lassen. Vielleicht kommt er dann aus sich zur Erkenntnis seines Unrechts und thut aus eigenem Antrieb den Schritt zu uns. Geschieht dis nicht, so müssen wir den Schritt zu ihm thun. Hierzu müssen wir eine unserer ruhigsten Stunden wählen und uns recht vorbereiten. Nicht mit heftigen Vorwürfen, nicht mit Drohungen, nicht mit der strafenden Mine eines Richters müssen wir ihn anreden, sondern liebevoll, wie ein Mensch, der einen Andern, welcher fehlgeht, auf den rechten Weg zurückweist. Vielleicht ist er in gänzlicher Unwissenheit darüber, uns beleidigt zu haben, und so wird es, wenn er ein guter Mensch ist, gar keines Vorwurfs bedürfen; er wird so, wie er nur den Anfang unseres Vorhalts hört, uns nicht ausreden lassen, sondern sein Unrecht auf der Stelle einsehen Zweideutigkeiten heben und sich zum Schadenersatz geneigt bezeigen. Vielleicht hat er sein Unrecht, das er aus Uebereilung beging, schon eingesehen, und Scham vor sich selbst und eine Art von Furcht vor uns hielten ihn zurück, sich uns zu nahen; wie grausam handelten wir,

wenn

wenn wir sein Herz mit Drohungen vollends niderschlagen! Weis er aber, was er gethan, ist's ihm noch nicht leid geworden, und kann unser erster kurzer Vorhalt ihn nicht zur Reue bewegen; vertheidigt er sich vielmehr noch deshalb: so müssen wir ihm sein begangenes Unrecht deutlich aus einander setzen. Gründe müssen es sein, wozu wir einzig und allein unsere Zuflucht nehmen. Er hat Vernunft, wie wir; sind unsere Gründe also richtig, stellen wir sie ihm lichterhell hin — wie sollte unsere Ueberzeugung, daß er Unrecht gethan, nicht auch die seinige werden? Wir müssen uns dabei nur recht in der Gewalt haben, unsere beleidigte Person nicht einmischen, es wüßten dann die wichtigsten Verhältnisse zwischen uns und ihm erfordern, wenn es mit seiner Ueberzeugung etwas langsam hergeht, nicht ungeduldig werden, und noch weniger über Rechtfertigungen, welche er für sich vorbringt, in Zorn gerathen, sondern diese nur sanftmüthig widerlegen. Würde so mit allen Vorhalten der Art zu Werke gegangen, so wär's unmöglich, daß so viele derselben fehlschlagen könnten. So aber werden sie oft gleich mit dem aufgebrachtesten Gemüthe angefangen, oder man weis doch während derselben sich nicht zu mäßigen; so, daß beide Theile hernach noch erbitterter, als vorher, aus einander gehen, und daß der ganze Erfolg der gehaltenen Zusammenkunft wahre Unversöhnlichkeit wird. Jeder mus sich selbst kennen. Sobald man weis, daß man zum Zorne geneigt sei, sobald man von dem Gefühle der Beleidigung zu heftig ergriffen ist — kurz, sobald man ahndet, daß der Vor-

Vorhalt übel ablaufen möchte: so erfordern es Klugheit und Herzensgüte, selbigen einem Dritten aufzutragen. Dieser mus ein vernünftiger und edler Mann sein; er mus es gern thun und überzeugt sein, daß uns Unrecht geschehen sei; so wird er nicht darum, weil es ihm nicht geschehen ist, zu kalt, aber auch eben darum, weil es ihm nicht geschehen ist, nicht zu warm beim Vorhalte sein. Auch mus er selbst gegen unsern Beleidiger nichts haben, sondern sein Freund sein, damit dieser ihn ruhiger anhöre. Je mehr Uebergewicht er über unsern Feind hat, desto Mehr können wir uns vom Erfolge versprechen; ist er also gar sein Vorgesetzter, oder sein Wohlthäter, so dürfen wir an dem glücklichsten Erfolge kaum zweifeln.

Gelingt nun der Vorhalt an unserem Beleidiger, wir mögen ihn selbst, oder durch einen Dritten, thun; kommt unser Feind zur Erkenntnis und Reue: so müssen wir ihm das Uebrige auch nicht schwer machen. Selig der, der in solchen Fällen weiter nichts zu hören braucht, als — Bruder, es gereuet mich. Lasset uns dis nehmlich vom Schadenersatz verstehen! Ist dieser dem Beleidiger leicht, so wird er ihn auch gewis leisten; denn es ist ihm nun selbst darum zu thun, uns jeden Verdacht über seine Reue zu benehmen und uns ganz mit sich auszuföhnen. Mehrentheils ist solcher leichter Ersatz dann aber auch für uns leicht zu verschmerzen; so handeln wir edler, wenn wir darauf Verzicht thun, und erzeigen dadurch gleich dem gewesenen Feinde die erste neue Gefälligkeit wieder. Mü-

sten

sten wir aber auf Ersatz bestehen, so wird solcher auch gewis diesem schwer sein; folglich müssen wir wenigstens das Gesetz der Billigkeit dabei beobachten und vom Gleichgewichte zwischen Schaden und Ersatz nachlassen, was wir können. Ist der Ersatz aber ganz unmöglich, so befiehlt uns sogar die Gerechtigkeit, mit der blossen herzlichsten Bereitwilligkeit, ihn zu leisten, zufrieden zu sein. Von andern Dingen aber, wie z. E. förmliches Bekenntnis, feierliche Abbitte, schriftliche Ehrenerklärung u. s. w., können wir Alle nachlassen; wer wollte also nicht in Hinsicht dieser und ähnlicher Dinge daran genug haben, wenn er hört — Bruder, es gereuet mich —? Ja, der wahrhaftig gute Mensch hat schon genug daran, wenn er unter Händedruck diese Worte nur in den Augen seines Bruders liest. Ist dann so die Sache in Liebe abgethan, so mus sie auch auf ewig abgethan sein. Nie müssen wir sie Andern weiter erzählen; wir müssen vielmehr, wenn sie bekannt wäre, das Gespräch davon ablehnen und sie für begraben erklären. Noch weniger müssen wir sie gegen den Beleidiger selbst wieder erwähnen, um die kaum geheilte Wunde seines Herzens nicht von neuem aufzureissen. Wer so thun kann, der handelt noch unedler, als sein Beleidiger ehemals gegen ihn handelte, und ist hernach selbst Schuld daran, wenn neue Feindschaft entsteht. Vielmehr müssen wir uns auf allen Seiten gegen den gewesenen Beleidiger so betragen, daß er immer mehr in der Ueberzeugung gestärkt werde, daß wir des Vorgangs gänzlich vergessen. Ist er ein Rechtschaffener, so wird seine Dankbarkeit keine Gren-

zen kennen; und so hat Grosmuth schon oft den Feind in den treuesten Freund umgeschaffen.

Schlägt aber der Vorhalt fehl und will unser Feind weder von gethanem Unrecht, noch von Ersatz, wissen: so kommt es darauf an, ob der Ersatz uns unentbehrlich sei, oder nicht, und ob er, wenn er ienes ist, Aufschub leide oder nicht. Hierüber müssen wir mit Gewissenhaftigkeit, aber nicht aus falschem Ehrgeize, oder gar aus leidiger Habsucht, entscheiden. Sobald er entbehrlich ist, oder doch wenigstens Aufschub leidet, müssen wir dem Feinde noch Zeit, sich zu besinnen, lassen, und unterdessen unsere Versuche, ihn zum Besinnen zu bringen, wiederholen. Auch dieses Mittel erreicht oft, besonders bei gewissen Gemüthern, seinen Zweck. Bewirken wir aber auch hierdurch nicht, was wir bewirken wollen, so lassen wir den Beleidiger, falls der Ersatz entbehrlich ist, in Ruhe. Ist aber der Ersatz unentbehrlich, so thun wir, wie wir schon thun gedurft hätten, wenn der Ersatz auch zugleich keinen Aufschub gelitten hätte; wir halten ihn durch rechtliche Zwangsmittel dazu an. Wird er dadurch noch mehr unser Feind, so ist dis seine eigene Schuld. Was sollte aus der bürgerlichen Gesellschaft werden, wenn man sich aus Feindesliebe von Jedem betrügen, um seinen guten Nahmen bringen, oder gar verfolgen lassen müste? Dis ist die Bestimmung der Obrigkeit, in solchen Fällen uns zu schützen; sie kann uns aber nicht eher schützen, bis wir sie um Schuß bitten, d. h. klagen. Wenn die ersten Christen hiervon abgemahnt wurden, so geschah es blos dar-

darum, weil sie vor nichtchristlicher Obrigkeit Klagen mußten; welches aber bei uns nicht der Fall ist. Zur Reue werden wir dadurch freilich unsern Feind schwerlich bringen; eben darum aber auch, weil wir dis wissen, müssen wir Alles thun, um ihn, wo möglich, hernach noch dazu bringen. Und hier ist's, wo sich für ein edles Herz erst das Feld der schönsten Wirksamkeit öfnet.

Die Reue unseres Feindes nehmlich, welche oft weder unsere liebevollen Vorstellungen, noch die Richter selbst, bewirken konnten, bewirkt oft hernach unser wackeres Benehmen in der Folgezeit. Wenn z. E. der Unversöhnliche sieht, daß wir Mittel in die Hand bekommen, ihm zu schaden, und uns dieser nicht bedienen — wenn er hört, daß wir über Unfälle, die ihn betreffen, keine Schadenfreude, sondern Bedauern, geäußert, und daß wir über einen Fehler, den er beging, nicht spotten, sondern ihn deshalb entschuldigen — wenn er erfährt, daß wir bei ieder Gelegenheit glimpflich über ihn urtheilen — welche erschütternde Eindrücke mus dis auf ihn machen! Wenn er vollends nothgedrungen uns um eine Gefälligkeit ansprechen mus, und wir sie ihm nicht abschlagen — wenn wir seinen Wünschen gar zuvorkommen — wenn er nach einiger Zeit erst erfährt, daß wir derienige waren, der ihm hinter seinem Rücken Gutes that und sein Glück beförderte — — müste er nicht ganzer Barbar sein, wenn er nicht in sich ginge, seine Härte verwünschte und die herzlichste Reue zu fühlen anfänge? Ach, Wohlthaten, Wohlthaten — welch ein fast untrügliches Mit-

Mittel, auch den unverföhnlichsten Feind endlich zu gewinnen und zu bessern! Dis sind die feurigen Kohlen, welche man auf sein Haupt häuft; dis ist das, wodurch er sich äuserst beschämt fühlen und worüber er feuerroth werden mus. Grosse Seelen, die ihren Feind speisen, wenn ihn hungert, und ihn tranken, wenn ihn dürstet! Sie sind verwandt mit Gott, wahre Kinder des himmlischen Waters, der seine Sonne auch aufgehen läffet über Gute und Böse, und auch regnen läffet über Gerechte und Ungerechte. Ihr eigenes Bewustsein lohnt sie schon genug dafür; aber sie geniessen auch oft noch hohen Lohn von aussen. Wenn dann endlich der unverföhnlichste Feind durch ihre unermüdete Thätigkeit für sein Bestes vor sich selbst keine Ruhe mehr hat, nicht mehr weis, wo aus und ein, sondern zu ihnen fliehen mus und nicht eher wieder freien Athem schöpfen kann, bis er mit aufgehobenen Armen und unter Thränen ausgerufen hat — Bruder, es geruuet mich — welch ein Triumph für ihr Herz! Sagt, m. Br., was geht über diesen Segen, womit die Tugend ihre wahren Verehrer krönt, denken zu können — ich habe durch meine Milde und Güte einen Stein erweicht —?

Strebet Alle nach diesem erhabenen Segen, daß er der eurige werde! — Drücket unsere gesamt heutige Betrachtung tief in euer Herz und handelt nach ihr in vorkommenden Fällen. Hütet euch, Andere zu beleidigen; da es aber doch wider euren Willen zuweilen geschehen wird, so ruhet, wenn es einmahl geschehen ist, nicht eher, bis ihr eure Beleidigung wieder

gut gemacht habt. Die Freude fliehe bis dahin euer Herz, und der Schlaf euer Lager! Machtet euch aber auch gefasst darauf, beleidigt zu werden; und, wenn ihr Alles thätet, um dis zu vermeiden, selbst die treue Erfüllung eurer Pflichten wird euch Feinde machen. Nehmet alsdann keine Beleidigung höher auf, als sie aufgenommen zu werden verdient. Kühlet euren Muth nicht am Feinde, sondern an Vernunft und Zeit, ab. Nach Jahren sehen wir oft ebenso die uns gros geschienene Beleidigung für klein an, wie der Riese in weiter Entfernung für uns zum Zwerg wird. Selig der, welcher dis schon vorher glaubte und daher sich nicht vergas! Männliche Sanftmuth führt oft gleich anfangs den weichmüthigeren Feind zurück, und ausharrende Grosmuth oft am Ende wenigstens auch den hartherzigsten. Zulezt müssen ia doch aufhören alle Feinde mit Loben; sollten Vernunft und Herzengüte nicht noch stärker sein, als der Tod? Nahet sich dann dieser einst und findet keinen Streit mehr beizulegen, als — den zwischen Fleisch und Geist in uns selbst — wie froh werden wir sein, daß wir zum vollkommenen Frieden durch ihn eingehen! Und dann werden die, die wir durch Liebe und Edelmuth mit uns hier ausföhnten, uns dort noch dafür segnen — dort, wo uns alle Feindschaften der Erde in dem verächtlichsten Lichte erscheinen werden.

VII.

S i m p a t h i e.

Am 4. Sonnt. n. Epiph.

Ueber Rdm. 12. V. 15.

Freuet euch mit den Frölichen — weinet mit den
Weinenden.

117

© i n d e x

1880

1881

1882

1883

Nebst der Vernunft gabst du unserer Natur auch das Gefühl für Unsersgleichen zur herrlichen Mitgabe, o Vater. Es ist uns ursprünglicheigen, uns mit den Fröhlichen zu freuen, und mit den Weinenden zu weinen. Nur durch eine lange Reihe von Uebelthaten erstickt der Bösewicht das ihm angeborne, angeschaffene Theilnehmen in sich, und doch — nie ganz. Wir, wir wollen einen erhabenen Theil unserer Menschenwürde darin finden und es durch unaufhörliches Ueben noch immer inniger machen. Dann bilden wir unsere Natur aus; dann sind wir deine Auserwählten, Heiligen und Geliebten. — —

Meine Brüder. Die Vernunft vermag das Mitgefühl zwar zu stärken, aber sie darf sich nicht einbilden, daß sie es sei, die es erst in uns wecke. Jedes unsrer Kinder widerlegt dis. Wir selbst, wenn wir Theil nehmen, sind uns auch gar nicht bewusst, daß wir uns erst durch Gründe und Vorstellungen dazu bestimmten. Es geht uns vielmehr wie mit der Musik. Ist diese ein Ausdruck der Freude, so werden wir mitfreudig; drückt sie Traurigkeit aus, so werden wir mittraurig. Ebenso gehen auch die Empfindungen Anderer, wenn sie sich uns ausdrücken, in uns über. Einen weiteren Grund hiervon aufzusuchen ist vergebliche Arbeit; es liegt in unserer ganzen Einrichtung, es ist Natur, Menschheit an uns.

Der Schöpfer, welcher uns zum gesellschaftlichen Leben berief, knüpfte uns durch ein geheimes Band, durch ein Band unseres Wesens selbst, an einander. So, so verfehlte er am sichersten seinen Zweck nicht. Er umwand dieses Band mit den schönsten Blumen, um ihm auch äußerliche Schönheit zu geben. Welche Freuden gewährt die Mitfreude! Machen wir nicht durch sie gewissermassen jedes fremde Glück zu dem unsrigen? Wie süß ist das Mitleid! Geht etwas über den segnenden Anblick seines Empfängers?

O so müsse dieses heilige Eigenthum unserer Natur auch auf das heiligste von uns bewahret werden! Nur dem hohen Alter, das auch unser Selbstgefühl abstumpft, sei es erlaubt, unser Mitgefühl abzustumpfen. Nie aber müsse Grund und Boden unserer Natur umgekehret werden; nie müsse der Ausdruck fremder Empfindungen die entgegengesetzten in uns erregen! Dis geschieht, wenn wir über Fröhliche neidisch weinen, und über Weinende schadenfroh uns freuen. Da, da trete doch die Vernunft dazwischen und stelle uns vor, wie abscheulich wir handeln, wenn wir sogar wider natürlich handeln. Da lasse sie uns jeden Menschen als unsern Bruder betrachten; da belehre sie uns, daß Gott wolle, daß wir seinen glücklichen Kindern den Segen, welchen er ihnen ertheilt, wenigstens gönnen, und für seine leidenden Kinder, wenn unsere Hände nicht voll Beistandskraft sind, doch ein Herz voll Eröstung haben sollen. Es wäre ja doch fürchterlich, wenn wir nicht nur in den Jahren der

Unver-

Unvernunft nur gut gewesen wären, sondern wenn wir in den Jahren der Vernunft auch in derselben Masse schlecht würden, in welcher wir in ienen gut waren. Da träfe es doch wohl buchstäblich ein, daß wir, wenn wir nicht umkehrten und wieder würden wie die Kinder, nicht ins Himmelreich kämen.

Das Christenthum zeigt sich auch in dieser Hinsicht als die wahre Religion, indem es die Pflege des Mitgeföhls auf das dringendste von uns fordert, und solchergestalt auch auf dieser Seite die Ausbildung unserer Natur beabsichtigt. Ja, man kann sagen, daß es die Hauptsumme des praktischen Christenthums sei, wenn Paulus uns zuruft — Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden. Auf dann, Christen, die Natur gab uns das Mitgeföhls zur Aussteuer mit, unser Glaube stellt es uns als Zierde und Krone unserer Menschheit hin — so äußere es sich auch lebenslang an uns auf das unverkennbarste und stärkste! Ueber Mitfreude und Mitleid wollen wir deshalb jetzt ausführlicher nachdenken. Zuerst — über Mitfreude! — —

Die Fröhlichen, mit welchen wir uns freuen sollen, sind nicht iene lasterhaftfröhlichen, welche sich durch Ausübung offener Unsittlichkeiten, oder doch durch Treibung thörichten Muthwillens, ergözen. Wie könnte der Rechtschaffene, der Vernünftige an wirklichem Bösen, oder doch an Unsinn, Theil nehmen? Vor solcher Freude bebt er zurück, oder es ekelt ihn doch vor ihr. Weinen möchte er daher vielmehr über diese Fröhlichen, wenn er sieht, wie sie alle Würde ih-

rer Natur verleugnen, gegen die Stimme des Gewissens taub sind, in ihre Ehre und Gesundheit, in ihr Vermögen und Leben stürmen und sich dadurch die unseligsten Zukünfte bereiten. Vermag er es also, so zerstört er ihre Freuden und freuet sich der angerichteten Zerstörung. Eine edle Schadenfreude, die aus dem Bewußtsein entspringt, Schaden verhütet zu haben, den Andere sich anrichten wollten! Vermag er die Zerstörung nicht, so vergällt er ihnen doch die Freuden durch beschämenden Vorhalt und durch lebhafteste Warnungen. Werden sie auch hiergegen gleichgültig und freveln fort, so wendet er sich aus Achtung für sich selbst von ihnen weg. Bei solchen Frohen aber ist er gern, welche sich an reinen und unschuldigen Freuden, an Freuden, die die Tugend billigt, ergößen, und die sich auf eine anständige Art und nur so an ihnen ergößen, wie es die Tugend billigt. Sobald er unter sie kommt, athmet er den heitern Geist ein und eignet sich die muntere Laune zu, welche über sie walten. Er zieht sich von allem Andenken, das ihn verstimmen könnte, ab, ist ganz da, wo er ist, gibt dem unbeleidigenden Witz seinen Beifall, erwiedert den züchtigen Scherz, liefert anmuthigen Stof zur Unterhaltung und erhöht dadurch noch die Freude, welche er vorfand. Doch — dis ist in der That nur das Geringste, was die Mitsfreude thun kann; lassiet uns tiefer in sie eindringen. Wer dann schon alle Forderungen seiner Menschheit an sich von dieser Seite befridigt zu haben glaubt, wenn er blos kein Gesellschaftsverderber ist, sondern unter Andern, die sich

belu:

belustigen, sich mitbelustigt, der rühme sich seines theilnehmenden Herzens noch nicht. Was ist's weiter, kann man zu ihm sagen, als daß deine Sinnlichkeit dabei angenehme Nahrung findet? Sollen wir dich darüber bewundern, daß sie diese nicht verschmähet?

Lasset uns unter den Fröhlichen, mit denen wir uns freuen sollen, die Glücklichen und Glücklichen werdenden verstehen! — Wenn da der Menschenfreund Andere erblickt, denen es wohl geht und die das Schicksal gesegnet hat oder noch segnet, so gönnet er ihnen ihr Glück von ganzem Herzen. Die Frage — warum bin ich nicht auch so glücklich — komme so wenig in seine Seele, als die Frage — warum bin ich nicht allein so glücklich? Untersuchungen über Glück und Verdienst anzustellen ist er ebensowenig geneigt, als er sich berechtigt dazu glaubt. Sein Wahlspruch ist — wenn das Schicksal wohlwill, der hats entweder schon verdient, oder solls nun erst verdienen. Ist das Erstere, wie sollte er Gerechtigkeit nicht gern sanft gehandhabt sehen? Wäre das Letztere, wie sollte er Milde und Freigebigkeit nicht gern sanften Antrieb zur Würdigkeit geben sehen? Also, wenn er Glückliche erblickt, ist sein erster Gedanke — wohl euch!

Haben die Glücklichen Umgang mit ihm, so lesen sie diesen Gedanken in seinen Augen und in seinem ganzen Betragen. Wenn er in ihre Wohnungen tritt, so tritt er mit der Mine eines Menschen ein, der eine schöne Aussicht hat. Seine ersten Fragen sind nichts, als Erforschungen, ob die Wohlfart noch so in ihrem ganzen Umfange daselbst sei, wie er

sie jüngsthin verlies; und nur dann erst, wenn er hier- von überzeugt worden ist, wir der ganz ruhig und über- läßt sich den traulichsten Ergießungen. Unter sanftem Händedruck hört er von gehaltenen Genüssen und von vor- waltenden Genüssen, und spricht darüber so warm mit, als wäre von den seinigen die Rede. Wird er zum wirk- lichen Mitgenusse eingeladen, so vermehrt er die Freun- den desselben und zeigt dadurch, daß es ihm mehr darum zu thun sei, im Schoße einer glücklichen Familie sich zu befinden, als bloß sinnlich unter ihr wohlzuleben. Un- verkennbare Beweise ihrer Werthschätzung entschlüpfen ihm unwillkürlich und unaufhörlich, so lange er bei ihr ist, und sein Abschied von ihr ist der Abschied ei- nes Bruders von seinem geliebten Geschwister.

Trifft sichs für den Menschenfreund, daß Einer von seinen Bekannten erst glücklich wird, oder einen Zuwachs zu seiner Glückseligkeit erhält, daß Selbigem ein inniger Wunsch erhört oder vom Schicksal eine un- erwartete Wohlthat erzeigt wird, so schickt sich sein Herz auf der Stelle zu jenem sanften Austritte des Glückswünschens an. Sieht ihm der Glücklichgewor- dene die Nachricht davon selbst, so erfolgt der Auf- tritt gleich; erfährt er es durch Andere, so eilt er zu ihm, um den Austritt zu beschleunigen. Da fällt er ihm mit iener Innigkeit in die Arme, die nur die Lie- be bewirkt, und segnet ihn mit ienen Wonnethränen, die nur die Mitfreude weint. Anfangs hat er wenig Worte; aber ein dankbarer Blick von beiden Seiten zum Himmel verleiht ihm mehr Sprache. Dann zeigt er ihm das erhaltene Glück von allen seinen Sei-
ten,

ten, zergliedert es erst, setzt es dann wieder zusammen und hält es ihm so in einem deutlicheren Bilde vor. Hat es natürlichen Zusammenhang mit edlern Handlungen und Bestrebungen desselben: so macht er ihn auf diesen aufmerksam und verschönert dadurch noch das Bild. Ist es blosses Werk der Umstände, so leitet er ihn unvermerkt auf uneigennützigte Wirksamkeit seines Lebens und läßt ihn für diese den Lohn von oben darin finden. Dankbar erneuert dann der Beglückte die Umarmungen und schätzt das ihm widersarne Gute noch dreimal höher.

Erfährt der Menschenfreund ein glückliches Ereignis, das für seinen Bekannten erfolgte, oder das ihm eben bevorsteht, gar früher, als dieser selbst — ach, dann, dann entzückt ihn das seligste aller Geschäfte, welches ihm dadurch aufgetragen ward, und er setzt alle andere zurück, um es schleunigst auszurichten. Sagt, Seelen, die ihr schöner Empfindungen fähig seid, wofür gäbet ihr das Geschäft wohl hin, Andern frohe Nachrichten zu bringen und ihnen der Verkündiger ihres Glücks zu sein? Beschrieb nicht die fromme Vorwelt ihre guten Engel so, daß diese sich so gern diesem Geschäfte unterzögen? Ja, ja, es ist ein Engels gesch ä f t und hat auch Engels freuden. Nie ist der Anblick eines guten Menschen liebenswürdiger, als wenn er mit einer frölichen Botschaft für sich, mit einem Evangelium, überrascht wird. So verklärt, wie dann in den ersten Augenblicken sein Antlitz ist, sehen wir es sonst nie. Welche Seligkeit, auch nur vor selbigem zu stehen und hin-

ein.

einzuschauen! Was thut aber auch der Ueberraschte? In einer Art von angenehmster Verwirrung verwechselt er den Ueberbringer der Nachricht seines Glücks mit dem Stifter seines Glücks selbst und sinkt ihm, wie seinem wirklichen Wohlthäter, in die Arme. Ist der Gang der Dinge der eigentliche Wohlthäter für ihn, erinnert ihn also sein Herz an den heiligen Regierer desselben, so wird seine ganze Seele Dank gegen Gott; er mus diesen Dank aber gegen einen Unsichtbaren ergießen, und vor ihm steht der erheiternde Benaachrichtiger; so ergießt er ihn an diesen — ganz nach der Sinnlichkeitsregel: wer seinem Bruder nicht dankt, den er siehet, wie kann der Gott danken, den er nicht siehet? Führt ihn dieser dann sanft zu Gott zurück, so erwiedert er — nun, so nimm im Nahmen Gottes den Dank an — ich danke Gott durch dich — bleib mir unvergesslich, wie Gott! — So eilt dann der Menschenfreund, ein Bote des Friedens zu sein, und richtet dadurch seinem Herzen ein schönes Denkmahl auf; oder ist's etwa menschlicher gehandelt, Andern gern Elend und Verderben zu verkündigen und sich darnach zu drängen, des Unglücks Bote zu werden? Wenn er dann den noch unwissenden Beglückten einsam und nachdenkend, oder gar niedergeschlagen, findet: so ruft er ihm zu — Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, höre und freue dich; ich freute mich schon eher, als du. Und dann erfolgen iene himlischen Scenen, und die Edlen wetteifern mit einander an Herzensgüte und an Ausgüssen der Herzensgüte, verwandeln dadurch den Winkel,

tel, wo sie sind, in ein Paradies und verleben darin eine der seligsten Stunden ihres Lebens.

Es sind noch die wesentlichsten Aeußerungen der Mitfreude übrig. — Der theilnehmende Menschenfreund wird auch Lehrer des Genusses für die Glücklichen. Oft verstehen sich die glücklichsten Menschen nicht auf Genus, und die schönsten Anlagen, welche das Schicksal für ihre Zufriedenheit gemacht hat, gleichen Schätzen, die dem Eigenthümer verborgen sind, oder die er gar selbst vergräbt. Da wird derjenige erst ihr wahrer Beglückter, der sie ihr Glück schätzen und gebrauchen, und aus den ihnen offenen Quellen des Guten auch wirklich Gutes schöpfen lehrt. Hier gehören Sinnesfreuden, Geistesfreuden und Herzensfreuden, und der Menschenfreund giebt Unterricht über sie Alle. Er bringt dem, dessen Auge und Ohr wie abgestumpft scheinen, Geschmack an Schönheit und Einklang bei; er bewegt den Einsamen gesellschaftlich zu leben; er flößt dem, der Langeweile hat, irgend eine Kunst- oder Wissenschaftsliebhaberei ein; er stimmt den, welcher Alles, was er hat, nur auf sein Ich bezieht, zum Wohlthun, macht ihm Familienbeglückung süß, und weiht ihn zum göttlichen Eifer ein, menschliche Leiden zu mildern, soweit seine Arme nur reichen. So schafft er den todten Glücklichen in einen lebendigen Glücklichen um, und so erfährt dieser nun durch ihn erst wahrhaftig, wie glücklich er sei.

Der theilnehmende Menschenfreund hält ferner auch die Glücklichen dazu an, daß sie ihr Glück auch zu erhalten suchen. Wenn Viele sich auf Genus gar nicht

nicht verstehen, so übertreiben auch Viele den Genus und bringen sich dadurch selbst wieder um die Güte, welche ihnen das Schicksal erzeugte. Diese ermahnt und warnt er; er hält ihnen die traurige Zukunft vor, welche sie sich bereiten; hat er Gewalt über sie, so schreibt er ihnen die Grenzen vor, bis an welche sie nur gehen sollen; er ist ihnen dabei immer zur Seite und weist sie zurück, wenn sie selbige überschreiten wollen. Sind sie bloß unaufmerksam, so, daß sie durch Nachlässigkeit ihr Glück wieder verlohren könnten, so bringt er sie zum Nachdenken und zeigt ihnen die Maasregeln, welche sie zu ergreifen haben, und die Handlungsart, welche sie beobachten müssen. Er eignen sich Gefahren für sie, die sie geringschätzen, so macht er sie mit der wahren Grösse derselben bekannt und bewegt sie, solche klug zu umgehen, oder doch die Wehrmittel dagegen in Bereitschaft zu halten. Ziehen sie sich durch ihre eigene Schuld Neider und Feinde zu, so sagt er ihnen dis bei guter Zeit und lehrt sie, vorsichtiger, bescheidner, nachgebender und menschenachtender zu sein. Dadurch macht er sich noch verdienter um sie, als wenn er selbst der Stifter ihres Glücks wäre, das sie aber in kurzer Zeit durch sich selbst wieder verlohren.

Der theilnehmende Menschenfreund schützt endlich auch selbst die Glücklichen, wenn sie unverdienterweise von Andern ihres Glücks wieder beraubt, oder auch nur im zufriedenen Genusse desselben gestört, werden sollen. Er verscheucht nicht nur den Dieb, den er nächtlichen Einbruch bei ihnen machen sieht; er hat

hat auch ein wachsames Auge auf ihre Neider. Er widerlegt die Verleumdungen gegen sie und zerstört verruchte Plane wider sie. Er thut dis unaufgefordert und rühmt sich dessen nicht. Fordern sie ihn vollends auf dazu, wie könnte er den Mund für sie verschliessen und ihnen den Arm nicht leihen? Was Gott bauet, denket er, mus kein Satan niederreißen dürfen, und was die himmlische Liebe gibt, mus menschliche Tücke nicht nehmen dürfen. Wehe dem, der ihn bestechen will, zur Lüge, die den Grund zur Verfolgung legen soll, zu schweigen, oder, wenn die Waffen der Verfolger schon geschmiedet werden, zu thun, als sähe er es nicht! Und, wenn er selbst dadurch in Verlegenheit gerieth, ia, wenn sein eigenes Glück darüber wankte, daß er fremdes Glück nicht zerstören lassen will, so ändert er seine Denckungsart nicht. Man tadle, man verspote, man verlache ihn darüber; ihr verstehet, antwortet er bider, das „Freuet euch mit den Fröhlichen“ noch nicht ganz — die höchste Mitfreude ist die, wenn man für die Fröhlichen auch weinen kann...

Nun, M. Br., wollen wir auch über Mitleid nachdenken. — —

Die Weinenden, mit welchen wir weinen sollen, sind nicht iene Thoren, welche sich für Leidende halten, ohne es wirklich zu sein, oder die aus Weichlichkeit auch nicht kleinen Schmerz und unbedeutendes Misgeschick erdulden wollen. Wie kann man an Leiden Theil nehmen, wo keine Leiden sind, und ist es nicht Alles, was man für Weichlinge thun kann, daß man

man

man ihnen eine männlichere Denkart empfehle? Nein, wirkliche Unglückliche, Unglückliche im eigentlichen Verstande müssen es sein, die wir zu Gegenständen unseres Mitleids machen sollen. Wie aber? herrscht nicht unter den Unglücklichen die wesentliche Verschiedenheit, daß sie theils an ihrem Unglück unschuldig sind, theils nicht? Und — inwiefern kommt diese Verschiedenheit bei unserem Mitleid in Betracht? Gewis, eine der versänglichsten Fragen für den Menschenfreund!

M. Br. Es ist zwar wahr, daß es oft hell am Tage liege, daß ein Mensch an seinem Unglück selbst Schuld sei; oft aber gehört doch in der That das Auge des Allsehenden dazu, um zu bestimmen, ob er daran Schuld sei oder nicht. Mithin gebietet uns schon die Menschlichkeit, da, wo die Schuld nicht offenbar einleuchtet, und zwar nicht jedem Unbefangenen einleuchtet, nicht von Schuld zu sprechen; und diejenigen, welche immer gern zuerst hiervon reden, legen für ihr Herz kein gutes Zeugnis ab. Was ist es anders, das sie dazu antreibt, als Hülfsunlust, Härte und Grausamkeit, die sie dadurch nur zu bemänteln suchen? Das Mittel aber, welches sie hierzu wählen, verfehlt seinen Zweck. Nun entstehe nehmlich die Frage wieder, ob sich der wirkliche Selbstschuldige nicht etwa blos aus Unwissenheit oder Leichtsinn unglücklich gemacht habe, und ob er nun, nachdem er klüger und nachdenkender geworden ist, es nicht auf das innigste bereue. Ist dis, wie könnte ihm ein guter Mensch sein Mitleid versagen?

gen? Soll er etwa zur Verzweiflung getrieben werden und aus Verzweiflung nun sich in sein gänzlich Verderben stürzen? Nur vor dem Selbstschuldigen, der durch keine Erfahrung gewisigt, durch keine Ermahnung gebessert, unaufhörlich fortfährt, sich unglücklich zu machen, heben wir mit Rechte zurück. Dennoch dürfen wir ihm in grossen Leiden die ersten Pflichten der Menschheit nicht versagen; den einzigen Fall ausgenommen, wenn dieser Weinende zugleich Verbrecher gegen die Gesellschaft wäre und aus Bosheit darüber weinte, daß er sich ausser Stand gesetzt sähe, seine noch übrigen verruchten Plane ausführen zu können. Da wäre auch unser geringstes Mitleid mit ihm Sünde gegen das Ganze. Er ist ein reissendes Thier in Menschengestalt, dessen Tod nur das Leben der Uebrigen sicher stellt. Gebesserte Selbstschuldige aber erhalten dieselben Gerechtsame auf unser ganzes Mitleid wieder, welche der Unschuldigeleidende noch nie verlohrt. Wer Thränen der Reue weint, der gehört auch unter die Weinenden, mit denen wir weinen sollen.

Wir kennen nun die Unglücklichen, welche die Gegenstände unseres Mitleids sein müssen; lasset uns sehen, wie wir unser Mitleid selbst gegen sie äussern. — Das rechte Mitweinen ist retten, helfen. Wer auch nur im geringsten Mehr hergeben kann, als Thränen, der mus mit blossen Thränen nicht abfinden wollen; wer sogar fremde Thränen trocknen kann, dem mag zwar beim ersten Anblick der Noth, welche sie

auspreßt, auch das Auge übergehen; er wische sich aber bald die Thränen aus, damit er zur Beistandsleistung desto heller sehen könne, und leiste Beistand — oder er zerreißt mit seiner blossen Empfinderei dem Leidenden vollends das Herz. Der theilnehmende Menschenfreund überschlägt, wenn er Hülfbedürftige erblickt, seine Kräfte und rüstet sich, sobald diese stark genug sind, zur Hülfe. Ja, wenn es ihm auch nur wahrscheinlicher ist, daß sie hinreichen, als daß sie nicht hinreichen möchten: so rüstet er sich doch dazu und rechnet auf die Stärkungen, welche das Vertrauen auf die gute Sache reicht, und auf glückliche Umstände, mit welchen das Schicksal edle Handlungen unterstützt. Er thut dis ohne weitere Aufforderung, als die, welche das erblickte Elend selbst an ihn ergehen lässet. Vor ihm ist Hülfbedürftigkeit — in ihm ist Hülfkraft — was braucht es weiter, daß diese sich für iene in Bewegung setze? Er hilft so schnell, als möglich, um den Unglücklichen durch ängstliches Hoffen und Harren nicht die Hülfe erst bezahlen zu lassen, und um ihm iede fernere Thräne zu ersparen, die er ihm ersparen kann. Hat er dann geholfen, so blickt er freudigdankebar gen Himmel. Vorher, als ihn das Mitleid zur Hülfe bestimmte, fühlte er sich bloß als Mensch; nun aber, da ihm die Hülfe gelang, fühlt er sich als einen der beglücktesten Menschen.

Oft hat der Unglückliche selbst Kraft genug, sich zu helfen, oder es fehlt ihm doch nicht ganz an Kraft dazu; er kennet sie aber nicht, oder weis sie nicht zu gebrau-

gebrauchen, oder es fehlt ihm an Muth, sie zu gebrauchen. Dann tritt der theilnehmende Menschenfreund hinzu und erhebt seine aufmunternde Stimme — du bist nicht so arm, als du denkst. Er zeigt ihm die Mittel, welche er selbst für sich in Besitz hat, und gibt ihm guten Rath, wie er sie anwenden müsse. Ein solcher Rath, im dringenden Augenblick gegeben, gleicht oft am Werthe der wirklichgeleisteten Rettung. Wendet der Unglückliche ein, daß die Anwendung seiner Kräfte doch nur vergeblich sei: so erwiedert der Menschenfreund — „hast du den Versuch noch nicht gemacht, wie kannst du so sprechen? Hast du ihn aber schon gemacht, und er mislang dir, wie folgst daraus, daß er dir abermals mislingen werde? Ja, hättest du ihn auch schon neunmal gemacht, nach neun mislungenen Versuchen gelingt oft der zehnte. Lag nicht vielleicht auch die Schuld an dir selbst?“ So setzt er den Unglücklichen in Thätigkeit für sich, bleibt ihm dabei zur Seite und leitet ihn bei Anwendung seiner Kräfte. Er belebt während derselben seinen Muth immer aufs neue, und findet sich, daß der Unglückliche doch in der That nicht selbst stark genug sei, so ist er ihm ganz zur Seite und unterstützt ihn mit seinen Kräften. Auf solche Weise hilft er dem Leidenden und verschafft ihm zugleich das angenehme Bewußtsein, sich ganz, oder doch zum Theil, selbst geholfen zu haben.

Kann der theilnehmende Menschenfreund weder durch That, noch durch Rath, dem Unglücklichen helfen, so nimmt er seine Zuflucht zur Fürsprache für ihn. Er sieht sich zusörderst in dem Zirkel seiner

Freunde, bei welchen seine Sprache Eingang findet, um, ob Einer darunter sei, der demselben allein helfen könne, oder ob nicht Mehrere darunter sind, die ihm wenigstens mit vereinigten Kräften helfen können. Findet er dergleichen, so thut er Alles, sie zu bewegen, und erklärt den Beistand, welchen sie leisten würden, für Beistand, ihm selbst geleistet. Es ist kein Zweifel, daß ihm seine Fürsprache alsdann gelingen werde. Findet er aber dergleichen in seinem Zirkel nicht, so forscht er nach dem ersten, besten, der helfen kann und dann geht er durch einen Dritten an dieselben. Er nimmt dazu einen Freund desselben und läßt auf ähnliche Art für den Leidenden sprechen. Auch da wird es nicht fehlen, daß dem Unglücklichen geholfen werde. Wenn dann der Menschenfreund auch nicht unmittelbar geholfen hat, so hat er doch mittelbar geholfen, und sein Herz freuet sich darob. Freilich sähe er es lieber, wenn er Mehr, als bloß Fürsprecher, hätte sein können; da er aber einmahl nicht Mehr werden konnte, so ist er froh darüber, daß er wenigstens Dis sein konnte.

Ist der Unglückliche von der Art, daß ihm auf keine Weise geholfen werden kann, so sucht der theilnehmende Menschenfreund ihm wenigstens sein Schicksal zu erleichtern. Er thut dis durch unvollkommene Hülfe, durch allerlei Gefälligkeiten, die er ihm auf andern Seiten erweist, durch freundschaftlichen Umgang und durch Trost, den er in seine Seele flößt. Hier ist ihm freilich freier ums Herz, wenn er es mit Unschuldgleidenden zu thun hat. Da strömen ihm die Trostgründe zu; da theilt er sie mit einer Herzlichkeit mit, die über Alles geht. Eben die Unschuld des Leidenden ist es selbst, die ihm die stärksten Tröstungen an die Hand gibt; auch aus dem Glauben an Gott kann er ihm tröstende Vorstellungen von sanfterer Art rei-

reichen. Wenn er dann eine Zeitlang so als Tröster mit ihm geredet hat und darauf einige freudigere Bewegungen seines Herzens an ihm entdeckt und ihn freier athmen hört — o wie wohl wird ihm selbst! Aber auch den gebesserten Selbstschuldigen sucht er zu beruhigen. Er ermuntert ihn, sich von dem Gedanken an Selbstschuld nun in seinem edleren Gemüthszustande endlich wegzuwenden, kindliche Zuversicht wieder auf Gott zu fassen und sein Unglück nicht mehr als eine Strafe, sondern als ein seiner Natur nach unhebbares Uebel, anzusehen, das aber gewis nun auch, wie jedes unverschuldete Uebel, zu seinem höhern Besten gereichen werde, und wobei es auch ihm, wie dem Märtyrer, nicht an mancherlei göttlichen Unterstützungen fehlen werde. Je gebessert er ein solcher Unglücklicher ist, desto eifriger läßt sich der Menschenfreund seine Tröstung angelegen sein, und sein eigenes Herz sagt ihm, daß er alsdann recht im Geiste Jesu handle. Gelingt es ihm dann, denselben aufzurichten, so genießt er auch die Seligkeit Jesu.

Wird aber der Zustand des Unglücklichen so unermesslich drückend, daß alle Beruhigungsversuche vergeblich sind, und daß die ganze Welt keinen Trost für ihn mehr hat, als den Tod: so weint der theilnehmende Menschenfreund im buchstäblichen Verstande mit dem Weineuden. Er hat in seiner ganzen Macht nichts mehr, als Thränen; so gebe er ihm diese. Tiefbekommen, mit gesenktem Haupte steht er neben dem Leidenden, drückt ihm die Hand und spricht mit übergehenden Augen — du Armer! Der Leidende sieht kaum des tiefsten Mitleids männliche Zähren, so erwiedert er den Händedruck und antwortet — ich sehe, ich sehe, was du mir gibst — du gibst mir das Letzte, was du für mich hast — Dank dir auch für deine Thränen! — weine mir aber nicht

nach, sondern freue dich dann im Geiste mit mir
Frölichen — — —

So, ach so lasset uns Mitleid und Mitfreude üben! Welch eine Veredlung unseres Wesens, die wir dadurch erhalten! Und welch ein Bild von Menschengesellschaft, in der dieser Geist der Theilnehmung der herrschende wäre! Wen sollte nicht nach dem Bürgerrechte in ihr gelüsten? Wo ist sie aber in der That — wo suchen wir sie?.. O thäte doch nur Jeder von uns zu seinem Theile so, als wenn er in ihr lebte, und wäre er mit ihrem Geiste beseelt, so würde sie auch da sein, wo wir sind. Bleibt dieser Vorschlag aber blos ein frommer Wunsch, so sollen doch die Menschenfreunde unter uns die Hofnungen auf eine solche Gesellschaft nicht aufgeben. Jenseits der Gräberwelt bildet sie sich für sie, und ihre Nahmen sind schon angeschrieben da, wo die Auserwählten, die Heiligen und Geliebten Gottes zusammenkommen. Mitleid wird in dieser nicht mehr Platz finden; Mitleid sollte auch nur zur Mitfreude stimmen und ging ja selbst auch am Ende immer in Mitfreude über. Also — reine, herzliche Mitfreude ist das Leben der Himmlischen. Ihr, ihr sei unser ganzes Herz jetzt schon geweiht, und allenthalben, wo wir sie noch nicht empfinden können, wollen wir sie uns durch Mitleid zu bewirken suchen. So tragen wir jetzt schon in irdischen Gefässen den grösssten Schatz, hegen unter unvollkommenen Umständen dieser Welt schon den himmlischen Sinn, und werden uns gleich bei unserem Eingange in die Gesellschaft der vollendeten Menschenfreunde zu ihren würdigen Mitgliedern eignen.

VIII.

Ueber den kirchlichen Volks-
unterricht.

Am 5. Sonnt. n. Epiph.

Ueber Koloss. 3. B. 16.

Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in
aller Weisheit!

VIII

Ueber den kirchlichen Gottesdienst
in der Schweiz

von Dr. J. G. Schuler

Basel 1818

Verlag von Orell, Buehler & Co.
in Basel

184
185
186
187
188
189
190
191
192
193
194
195
196
197
198
199
200
201
202
203
204
205
206
207
208
209
210
211
212
213
214
215
216
217
218
219
220
221
222
223
224
225
226
227
228
229
230
231
232
233
234
235
236
237
238
239
240
241
242
243
244
245
246
247
248
249
250
251
252
253
254
255
256
257
258
259
260
261
262
263
264
265
266
267
268
269
270
271
272
273
274
275
276
277
278
279
280
281
282
283
284
285
286
287
288
289
290
291
292
293
294
295
296
297
298
299
300
301
302
303
304
305
306
307
308
309
310
311
312
313
314
315
316
317
318
319
320
321
322
323
324
325
326
327
328
329
330
331
332
333
334
335
336
337
338
339
340
341
342
343
344
345
346
347
348
349
350
351
352
353
354
355
356
357
358
359
360
361
362
363
364
365
366
367
368
369
370
371
372
373
374
375
376
377
378
379
380
381
382
383
384
385
386
387
388
389
390
391
392
393
394
395
396
397
398
399
400
401
402
403
404
405
406
407
408
409
410
411
412
413
414
415
416
417
418
419
420
421
422
423
424
425
426
427
428
429
430
431
432
433
434
435
436
437
438
439
440
441
442
443
444
445
446
447
448
449
450
451
452
453
454
455
456
457
458
459
460
461
462
463
464
465
466
467
468
469
470
471
472
473
474
475
476
477
478
479
480
481
482
483
484
485
486
487
488
489
490
491
492
493
494
495
496
497
498
499
500
501
502
503
504
505
506
507
508
509
510
511
512
513
514
515
516
517
518
519
520
521
522
523
524
525
526
527
528
529
530
531
532
533
534
535
536
537
538
539
540
541
542
543
544
545
546
547
548
549
550
551
552
553
554
555
556
557
558
559
560
561
562
563
564
565
566
567
568
569
570
571
572
573
574
575
576
577
578
579
580
581
582
583
584
585
586
587
588
589
590
591
592
593
594
595
596
597
598
599
600
601
602
603
604
605
606
607
608
609
610
611
612
613
614
615
616
617
618
619
620
621
622
623
624
625
626
627
628
629
630
631
632
633
634
635
636
637
638
639
640
641
642
643
644
645
646
647
648
649
650
651
652
653
654
655
656
657
658
659
660
661
662
663
664
665
666
667
668
669
670
671
672
673
674
675
676
677
678
679
680
681
682
683
684
685
686
687
688
689
690
691
692
693
694
695
696
697
698
699
700
701
702
703
704
705
706
707
708
709
710
711
712
713
714
715
716
717
718
719
720
721
722
723
724
725
726
727
728
729
730
731
732
733
734
735
736
737
738
739
740
741
742
743
744
745
746
747
748
749
750
751
752
753
754
755
756
757
758
759
760
761
762
763
764
765
766
767
768
769
770
771
772
773
774
775
776
777
778
779
780
781
782
783
784
785
786
787
788
789
790
791
792
793
794
795
796
797
798
799
800
801
802
803
804
805
806
807
808
809
810
811
812
813
814
815
816
817
818
819
820
821
822
823
824
825
826
827
828
829
830
831
832
833
834
835
836
837
838
839
840
841
842
843
844
845
846
847
848
849
850
851
852
853
854
855
856
857
858
859
860
861
862
863
864
865
866
867
868
869
870
871
872
873
874
875
876
877
878
879
880
881
882
883
884
885
886
887
888
889
890
891
892
893
894
895
896
897
898
899
900
901
902
903
904
905
906
907
908
909
910
911
912
913
914
915
916
917
918
919
920
921
922
923
924
925
926
927
928
929
930
931
932
933
934
935
936
937
938
939
940
941
942
943
944
945
946
947
948
949
950
951
952
953
954
955
956
957
958
959
960
961
962
963
964
965
966
967
968
969
970
971
972
973
974
975
976
977
978
979
980
981
982
983
984
985
986
987
988
989
990
991
992
993
994
995
996
997
998
999
1000

Meine Brüder. Wie wären wir denn im Stande, Alles, was wir thun mit Worten und mit Werken, im Nahmen Jesu, d. h. feinchristlich, zu thun, wenn wir nicht mit der Lehre Jesu, die uns allein dazu Anweisung geben kann, in innigster Vertrautheit ständen? Daher dann auch der christliche Religionsunterricht in den Jahren der Erziehung. Ob es aber an diesem Unterrichte in der Jugend genug dazu sei — bis ist die grosse Frage.

Warum nicht? pflegt man wohl hierauf zu antworten; angenommen, daß er in gehöriger Vollkommenheit gereicht wird, und daß er sich dem jugendlichen Herzen auch gehörig tief eindrückt, so wird hernach das Leben die Ausübung der erlernten Lehre, und diese Uebung selbst vertritt alsdann die Stelle alles weiteren Unterrichts in ihr. Wenn nur aber die Erfahrung nicht gerade das Gegentheil zeigte! Der noch so vollkommen unterrichtete junge Mensch geht ja hernach an seinen Stand und Beruf, bekommt da mit Einsammlung anderer Erkenntnisse vollauf zu thun, und vergisst darüber leicht wieder das Erkenntnis Christi. Die Ungleichartigkeit iener Kenntnisse beschleunigt dis Vergessen, und er würde nach einigen Jahren wenig oder nichts von Christo mehr wissen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit den Umgang mit der Lehre Christi ausdrücklich erneuerte und fortsetzte. Daß sein Leben selbst alsdann die Ue-

Uebung dieser lehre werde, ist zwar herrlich gesagt; aber wie oft ist denn dis der Fall, und wie oft kann es der Fall sein? Tritt der iunge Mensch nicht in die Welt? Thut die Welt Alles, was sie thut mit Worten oder Werken, im Nahmen des Herrn Jesu, so, daß er sich nur an sie anschließen dürfte, um sein Leben zur ausgeübten Jesuslehre zu machen? Ach, anschließen wird er sich wohl an sie, er, der noch Unfeste, der noch so leicht Verführbare; ebendis wird ihn aber auch in Gefar bringen, der lehre Jesu oft ganz entgegen zu leben. Was wird, was kann ihn hievor sichern, als fortgesetzte Beherzigung dieser lehre selbst?

Und dann — wie steht es um die angenommene gehörige Vollkommenheit des iugendlichen Unterrichts? Kann sie in der That Statt finden? Wäre es nicht unweise und oft unschicklich sogar, iunge Leute über Laagen und Verhältnisse zu belehren, die noch weit entfernt von ihnen sind? Ja, wenn es dann auch geschähe, würde sich die Belehrung darüber gehörigtief ihnen eindrücken, da sie noch keine Anwendbarkeit davon für sich sehen? Man nehme z. E. nur die christlichen Belehrungen für Leidende; wie unwichtig werden sie Menschen in den Jahren sein, wo sie noch von keiner Noth wissen und wo sie auf der Erde nichts, als Himmel, für sich erblicken! Müssen denn aber die schwachen Eindrücke, welche dergleichen noch unbrauchbarer Unterricht auf sie machte, hernach, wenn sie ihn brauchen, nicht gestärkt werden? Müssen die Lücken, welche man sogar im Unterrichte noch lassen mußte, mit der Zeit nicht ergänzt werden? Wodurch kann dis aber
an-

andere geschehen, als durch fort dauernden Unterricht, es sei eigener, oder fremder?

Daher kam es dann auch, daß Paulus, ehe er sprach — Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut Alles im Nahmen des Herrn Jesu, oder als Christen — die Ermahnung vorausschickte — Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen! Er drang also auf fortgesetzte Beherzigung der Lehre Christi, und zwar in aller Weisheit, oder so, wie es Zeit und Umstände, und die jedesmahligen Lagen und Verhältnisse erforderten. Und wer ist unter uns, der nur die geringste Bekantschaft mit seinem eigenen Herzen hat, der ihm hierin nicht Recht gäbe? Bedürfen wir denn nicht bei unserem Hange zur Sinnlichkeit einer richtigeren Begweisung überall? Bedürfen wir nicht bei den Schwierigkeiten, mit welchen die Ausübung des Guten so oft verbunden ist, stärkender Ermunterung? Bedürfen wir bei den Abwechslungen und Unvollkommenheiten unseres äußerlichen Zustandes nicht aufrichtenden Trostes? Wo finden wir aber bis Alles gewisser, reiner und vollständiger, als in der Lehre Jesu? Wie, und wir wollten die vertrauteste Gemeinschaft mit ihr nicht lebenslang fortsetzen, damit sie uns Solches in den Augenblicken des Bedürfnis desto herrlicher reichete? — —

Lehret und vermahneth euch selbst — o wie schön, wenn man hierzu geschickt ist und hierin sein seligstes Geschäft findet! Für solche Christen bedürfte es dann freilich keines ferneren fremden Unterrichtes und keiner öffentlichen Anstalt zur Beförderung der Beherzigung

zigung der Lehre Jesu. Wie gros ist aber wohl die Anzahl solcher Christen? Und wie würde es in dieser Hinsicht um die übrige unübersehbare Menge stehen, wenn die Obern nicht dafür sorgten, daß das Wort Christi unter ihr wohnte? Daher entstand der Kirchliche Volksunterricht, und dieser sei von nun an der Gegenstand unserer Betrachtung! — —

Man spricht in unsern Tagen viel von dem Verfall des sogenannten öffentlichen Gottesdienstes, oder von der Abnahme der fleissigen Kirchengänger, besonders in den grösseren Städten. Diejenigen, welche bis völlig gleichgültig mitanhören, oder wohl gar darin den Beweis der fortschreitenden Aufklärung finden, sollten doch in der That mehr über die Sache nachdenken. Es ist ja gar nicht mehr die Rede von Gottesdienst; wir wissen blos von Gottesverehrung noch. Und auch diese wird der Kluge nicht im Kirchengen sein. Wie aber, wenn das Kirchengen ein Beförderungsmittel der Gottesverehrung ist, und wenn es für den grösssten Haufen das einzige Beförderungsmittel derselben ist — sind leere Kirchen alsdann noch so ein unbedeutender Gegenstand?

Unsere Gottesverehrung besteht darin, daß wir Alles, was wir thun mit Worten oder Werken, im Nahmen Jesu, christlichrechtschaffen, thun. Der Kirchliche Volksunterricht ist Anweisung und Ermunterung zu dieser christlichen Rechtschaffenheit, oder Anweisung darüber, wie man Alles, was man thut, thun müsse, wenn es im Nahmen Jesu gethan sein soll, und Ermunterung dazu, daß man nun auch Alles wirklich

so thue. Wie kann man also das Kirchengehen als ein Beförderungsmittel der Gottesverehrung verkennen? Kommt dann dazu, daß bei weitem die Mehrsten wenig oder gar keine Anweisung und Ermunterung zur christlichen Rechtschaffenheit weiter erhalten, als die ihnen in der Kirche noch gegeben wird, wie wird es um die Gottesverehrung derselben stehen, wenn sie das Besuchen der Kirche aufgeben? Zur christlichen Rechtschaffenheit gehört die Ausübung der gesellschaftlichen Pflichten ganz vorzüglich; mus uns also nicht unser selbst wegen bange werden, wenn wir an einem Orte lebten, wo das Aufgeben der Kirchenbesuche herrschende Volkssitte würde? Mögen unsere Alten doch allerdings darin gefehlt haben, wenn sie die Religion mit blossem fleissigen Kirchengehen abzuthun glaubten; wer kann es aber billigen, wenn der neuere grosse Haufe auf das andere Extrem fällt und das Kirchengehen ganz hintenansetzt? Was die Schule für alle Kleinen ist, das ist die Kirche für die mehren Grossen.

Betrachtet doch nur die grössere Menge; wie wird sie erzogen — wie lebt sie hernach? Unter Beispielen der Rohheit und des Leichtsinns von allen Seiten erwächst sie und hört und sieht von Kindesbeinen an wenig Gutes. Das „Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, thut Alles im Nahmen des Herrn Jesu“ ist selten die Hausregel; die praktischreligiöse Erhöhung fehlt also, und die Mehrsten, wenn sie, wie doch der Fall sein mus, die Worte, welche von ihren Familien gesprochen werden, nachsprechen,
und

und die Werke, welche von ihren Familien geschehen, nachthun, dürften dadurch wohl Wenig im Nahmen des Herrn Jesu thun lernen. Auf ihre Gewöhnung zu einem solchen Thun von Jugend auf ist also gar nicht zu rechnen; vielmehr auf das Gegentheil. Nun gehen die Schuliahre an. Verdienen aber nicht die mehresten Volksschulen noch die öffentliche Rüge, daß die Anleitung der Jugend zum Thun im Nahmen des Herrn Jesu, oder zur christlichen Rechtschaffenheit, welche doch die Hauptsache sein sollte, in ihnen als bloße Nebensache behandelt wird? Und, zeichnet sich auch hier und da eine öffentliche Schulanstalt dadurch aus, daß sie nicht das Gedächtnis der Kinder mit unfruchtbaren Kirchenlehren anfüllt, sondern das Herz derselben durch Grundsätze des Lebens bildet: was kann sie wirken, wenn die Eltern und Hausgenossen der Kinder ausser den Schulstunden durch entgegengesetzte Worte und Werke alle die guten Eindrücke wieder auslöschen, welche die Lehrer in der Schule auf sie machen? Auf den Nutzen des Schulunterrichts in Ansehung des Thuns im Nahmen des Herrn Jesu ist also auch Wenig zu rechnen. Die Mehresten, welche auf solche Art erzogen sind, gehen dann in Stände ein, wo ihr sittliches Gefühl durch rauhe und beschwerliche Arbeiten vollends abgestumpft wird. Von Sorgen des Lebens gedrückt, erhaschen sie alsdann jede freie Stunde, um sich sinnlich zu vergnügen. Die Vergnügungen, welche sie genießen, sind ebenso grob, wie ihre Arbeiten. Hefig müssen sie erschüttert sein, wenn ihnen wohl werden soll, wie sie bei ihren Geschäften sich heftig anstrengen.

strengen müssen. Sie kommen also wenig, oder gar nicht, zu sich selbst und haben, wenn dis auch zuweilen geschieht, weder Kraft, noch Lust, über Gegenstände, die nicht ebenso grobsinnlich, wie ihre Arbeiten und Vergnügungen, sind, sich mit sich selbst zu unterhalten.

Nun, bei solchen Leuten ist doch wohl an das „Lehret und vermahnet euch selbst“ im geringsten nicht zu denken. Sollen sie nun nicht völlige Unchristen werden und am Ende gar nichts mehr von Allem, was sie thun mit Worten oder mit Werken, im Nahmen des Herrn Jesu thun: so müssen sie fremde Belehrung und Ermahnung erhalten. Wissen wir aber eine bessere, oder auch nur eine andere Gelegenheit hierzu, als daß sie in die Kirche gehen? Bei ihren Arbeiten bekommen sie dergleichen doch wohl nicht? Ihre Mitarbeiter sind, wie sie; und, haben sie auch Aufseher, so liegt diesen nur daran, daß sie die Arbeiten gehörig verrichten. Bekommen sie sie etwa bei ihren Vergnügungen? Ihre Mitgeniesser sind, wie sie, und in solchen Gesellschaften, wie die sind, welche sie besuchen, wohnt das Wort Christi warlich nicht. Sollen sie etwa Bücher lesen? Sie lesen entweder überall nicht, oder lesen sie auch, so fallen sie entweder auf solche Bücher, worin das Wort Christi auch nicht wohnt, oder doch auf solche, in denen es nicht in aller Weisheit wohnt. Sollen sie etwa gar im Schauspielhause ihre Erbauung oder Veredlung finden? Ja, das ist wahr — unter den untersten Volksklassen entstand eben das Schauspiel; aber dann, wenn es nach ihrem Geschmack

schmack sein soll, mus es auch nichts, als Gaukelei und Posse sein, wie es ursprünglich war, und darf man es dann wohl noch für ein sittliches Bildungsmittel, für Belehrung und Vermahnung, halten? Wehe überhaupt jedem Staate, wo das Volk schauspiel-süchtig wird! Schauspiel und Lotto — eins, wie das andere, bringt wenigstens die untersten Stände bei guter Zeit an den Bettelstab und zerstört auch häufig in den mittleren Ständen das Hauswesen, die Kinderzucht, den Wohlstand und alles wahre Familienglück. In die Kirche gehört das Volk, wenn es Belehrung und Ermahnung erhalten soll; es ist zu diesem Behufe keine andere Anstalt für selbiges da, und, wenn noch eine andere gemacht werden sollte, so würde sie doch kirchenähnlich sein müssen und also nur einen andern Namen führen.

Von hieraus leuchtet uns nun die Pflicht des Staats ein, für Aufrechthaltung und Ehrung des kirchlichen Unterrichts die heiligste Sorgfalt zu tragen; oder will der Staat etwa keine Bürger, die Alles, was sie thun mit Worten oder mit Werken, im Nahmen Jesu thun, d. h. keine christlich gesitteten Bürger, haben? In der Ermahnung — „lasset das Wort Christi reichlich und in aller Weisheit unter dem Volke wohnen“ — liegt in der That Alles, was er in dieser Hinsicht zu leisten hat.

Reichlich soll der kirchliche Volksunterricht sein. Dis heisst aber keineswegs, daß täglich Kirche sein müsse. Eine solche Einrichtung würde viel-

vielmehr eine Gleichgültigkeit dagegen erzeugen; denn was man zu oft haben kann, verliert seinen Werth. Die Zumuthung, täglich zur Kirche zu gehen, ist auch völlig staatswidrig; denn das alte jüdische „sechs Tage sollst du arbeiten“ ist auch noch immer die Grundlage alles christlichbürgerlichen Wohlstandes. Wenn man also an solchen Orten, wo tagtäglich, oder auch nur fast täglich Kirche ist, über leere Kirchen seufzt, so ist es ebenso, als wenn man darüber seufzte, daß die Leute ihre Berufsgeschäfte abwarteten und für ihre Familien sorgten, und nicht Verbrüder und Betschwestern, oder erst heilige Müßiggänger, und dann Pflegbefohlene der Almosenkassen, würden. Es muß auch der Obrigkeit daran liegen, daß sie keine Gelegenheit zu leeren Stühlen gebe; dies thut sie aber offenbar, wenn sie die Kirche zu oft öfnet — denn da kann sich Jeder mit Recht damit entschuldigen, daß er nicht immer in der Kirche sein könne. Und, welcher Uebelstand es gebe, wenn ein Lehrer in einer leeren Kirche auftritt und das Wort Christi nicht dem Volke, sondern den Volksbänken, vorträgt, bedarf keiner weiteren Beschreibung. Wohl aber verdient beherzigt zu werden, daß hierdurch der Lehrerstand selbst ein Gegenstand des Volksgespötts werde, und daß die täglichen Lehrvorträge auch mehrere Lehrergehalte erfordern, die doch solchergestalt unnütz sind und besser angewendet werden könnten. Die Einziehung einer solchen offenbar überflüssigen Predigerstelle könnte z. E. den Nutzen stiften, daß die übrigen nöthigen Prediger anständiger gesetzt würden, oder daß diese wenigstens für alle

sogenannte geistliche Gebühren, welche noch ein wahres Aergernis in der evangelischen Kirche sind, damit entschädigt würden. Es ist auf jeden Fall am Sonntage genug; und, wenn da, weil die Familien ihre Häuser nicht ganz leer lassen können, um die Kirche anzufüllen, sondern sich also theilen müssen, Vor- und Nachmittags kirchlicher Volksunterricht ist, so wohnt das Wort Christi reichlich in der Kirche.

In aller Weisheit soll auch der kirchliche Unterricht geschehen. Das heisst aber ebenfals keineswegs — hochgelehrt. Das Volk versteht keine eigentliche Gelehrsamkeit, und das Wort Christi verliert auch sogar durch die Gelehrtensprache. Die ganze Lehre Jesu ist eine Lehre für Herz und Leben; Alles, was nicht nützt und frommt, was nicht bessert und tröstet, gehört nicht zu ihr. Sie ist, wie Paulus so schön sagt, eine Lehre von der Gottseligkeit, eine zu reiner und wahrer Tugend anführende Sittenlehre. Von diesem Gesichtspunkte sollen alle christliche Lehrer mit dem Timotheus ausgehen und dann bei ihren Vorträgen die Grundsätze derselben vorzüglich einschärfen, welche Zeiten und Umstände allemahl vorzüglich nothwendig machen. Thun sie dis nicht, so mus sie der Staat dazu anhalten; er mus ihnen verbieten, unfruchtbare Kirchenlehren, die blos Menschenfägungen sind, auf die Kanzel zu bringen, oder gar Streitpredigten darüber zu halten und dadurch Spaltung unter den Gemeinen zu verursachen. Sie sind blos dazu angestellt, daß sie vorzüglich dazu mit-

wir-

wirken sollen, daß das Volk Alles, was es thut mit Worten oder mit Werken, im Nahmen Jesu thue; so müssen sie auch nur auf diesen Zweck, auf den grössesten aller Zwecke des Staats, hinarbeiten. Die Hauptsache ist hier immer diese, daß der Staat nur solche Männer dazu anstelle, wähle und wählen lasse, welche die gehörigen Fähigkeiten dazu haben. Diese bestehen doch wohl gewis nicht darin, daß Jemand ein Meister in fremden, wohl gar in morgenländischen, Sprachen sei und dagegen seine eigene deutsche Muttersprache nicht in der Gewalt habe — oder darin, daß er jeden Winkel der Erde, wo noch Völkeralterthümer stecken, anzugeben wisse und dafür das menschliche Herz, wie es in Adam schlug, und noch in ihm selbst schlägt, nicht einmahl oberflächlich, geschweige in seinen geheimen Schlupfwinkeln, kenne — oder darin, daß er mit dem Geiste der neuesten Philosophie in demselben Grade vertraut sei, in welchem er mit aller Philosophie des Lebens unbekannt ist — u. s. w. u. s. w. Der Mann, welcher Religionslehrer werden soll, verstehe sein neues Testament, und dadurch ruhe auf ihm der wahre Geist des Christenthums, und er wisse diesen Geist auch Andern einzuhauchen. Er sei überzeugt und erwärmt von dem Worte Christi; er überzeuge und erwärme auch Andere mit demselben. Er habe die Gabe, sich deutlich zu machen; er sei Menschenkenner; er sei Redner und treffe dabei die Sprache des gebildeteren gemeinen Lebens, damit ihn Jeder verstehe und Keinen vor ihm ekle. Das einzige wahre Examen hierüber sind seine Vor-

träge selbst; aber nicht ein Vortrag, sondern viele derselben. Besteht er in diesem Examen nicht, so müste er nicht öffentlicher Lehrer werden, und wenn er ein Better des ersten Ministers wäre, oder noch auf irgend eine Art eine Bettertschaft mit ihm aufrichten wollte; er müste nicht Religionslehrer werden, und wenn eine ganze wählende Kirchenvorsteherschaft, deren Stimmen er sich kriechend erbettelt hatte, susfällig um ihn ansuchte. Da, wo nicht so gehandelt wird, ist man selbst daran Schuld, wenn die Leute nicht fleißig zur Kirche gehen; was sollen sie darin, wenn sie nicht Nahrung darin für Geist und Herz, lichtvolle Belehrung und hinreißende Ermahnung finden? Es mus aber, wie deutlich dargethan ist, dem Staate daran gelegen sein, daß das Volk fleißig zur Kirche gehe.

Wenn dann nun aber dafür gesorgt ist, daß das Wort Christi reichlich und in aller Weisheit an einem Orte wohnt, so müssen die Obern auch dafür sorgen, daß das Volk den ihm verschafften kirchlichen Volksunterricht gehörig benutze. Sie sollen ja nicht machen, daß das Wort Christi unter den Kirchenstühlen und Kirchenbanken, sondern unter den Leuten, welchen die Stühle und Banken gehören, wohne. Lernen denn Bürger und Bauern dadurch Alles, was sie thun mit Worten oder mit Werken, im Nahmen Jesu thun, wenn der Prediger nur predigt, oder dadurch erst, wenn sie den Prediger hören? So ergibt sich dann von selbst,
daß

daß die Obrigkeit nicht nur ein Recht habe, auf Volksbesuch der Kirche zu halten, sondern daß es ihr auch Pflicht sei, darauf zu halten. Statt tagtäglich die Kirche zu öffnen und sich nicht darum zu bekümmern, ob das Volk hinein gehe, oder nicht, lasse sie es beim blossen Sonntage bewenden, bekümmere sich aber recht darum, daß dieser Tag seinen Zweck erreiche und daß das Volk an ihm zur Kirche gehe. Wie weit nun die Obrigkeit hierin gehen könne und solle — darüber lasse uns noch Betrachtungen anstellen!

Gegen wirklichen Kirchenzwang war auch Luther schon; denn er ist gegen alle christliche Freiheit und es kommt auch bei ihm nichts heraus, als höchstens — Heuchelei. Dis aber ist ausgemacht, daß, wie es in vorigen Zeiten strenge Sabbatsmandate gab, die wider allen Geist des Christenthums waren, es ietzt an vielen Orten an aller Sonntagsordnung fehle, die nicht nur der Geist des Christenthums billigt, sondern ohne die dieser Geist auch unter dem Volke gar nicht bestehen kann. Das Volk soll am Sonntage in die Kirche gehen — dis ist der für den Staat so heilsame Zweck des Sonntags; wie ist dis nun zu bewirken?

Die Alten gingen zur Kirche, um Gott darin zu dienen, hielten das Kirchengehen selbst für Gottes verehrung und machten damit wohl die ganze Religion ab. Diese allerdings irrigen Begriffe haben sich im Ganzen sehr verlohren, und welcher wahre Christ sollte sich nicht darüber freuen? Hat man aber auch wohl

dafür gesorgt, daß das Volk dagegen die richtigen Begriffe vom Zwecke des Kirchengehens erhalten habe? Sollte dis wohl der Fall sein, so wäre es auf der Stelle erklärt, warum die Zahl der Kirchengänger abnähme. Das Volk würde nehmlich alsdann glauben, das Kirchengehen habe gar keinen Zweck und sei ganz unnüß. So geht es ia immer, wenn man sich nur daran begnügt, die Vorurtheile und Irthümer bloß zu verdrängen, und ihre Stellen nicht zugleich auch mit der eigentlichen Wahrheit wieder besetzt. Dis heißt — nur einreißen, ohne wieder zu bauen; und da wärs besser gewesen, man hätte lieber das Alte stehen lassen. Das Volk also, sobald es nicht mehr glaubt, daß das Kirchengehen selbst Gottesverehrung sei, mus sich nun nicht selbst überlassen werden, um es auf andere Weise gut und nöthig zu finden; sondern man mus es zu dem Glauben bringen, daß das Kirchengehen ein Mittel sei, Gottesverehrung zu befördern, und daß es die ehrwürdigste öffentliche Anstalt zu diesem Behufe sei. Die Schullehrer müsten hiez zu schon vorarbeiten, bei den Lücken, welche sie in ihrem Unterrichte lassen müssen, auf die Kirche schon hinweisen, die iungen Leute bei Entlassung aus der Schule feierlich in die Kirche einführen und dabei ihnen sagen — „Hier erneuert und ergänzt nun eure heilsamsten Kenntnisse; hier besetzt und stärkt eure rechtschaffenen Gesinnungen; hier lernt von Zeit zu Zeit Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, noch vollkommener im Nahmen Jesu thun; hier löschet vorzüglich die Eindrücke immer wieder aus, welche das viele Böse,

das

Pflichten zu leisten, als wir, und, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, ist von weit grösserem Belange, als was wir thun, so kann doppeltes Lehren und Ermahnen, eigenes und fremdes zugleich, nicht zu viel für euch sein, damit Alles, was ihr thut, ja im Nahmen Jesu von euch geschehe; liegt dis also euch wirklich am Herzen, wie wir dann sehr wünschen müssen, so überzeuget uns davon, und seid auch mit uns da, wo das Wort Christi unter uns wohnt.

Was von der Obrigkeit gilt, gilt auch von dem vornehmeren Bürger. Der gemeine Mann bedarf oft keines Antriebs weiter, zur Kirche zu gehen, als daß er die, denen er dient, unter denen er steht, für die er arbeitet, oder von denen er sonst lebt, zur Kirche gehen sehe; denn sie vermissen ihn sonst darin und thun ihm Vorhalt deshalb. Diesen sollten sich die Vornehmeren recht zur Sache machen. Wenn ihr blosses Beispiel auf den gemeinen Mann nicht wirkt, sollten sie es mit Ermahnungen und Warnungen — ja, warum nicht auch sogar mit Drohungen? begleiten. Kommt es denn etwa dem Hausherrn, dem Aufseher, dem Brodtreicher, dem Wohlthäter nicht zu, seine Untergebenen und Pflégbefohlenen zur Kirche anzuhalten, wenn sie sich aus blossem Leichtsinne, aus Schwindelei und Spielgeist, von ihr entfernen? Ueberschreitet er etwa die Grenze seiner Gerechtsame, wenn er ihnen auf den Fall, daß sie ihren Sonntagsunfug fortsetzen, ihr ganzes Verhältnis mit ihm aufkündigt? Er soll ja nicht blos für ihren Unterhalt, sondern auch für ihre

Sitt.

Sittlichkeit, sorgen. Was soll aber aus Menschen werden, die die ganze Woche über durch Arbeit zerstreut sind, wenn sie auch am Sonntage nicht zu sich kommen? Müssen sie nicht völlig verwildern? Und wird er selbst dabei nicht verlieren? Wo sollen sie aber zu sich kommen, als in der Kirche? Soll er etwa Kirche in seinem Hause halten? Wozu dis, wenn eine öffentliche Kirchenanstalt da ist? Und wirkt diese durch die Sinnlichkeit nicht auch stärker auf das Herz? So ist es dann ein wichtiger Theil der Gesindezucht, der Lehrlingezucht, der Arbeiterzucht und der Armenezucht — die Leute zur Kirche zu halten. Ja, die Vornehmeren müssen sich sogar bereden, solche Geringere, die von ihnen gemeinschaftlich leben oder abhängen, auch gemeinschaftlich dazu anzuhalten. So können blosser Bürger durchsehen, was oft die Obrigkeit, die ihre Gewalt nicht am unschicklichen Orte gebrauchen darf, nicht durchzusehen vermag; und nur dann erlangt auch erst jede Volksanstalt ihre Vollkommenheit, wenn die Angeseheneren im Volke der Obrigkeit die Hände dabei bieten.

Und — so bedarf es dann kaum einer Erwähnung, daß die Vornehmeren selbst vollends keine Veranlassung geben müssen, daß der gemeine Mann sein Kirchengehen nicht abwarten könne. Dis geschieht alsdann, wenn sie ihn ausser wirklichen Nothfällen

Sonntags mit Arbeiten beschäftigen; es mögen dis nun halbe oder ganze Zwangsarbeiten, oder auch nur solche sein, welche blos seine Gewinnsucht reizen. Besonders gehört hieher die Unsitte der Vornehmen, ihre Schmäuse ausdrücklich an Sonntagen anzustellen. Hierdurch werden gerade diejenigen von ihren Hausgenossen vom Kirchengehen abgehalten, denen es doch am nöthigsten ist; ebenso auch oft noch aufferhäusliche Personen aus den untersten Volksklassen, denen es ebenso nöthig ist. Begeben sich die Vornehmen nicht selbst aus Gewissen dieser Unsitte; wird irgendwo aller Vorstellungen der Religionslehrer dagegen ungeachtet diese Unsitte gar herrschender Brauch: so treten da Recht und Pflicht für den Staat ein, solchem Unwesen durch wirkliche Strafgesetze Einhalt zu thun. Dis gehört zur Sonntagspolizei.

Fällt das Volk aus sich selbst darauf, den Sonntag in einen Arbeitstag zu verwandeln, so mus die Obrigkeit auch hierzu nicht schweigen. Ein Anderes sind zu gewissen Jahreszeiten eintretende Fälle überhäufeter Arbeit, oder gar Nothfälle. Ein Anderes sind auch Arbeiten nach geendigter und abgewarteter Kirchenzeit; wo es oft besser ist, sich nützlich zu beschäftigen, als auf Thorheiten zu verfallen. Uebrigens aber bedarf es keines Beweises, daß Niemand zu gleicher

Zeit

Zeit arbeiten und auch in die Kirche gehen könne. Da nun dem Staate daran gelegen sein mus, daß das Volk fleißig zur Kirche gehe, so mus im Ganzen darauf gehalten werden, daß das Volk während der gesamten Kirchenzeit nicht arbeite. Durch sechs Tage wackerer Arbeit kann sich wirklich auch Jeder so setzen, daß er für den siebenten Tag seinen Unterhalt zugleich habe; und ist es einmahl bekannt, daß auch auf dieser Seite auf Sonntagspolizei gehalten werde, so verschiebt auch der Wüstling seine Wochenarbeit nicht vorsätzlich auf den Sonntag. Oeffentliche Arbeit mus also nie während der Kirchenzeit geduldet werden; es müste dann bewiesen werden können, daß sie wirklich aus Noth geschähe. Ueber die häuslichen Arbeiten, insofern sie nicht zur täglichen Nothdurft, sondern zum bürgerlichen Berufe, gehören, könnten die Ältesten der Bürgerschaften und Innungen am schicklichsten wachen und durch allerlei gesellschaftliche Uebereinkünfte denselben die gehörigen Grenzen setzen. Träfe sichs dann, daß irgend ein Innungsverwandter oder Bürger blos aus Eigensinn, oder aus bezeugter Verachtung gegen die kirchlichen Zusammenkünfte sich nicht in diese Grenzen zurückweisen liesse: so müste er mit dem Austritte aus der Innung oder Bürgerchaft bedrohet werden. Er soll nicht gezwungen werden, zur Kirche zu gehen; wohl aber darf man ihn zwingen,
wäh-

während der Kirchenzeit nicht ohne Noth zu arbeiten. Vielleicht fällt er hernach aus sich selbst darauf, lieber die Kirche zu besuchen.

Doch — man würde sehr irren, wenn man nicht glauben wollte, daß der Vergnügenstrieb das Volk weit häufiger von der Kirche abhalte, als der Arbeitsstrieb. Hier, hier mus also vorzüglich Vorkehr getroffen werden; jedoch ebenfals wieder so, daß kein Kirchenzwang daraus entstehe. Das Volk, wenn es sechs Tage gearbeitet hat, sehnt sich nach Erholung durch sinnliches Vergnügen, und thut recht daran. Gott schuf das Vergnügen warlich nicht blos für die höheren Stände, und wer hat mehr Anspruch darauf zu machen, als der Arbeiter, der sich schwer und hart beschäftigen mus? Es kann aber Beides beisammen bestehen. Der gemeine Mann hat Sonntags nach der Kirchenzeit noch Zeit genug, sich zu vergnügen. Wohl mus jedoch darauf gehalten werden, daß Beides wirklich beisammen bestehe, und daß er nicht den ganzen Sonntag in einen Vergnügenstag umschaffe. Da, wo er dis thut, bleibt er nicht aus Verachtung, oder aus Bosheit von der Kirche, sondern darum, weil er während der Kirche schon Gelegenheit hat, sich zu vergnügen. Man benehme ihm also diese Gelegenheit. Dis wird nicht dadurch bewirkt, daß man die Thore alsdann sperre — denn es gibt auch innerhalb der

Ring-

Ringmauern Gelegenheiten dazu; sondern dadurch, daß schlechterdings alle grosse und kleine öffentliche Vergnügungshäuser Sonntags bis auf eine gewisse Zeit geschlossen sein müssen. Dis kann die Obrigkeit leicht bewirken; und, wenn dann der gemeine Mann dis erst weis, so theilt er selbst seinen Sonntag christlicher ein, geht erst in die Kirche und vergnügt sich nachher, und vergnügt sich dann auch gewis mehr im Nahmen Jesu. Die Erfahrung lehrt dis an allen grossen und kleinen Orten; und fast überall, wo über leere Kirchen geklagt wird, sieht man, daß das Volk scharenweise während der Kirchenzeit nach den öffentlichen Trink = Spiel = und Tanzplätzen ziehe. Fällt denn da nicht alle Schuld der leeren Kirchen auf die Obrigkeit, daß sie keine bessere Sonntagspolizei übt?? Wenigstens schiebe sie nicht die Schuld von sich auf die Prediger, daß sie etwa spreche — Prediget ihr so, daß euch die Leute gern hören; so werdet ihr volle Kirchen haben. Wenn der Prediger sich gegen den Spielwirth in unsern Tagen aufrechterhalten soll, so zieht er den Kürzern, und wenn er der Beste ist. Das Volk hangt am sinnlichen Vergnügen; Einer verführt den Andern, eine Familie die andere, eine Gesellschaft die andere. Wohl aber kann durch dergleichen vernachlässigte Sonntagspolizei am Ende auch der beste Prediger herabgespannt und träge gemacht werden.

Soll

Soll er denn für Thöre, Banken und Stühle studiren? Dann klagt das Volk über den Prediger, und der Prediger klagt über das Volk. Fürsten und Magistrate, schliesset während der Kirchenzeit die Spielhäuser, die Tanzsäle und die Zechplätze; so ist Predigern und Volke, und — euch selbst geholfen, und ihr thut, was eures Amtes ist.

IX.

Ueber die Erziehung des Herzens.

Am 6. Sonnt. n. Epiph.

Ueber Ephes. 6. V. 4.

Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Ermahnung des Herrn.

Ueber die Erziehung der Jugend.

Ueber Erziehung d. B. 4.

Die Natur, welche eine Fingir nicht sein kann, hat
sich nicht in der Natur und Erziehung
der Natur.

Meine Brüder. Eltern mögen nur gar zu gern die Fehler, welche sie bei der sittlichen Erziehung ihrer Kinder begangen haben, von sich ablehnen. Sie entschuldigen sich daher über die anfänglichen Ungezogenheiten und nachherigen Laster und bösen Gewohnheiten derselben häufig mit den grösseren persönlichen Anlagen, welche die Kinder zum Bösen gehabt. Untersucht man aber diese genau, so sind sie weiter nichts, als ein höherer Grad von Lebhaftigkeit, der, wenn er eine gute Richtung empfängt, die herrlichsten Menschen gibt.

„Wer einmahl einen bösen Schatz des Herzens hat, spricht man, der bringt Böses aus ihm hervor; die Eltern mögen dagegen thun, was sie wollen — Jesus selbst hats gesagt.“ Ja, Jesus hat allerdings auch von einem bösen Schätze des Herzens gesprochen; aber — wahrlich nicht zu Gunsten der Eltern, bei deren Kindern man ihn antrifft. Der Schatz des Herzens, sowohl der böse, als der gute, ist ja kein Schatz, der gleich mit in die Welt gebracht wird, sondern ein Schatz, der erst hier gesammelt, und zwar in den ersten zwölf Jahren gesammelt wird. Auf diesen Zeitraum des Lebens kommt Alles an, ob ein Mensch gut, oder böse, werden solle. Die Grundsätze, welche er da empfängt, die Willensrichtungen, welche er da annimmt, wachsen in ihn ein; alle seine Haupt-

neigungen bilden sich da. Wer hat es also mehr zu verantworten, als die Eltern, wenn ihre Kinder einen bösen Schatz des Herzens sammeln? Sammeln sie ihn denn nicht von ihnen selbst, oder doch unter ihren Augen und mit ihrem Willen? Von Jesu heisst es ausdrücklich, daß er in jenem Zeitraume seiner Jugend zunahm an Weisheit, wie an Statur, und an Gnade bei Gott und Menschen, oder, daß er da den herrlichsten Schatz des Herzens sammlete. Dis ist's, daß er eine so edle Mutter und einen so bidern Vater hatte. Ach, stimmten sich alle Eltern auf den Ton dieser Eltern, der sich ganz in den Worten ausdrückt — siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht — wie wäre den Kindern geholfen!

So aber bekümmern sich Viele um ihre Kinder nicht weiter, als daß sie sie durch Essen und Trinken im eigentlichen Verstande nur gros ziehen; Andere streben nur darnach, frühe Gelehrte an ihnen zu erblicken; noch Andere wollen sie nur dreust haben; noch Andere schmücken nur ihre Aussen Seite; noch Andere sorgen nur dafür, daß sie ihnen viel Habe und Gut mitgeben können. Das Herz, das Herz wird übersehen, vernachlässigt, sich selbst überlassen. Wohin denkt man? Hierbei sollte man anfangen, hiermit sollte man aufhören. Die sittliche Bildung, die Erziehung des Herzens ist die Hauptsache. Lasset uns einen Entwurf derselben machen! — —

Der Anfang der Erziehung des Herzens mus durch gute Beispiele geschehen. — Beispiel ist und bleibe

bleibt nicht nur auf die mehresten Menschen lebenslang mächtig, sondern ist es auch für alle Menschen, ja allmächtig, in den ersten Zeiträumen des Lebens. Wir müssen anfangs Alles absehen, abhören. Warum giebt es für uns eine Muttersprache? Nun, wie wir die Zeichen, mit welchen wir unsere Gesinnungen ausdrücken, von unsern Eltern annehmen: so nehmen wir auch unsere Gesinnungen selbst von ihnen an. Wie es um die Muttersprache steht, so stehts auch um Mutterthun und Vaterlassen. Man betrachte nur Kinder, wenn sich ein seltener, oder gar noch nie geschehener Vorgang im Hause ereignet, wie sie Acht darauf haben. Ebenso gaben sie auf Alles Acht, als es ihnen noch etwas Seltenes oder Neues war. Es ist nicht möglich zu bestimmen, wann Beispiele anfangen, auf Kinder zu wirken; gewis aber geschieht es viel früher, als oft die Eltern denken. Welch ein herrlicher Weg, auf Kinder schon gute Eindrücke zu machen, wenn sie noch keines wörtlichen Unterrichts über das Gute empfänglich sind! Da, da kann schon Alles auf das Beste zubereitet, wie Alles schon in voraus verdorben, werden. Der Nachahmungstrieb der Kinder werde benutzt — dis ist das Kunststück der ersten sittlichen Erziehung. So entsteht eine Art von Angewöhnung zum Guten in den zarten Seelen. Wollte man sagen, daß dis das elendeste Gute sei, was bloß durch Gewohnheit erzeugt werde: so ist die Antwort darauf — es soll ja auch nicht dabei bleiben. Anpreisen, aus einander setzen können ihr ja aber dann das Gute den Kindern noch nicht;

wollet ihr denn nicht in Ansehung des Guten für sie wenigstens thun, was ihr könnet? Verabsäumet ihr dis — ohne Gewohnheiten bleibt das Kind nicht; soll es sich etwa Böses angewöhnen? Dis wird es zuverlässig thun; dann möget ihr ihm aber hernach das Gute vörpredigen, wie ihr wollet, seine bösen Gewohnheiten werden euch schon sein Herz verschliessen. Also — zupörderst eigene gute Beispiele der Eltern selbst! Wer ist, wenn es um die Kraft der Beispiele überhaupt bei den Kindern so steht, mehr verbunden, dergleichen ihnen zu geben, als sie? Wer vermag dadurch Mehr auf die Kinder zu wirken, als sie? Untrüglich sind dem Kinde seine Eltern; es billigt ihre Urtheile und ihre Handlungen eifrigst; es spricht ihnen nach und thut ihnen nach, und dis Alles auf Treu und Glauben. Aber auch an den Verwandten der übrigen Hausgenossen hängt das Kind, und zwar um so mehr, je mehr sie ihm Gefälligkeiten erweisen. Also auch diese müssen zu guten Beispielen angehalten werden. Haben Eltern Dienstboten, so müssen sie auf das sorgfältigste dahin sehen, daß diese zärtliche Achtung für das noch unverdorbene Herz der Kinder haben. Sind sie es denn nicht, die nach den Eltern am meisten mit ihnen zu thun haben, oft Elternstelle vertreten müssen und mithin sich leicht in den unbeschränktesten Besitz ihres Zutrauens versetzen können? Fehlt ihnen also diese Eigenschaft, so taugen sie nichts im Hause, und wenn sie übrigens noch so brauchbar wären. Ach, nur gar zu oft ist schon ein einziger Bedienter die Pest ganzer Familien geworden; weg mit solchen auf der Stelle,

le, sobald man sie zum erstenmahl darauf ertappt! Der Wag mit ihnen ist zu gros, und, sie erst zu bessern, damit sie die Kinder nicht schlecht machten, ist eine Unternehmung, die Eltern nicht anzurathen ist. Auch der Umgang, welchen die Eltern haben, mus ausgesucht sein; damit nicht Freunde das Böse ins Haus bringen, welches sonst aus selbigem verbannt ist. Und, da Kinder von Ihresgleichen auch besonders Alles annehmen, so mus die Wahl ihrer Gespielen nicht ihnen selbst überlassen sein. Die Eltern müssen diese bestimmen und zwar mit grösserster Vorsicht; denn das Sittenverderben der Jugend unseres Zeitalters ist gros. Noch besser thun Eltern, sobald sie mehrere Kinder haben, wenn sie sie gewöhnen, sich selbst unter einander genug zu sein; als welches in Familien, wo wahrer Familiengeist herrscht, leicht zu bewirken ist. Die abscheulichste Erziehung ist unstreitig die, bei der man die Kinder der muthwilligen Strassenjugend Preis gibet; daß aber auch vornehme Eltern Unrecht daran thun, wenn sie ihre Kinder bei ieder Gelegenheit in die grössten und gemischtesten Gesellschaften führen, bedarf ebenfals keines weiteren Beweises. Genug, die erste Sorge aller Eltern mus dahin gehen, daß die Kleinen von allen Anblicken des Bösen abgehalten werden. Sehet zu, daß sie Niemand ärgere — hiermit fängt sich alle Zucht und Vermahnung des Herrn an. Können es Eltern aber nicht verhindern, daß dennoch ein Anblick des Bösen für sie Statt habe, so müssen sie sofort mit ernstem Nachdruck darüber entscheiden und sagen — dieser Mensch handelte

schlecht. Die Kinder glauben ihnen dann auch dies aufs Wort.

Wenn dann das Kind zu mündlichem Unterrichte fähig zu werden anfängt, so mus man ihm die Regel beibringen — Alles, was du willst, daß dir Andere thun oder nicht thun sollen, das thue ihnen auch, oder auch nicht. Dieser einzige Satz, der schon tiefer in die Zucht und Vermahnung des Herrn greift, leistet, wenn seine Anwendung unaufhörlich bewirkt wird, halbe Wunder bei der Erziehung des Herzens. „Wie würde es dir gefallen, wenn Jemand dir so thäte, oder dir nicht so thäte?“ — Diese Frage erschüttert ieden noch unverdorbenen Menschen. In dem Gemische von Selbstliebe und Menschenliebe, welches durch sie entsteht, trifft er gewis die edlere Handlungsart. Man besördere die letztere bei Kindern vorzüglich, und zwar dadurch, daß man sie immer darauf zurückführe, daß ieder Andere so gut ein Mensch sei, wie sie. Man benuse aber auch die erstere und mache ihnen das Wiedervergeltungsrecht anschaulich, welches von der Gesellschaft unfehlbar ausgeübt wird. Kinder lügen z. E. leicht, weil sie sich dadurch ein Ansehen zu geben meinen; Kinder schwagen gern Geheimnisse aus, um etwas Wichtiges erzählen zu können; Kinder pflegen über Gebrechliche zu lachen, weil diese eine auffallende Gestalt haben; Kinder legen sich aufs Angeben, um sich einzuschmeicheln. In allen solchen Fällen wende man schnell den Satz auf sie an — was du nicht wollen würdest, daß dir Andere thäten, das sollst du ihnen auch nicht thun. Ebenso auch, wenn sie sich zur Mit-

freude

freude nicht geneigt zeigen, oder wenn Theilgebung ihnen schwer wird, oder wenn sie keine Versöhnlichkeit blicken lassen, oder wenn sie kleine Aufopferungen von sich ablehnen, rufe man ihnen ernstlich zu — wie du aber wollen würdest, daß dir Andere thäten, so thu ihnen auch. Ein Mensch, in dessen Seele dieser doppelte Satz von Kindheit an gleichsam eingewebt wird, und dem er Grundlage zu allem feinen Thun und Lassen wird, wird gewis ein guter Mensch, ein Menschenfreund, ein Mensch mit Brudersinn für Alle und Jede.

Erwacht dann die Vernunft noch mehr in den Kindern, so mus der Gewissenstrieb in ihnen gepflegt werden. Wecken darf man alsdann diesen der Menschheit ursprünglicheigenen Trieb erst nicht; er erwacht von selbst, wenn man nicht unter ganz wilden Menschen erzogen wird; aber gestärkt mus er werden. Dis geschieht schon dadurch, wenn man ihn iungen Leuten als das schönste, was der Mensch hat, hinstellt, und sie bei allen ihren Wünschen und Entschliessungen immer an die Vernunft hinweist. Der Mensch, mit den herrlichsten Vorzügen vor allen andern ihm bekannten Geschöpfen begabt, fühlt auch bald sein Uebergewicht über sie. Er äußert dis frühzeitig genug, und oft auf eine traurige Weise. Dieses Gefühl des menschlichen Uebergewichts, oder der äußerlichen Naturwürde des Menschen kann man bei iungen Leuten zu einer künstlichen Grundlage des moralischen Gefühls machen. Man mus ihnen nehmlich nun das wahre menschliche Uebergewicht erklären, und zeigen, wie es in der inneren Naturwürde des Menschen bestehet, oder

darin, daß der Mensch überall als Mensch und seiner Vernunft gemäß handle, daß er sich nicht durch blinden Trieb leiten lasse und dadurch zur Aehnlichkeit mit den Thieren herabsinke, sondern daß er durch Ueberlegung des Bessern und durch Erwählung des Bessern sich zu seinen Vorsätzen und Thaten bestimme, daß er nie wider seine Ueberzeugung Unrecht thue, und daß er seine Seligkeit sich selbst schaffen müsse, die darin bestehe, daß er in ieder Folge der Zeit auf sein vorhergeführtes Leben mit dem Bewusstsein zurücksehen könne — ich habe als Mensch gelebt. Allerdings muß nun aber auch zu diesen allgemeinen Erweckungen ausführlicher und deutlicher Unterricht über das Gute hinzukommen. Hierdurch wird nicht nur dem Gewissenstrieb bei seinen Anwendungen Beistand geleistet, sondern dieser Trieb könnte auch sonst ohnedies junge Leute, statt sie recht zu führen, oft gar irre leiten. „Handle, ruft man ihnen zu, wenn du auf zweierlei Art handeln kannst, immer so, wie es vernunftmäßig ist“ — sie aber wissen, wenns nun zur Anwendung kommt, nicht immer richtig zu bestimmen, welche von zwei ihnen freistehenden Handlungsarten die vernunftmäßigere sei. Sind sie sich nun ganz überlassen, so greifen sie leicht fehl und handeln hernach aus Gewissen falsch. Es ist ebenso wahr, als traurig, daß es in den mehresten Häusern, besonders in den untersten Ständen, an einem solchen ausführlichen Unterrichte über das Gute noch fast gänzlich fehle. Ueber Recht und Unrecht bekommen bei weitem die mehresten Menschen in der Jugend weiter keine

Belehrung, als diese — Unrecht ist, wofür es Schläge gibt; Recht, wofür es keine gibt. Diese abscheuliche Art von Unterrichte ist recht dazu gemacht, allen Gewissenstrieb in jungen Seelen sogar zu zerstören. Ist das die Zucht und Vermahnung des Herrn von dem es heißt — er herzte und segnete sie...? Kommt vollends noch dazu, daß Eltern dasselbe thun, weshalb sie das Kind schlagen, so bewirken sie durch die Schläge im Kinde auch nicht einmal den Glauben, daß es Unrecht daran thue, sondern blos Glauben an Eigensinn und Grausamkeit seiner Eltern, und reizen es doppelt zum Zorn. Der Hang, sein Unrecht im Stillen nun auszuüben und die Eltern zu täuschen, mus dadurch nothwendig in ihm entstehen. Dieser bleibt hernach im ganzen Leben, und man gewöhnt sich daran, auch Unrecht, das die Gesetze strafen, zu begehen, aber so, daß die Gesetze hintergangen werden. Daher hält die mehresten Menschen blos die Furcht vor Strafe vom Bösen ab, keineswegs aber das Gefühl der Schändlichkeit desselben. Dis ist sogar für die Gesellschaft gefährlich; denn, sobald solche Menschen Mittel finden, der Strafe zu entgehen, thun sie das Böse. Auf wahre Sittlichkeit aber dürfen sie selbst vollends keine Ansprüche machen. Man mus also bei der Erziehung des Herzens schlechterdings auf den menschlicheren Weg der ausführlicheren Belehrung über das Gute, besonders nach Anleitung der Vermahnung des Herrn, oder der Sittenlehre Jesu, zurück. Der Gewissenstrieb ruft allerdings Jedem zu — du must als ein vernünftiges

tiges Wesen vernunftmässig handeln; nun aber müssen die jungen Leute auch angeführt werden, vernunftmässig handeln zu können. Die Vernunftmässigkeit einer Handlung kann nicht anders beurtheilt werden, als aus der Natur derselben, und die Natur einer Handlung kann wieder nicht anders beurtheilt werden, als aus ihren nothwendigen Folgen, d. h. aus solchen Folgen derselben, die eintreten müssen, wenn nichts dazwischen kommt, das sie zerstört oder aufhält. Diese Folgen können sich theils auf den Thäter und auf Andre zugleich, theils blos auf den Thäter, erstrecken. Erstrecken sie sich blos auf den Thäter, so wäre er ein Thor, wenn er die Handlungsart, welche nützliche Folgen für ihn hat, nicht der andern vorzöge, die schädliche für ihn hat; denn die Vernunft gebietet uns, unsern Zustand nicht zu verschlechtern, sondern zu verbessern, sobald dis nur nicht auf Kosten Anderer geschieht. Erstrecken sich aber die Folgen auf den Thäter und auf Andere zugleich, so wäre er ein Bösewicht, wenn er die Handlungsart, welche zwar nützliche Folgen für ihn, aber schädliche für Andere, hat, nicht aufgäbe, sobald er nicht im Stande wirklicher Nothwehr ist; denn sein eigenes Gefühl empört sich dagegen, daß Andere gegen ihn nicht so thun sollten. Nach diesem Masstabe müssen junge Leute angehalten werden, die Vernunftmässigkeit ihrer Handlungen selbst beurtheilen zu lernen. Die natürlichen Folgen einer Handlung kann Jeder voraussehen; Vernunft und Erfahrung gehen ihm dabei treulich zur Hand. Eltern müssen nur dem Leichtsinne ihrer Kinder entgegenarbeiten

ten, und, wenn sie gewahr werden, daß die Kinder die Folgen geringschätzen, für bloß zufällig achten, oder gar übersehen, ihnen solche ernsthaft vorhalten und ganz so unvermeidlich und wichtig schildern, als sie wirklich sind. Jede Handlung, welche sich auf die beschriebene Art durch ihre vorauszu sehenden Folgen rechtfertigt, ist vernunftmässig, und also rechtmässig, oder Pflicht, und — die erkannte Pflicht, müssen dann die Eltern hinzusetzen, sollet ihr schlechterdings thun, das Gegentheil aber nie, und wenn ihr dafür leiden und sterben müstet. So wird der Gewissenstrieb gehörig gepflegt; begnügt man sich aber bloß an der allgemeinen Weisung — handle immer so, daß deine Handlungsart die Handlungsart Aller werden könne, und gibt keinen ausführlichen Unterricht über Recht und Unrecht in einzelnen Fällen, so ist für die Erziehung des Herzens wenig gesorgt; denn die jungen Leute sind nicht immer im Stande zu übersehen, was daraus werden würde, wenn ihre Handlungsart die Handlungsart Aller würde, oder sie erinnern sich daran, daß keine Regel ohne Ausnahme sei, und wenden den Ausnahmefall zu ihren Gunsten und auf sich an. Schulen sollten auf dieser Seite mehr thun, als sie thun; aber man verlangt auch zu viel von ihnen, wenn man Alles von ihnen verlangt. Eltern sind und bleiben die besten Erzieher des Herzens und sollten sich diesen wichtigsten Theil des Erziehungsgeschäfts überhaupt um nichts in der Welt nehmen lassen. Haben sie von Anfang an redlich dafür gesorgt, daß ihre Kleinen gute Beispiele empfangen, wie sollten sie nun, wenn diese erwach-

erwachsen, nicht gern Mehr an ihnen thun, da sie Mehr an ihnen thun können! Und — wie werden ihre Kinder, deren ganzes Herz sie solchergestalt besizen, alsdann auf sie horchen, wenn sie in arbeitsfreien Stunden sich mit ihnen über die am häufigsten vorkommenden Fälle des Lebens unterhalten und sie über die vernunftmässigere Handlungsweise in selbigen belehren! Nur durch den Verstand wird vollkommen und dauerhaft auf das Herz gewirkt, und ohne deutliche Begriffe von Recht und Unrecht ist aller Gewissenstrieb, der uns zum Rechtthun auffordert, eine sehr ungewisse Grundlage unserer Sittlichkeit. Hier also, Eltern, hier greifet die Erziehung des Herzens bei euren Kindern recht an. So ein mündlichbelehrender Umgang mit ihnen, verbunden mit der Belehrung durch edle Beispiele — o versuchet ihn doch — wie wird er euch davor sichern, daß eure Kinder ie aus der Art schlagen! Ist's denn nicht auch edler gehandelt, wenn ihr eure müßigen Stunden so für eure Kinder verlebet, als wenn ihr sie in Gesellschaften verspielet und eure Kinder unterdessen auch der Spielsucht überlasset?

Zuletzt setze die Religion der Erziehung des Herzens die Krone auf! — Hier ist nicht die Rede vom sogenannten Kirchenglauben und von jenem weitläufigen theologischen System, sondern blos von Religionszucht und Religionsvermahnung des Herrn Jesu, vom Glauben an Gott und Unsterblichkeit. Diese beiden Vorstellungen vollenden den Adel des Herzens.

Gott — der Urheber des Weltganzen ist auch unser Urheber — der grosse Gesetzgeber der Natur ist auch unser Gesetzgeber — die Stimme des Gewissens, welche in uns spricht, ist seine Stimme — wer rechtschaffen ist, gehorcht zugleich dem Ewigen — der Ewige ist heilig — der Heilige ist allgegenwärtig — alle unsere Handlungen weis er — alle unsere Begierden kennt er — er hat nur Wohlgefallen an uns, wenn wir auch nach Heiligkeit strecken — durch gute Gesinnungen aber wird er gewis unser Freund, unser uns liebender Vater — er bezeigt diese seine Liebe durch die zärtlichste Fürsorge für uns — nichts geschieht uns ohne seinen Willen — auch für unsere Glückseligkeit ist gesorgt, sobald wir rechtschaffen sind — der uns das Gebot gab, gibt uns auch den Gebotssegens — unverschuldete Leiden sollen nach seinem Willen uns bloß in der Tugend noch vollkommener machen — bestehen wir im Kampfe mit selbigen, so sind wir die Lieblinge Gottes — — o reihet diese Gedanken an einander, machet sie lebendig in den Seelen eurer Kinder; sie wirken so allmächtig, als der Gegenstand selbst ist, den sie betreffen. Ist die Tugend als Gewissensvorschrift ihnen schon ehrwürdig, wie noch weit ehrwürdiger wird sie ihnen werden als Wille Gottes!

Unsterblichkeit — Fortdauer über das Grab hin — ewige Fortdauer — und zwar ganz im Zusammenhange mit dem gegenwärtigen Dasein — so zusammenhängend, daß sich nicht nur die Zukunft selbst aus der Gegenwart entwickelt, sondern daß sich auch ihre Seligkeit und Unseligkeit aus der Güte und Bosheit unse-

unserer jetzt erlangten Gesinnungen und aus der guten und bösen Verwendung unseres jetzigen Lebens und unserer jetzigen Kräfte entwickeln wird — — weihehet zuletzt auch zu diesem Glauben eure Kinder ein; er ist die letzte Stütze aller wankenden Tugend und gibt der Tugend unendlichen Werth. Wenn junge Leute die erhabene Bestimmung ihrer Natur erfahren, dann wird ihr Eifer, solche auszubilden, noch weit grösser; und wenn sie dann in der Folge ihres Lebens Misverhältnisse zwischen ihrer Rechtschaffenheit und Glückseligkeit finden, so söhnt sie der Ausblick in eine vollkommeneren und daher auch gerechtere Welt mit ihrem Schicksale aus. Sie kämpfen noch wackerer mit den Hindernissen des Guten, weil sie nun dadurch auch zugleich ihre schönsten Kräfte für dort üben, wo solcher Kampf nicht mehr sein wird; sie schlagen noch herzhafter angebotenen verführerischen Erdengewinn aus, um ihren Pflichten nicht untreu zu werden, weil das Bewußtsein hiervon sie nun gar ewig selig macht; sie leiden noch ruhiger für die gute Sache, weil sie zu sich selbst sprechen — hier k o n n t s nicht anders sein, dort k a n n es anders sein, und darum w i r d s dort anders sein. War ihnen die Tugend als die Quelle wahrer Zufriedenheit schon liebenswürdig, wie noch weit liebenswürdiger wird sie ihnen als Quelle ewiger Zufriedenheit!

Das letzte aber mus, wie gesagt, die Religion bei der Erziehung des Herzens sein; ia nicht das Erste. Wird, statt den Beschluß dabei mit ihr zu machen, der Anfang mit ihr gemacht, so bringt man sie auf das ganze Leben der Kinder um alle ihre Kraft für selbige.

Es entstehen Aberglaube und lauter dunkle Begriffe; denn die Kinder können so frühzeitig noch keine andere Begriffe haben, und so gewöhnen sie sich dann auf immer an dergleichen in der Religion. Sie lernen blos Wörter und Formeln auswendig, bei denen sie hernach nie etwas denken; sie kommen zu keiner lebendigen Ueberzeugung vom Dasein Gottes und von ihrer Unsterblichkeit, halten sich an Cerimonieen und betreiben ihre ganze Gottesverehrung lebenslang nur maschinenmäßig, weil sie in Jahren zu ihr geführt wurden, wo sie sie noch nicht anders betreiben konnten. Man mache also dem Kinde erst die Tugend durch Beispiel und Unterricht ehr- und liebenswürdig, und führe es dann in die Arme der Religion. Einem so zur Religion vorbereiteten jungen Menschen wird man Gott und Unsterblichkeit nicht einmahl erst beweisen dürfen. Sein tugendhaftes Herz selbst schlägt für Gott und sehnt sich selbst nach einer besseren Welt; so, wie er also den Unterricht über Beide empfängt, glaubt er an Beide. Das grosse Misverhältnis zwischen Tugend und Glückseligkeit, welches er so häufig erblickt, kann nur so ein Wesen heben, wie Gott ihm geschildert wird; nun hört er, daß der Glaube an ein solches Wesen der allgemeine Glaube der Menschheit sei, und macht ihn freudig auch zu dem seinigen. Aber auch selbst Gott kann in dem gegenwärtigen unvollkommenen Zustande der Dinge dieses Misverhältnis nicht heben — dennoch mus es gehoben werden, wenn Tugend der Beruf des Menschen sein soll; nun vernimmt er, daß die Weisen und Guten an einen bevorstehenden vollkommeneren

Zustand der Dinge glauben, und schliesst sich von ganzem Herzen an sie an. Wenn so Religion aus dem Herzen selbst entsteht, und wenn fremder Unterricht am Ende blos hinzutritt, um die dunklen Ahnungen von Gott und Ewigkeit in deutliches Bewusstsein zu verwandeln — das gibt wahre, ausdauernde und hier schon selige Gläubige.

Wie nun der Religionsunterricht bei der Erziehung des Herzens das Letzte sein soll, so mus er aber auch z. lezt gewis erfolgen. Unverantwortlich handeln Eltern, wenn sie zur gehörigen Zeit nicht an ihn denken. Es gibt keinen Gedanken, der den Gedanken an Gott ersetzen möge; denn was hilft es, die Menschen auf die sittliche Ordnung hinzuweisen, wenn es kein Wesen gibt, welches dis schöne Schattenbild zur Wirklichkeit bringt? was hilft es, den Tugendhaften, der selig zu sein verdient, an sich selbst zu verweisen, wenn er doch einmahl selbst sich nicht selig machen kann? Und ebenso ist auch der Gedanke an eine künftige Welt durch nichts zu ersetzen; vielmehr bereitet man dem Menschen, wenn man ihm selbigen nimmt, Stunden, in welchen es ihm leid wird, sein Dasein so lange gewartet und gepflegt zu haben. Will man ihn etwa statt dessen damit trösten, daß endlich doch der Menschheit auf der Erde ein vollkommenerer Zustand zu Theile werden werde? Er hat ia verdient, diesen zu genieffen; warum trat denn solcher nicht bei seinem Leben noch ein? Will man ihn mit den Vorzügen beruhigen, welche er vor allen andern Erdgeschöpfen hat, und die er doch ein kleines Jahrhundert hindurch

be.

besitze und gebrauche. Was hat er denn am Ende gehabt, wenn sein kleines Jahrhundert dahin ist? wofür erklärt er selbst alsdann die Welt, in der er es verlebt hat? und werden ihm seine Vorzüge nicht dadurch erst achtungswerth, daß er sie für Grundlagen zu einer höheren Bestimmung ansieht? Darum sei Religion die Krone der sittlichen Bildung; sie vollendet die Zucht und Vermahnung des Herrn und ist das schönste Kleinod, welches Eltern ihren Kindern mitgeben können. —

Die Menschen, deren Herz so erzogen wird, werden gewis die besten Menschen. Sie sammeln einen guten Schatz des Herzens und bringen hernach lebenslang Gutes aus selbigem hervor. Edel gerichtet, beharren sie dann in dieser Richtung, nehmen zu, wie an Statur, so auch an Gnade bei Gott und Menschen, danken ihren Eltern für die erhaltene Zucht und Vermahnung des Herrn mehr, als für alles Andere, und werden ihre Freude im Alter, ihr Trost im Tode und ihre schönste Seligkeit noch in iener Welt.

O Eltern, Eltern, könnte man doch euer Herz bewegen, vorzüglich für das Herz eurer Kinder zu sorgen! Viele, viele von euch thun nicht so, wie sie sollten. Sie lassen die Kinder erst Böses sehen und hören, und strafen sie dann dafür, wenn sie es nachreden und nachthun. So reizen sie die Kinder zum Zorn, erbittern sie und machen sie abgeneigt gegen sich und die Tugend. Sie verkehren die natürliche Ordnung, fangen mit der Religion an und lassen es an guten Beispielen fehlen. Sie verlangen Alles vom Schullehrer und reißen zu Hause wieder nieder, was er in der Schu-

le bauet. Mein, Väter und Mütter, ihr müßet den Lehrern vorarbeiten, ihr müßet mit ihnen zugleich arbeiten, ihr müßet ihnen nacharbeiten — vorarbeiten durch gute Beispiele, mitarbeiten durch mündlichen Unterricht über Recht und Unrecht bei jeder Veranlassung, nacharbeiten durch fortgesetzte Belebung frommer Religionsgefühle. Euer eigenes Haus sei die schönste Schule für eure Kinder, und Jeder von euch werde ihrer herzlichsten Lehrer Einer. So, so erfüllet ihr eure heiligste Pflicht; so werdet ihr auch Freude an euren Kindern haben, und, wenn ihr für ihre Wohlfart betet, seid ihr schon erhört.

X.

W i d e r d e n N e i d .

Am Sonnt. Septuages.

Ueber Jak. 3. V. 14.

Habt ihr bitteren Neid in eurem Herzen, so rühmet
euch nicht.

X

DEUTSCHER VERLAG

VERLAGS-ANSTALT FÜR ALLE ERWERBUNGSZWEIGEN

VERLAGS-ANSTALT FÜR ALLE ERWERBUNGSZWEIGEN

Die in diesem Verlage erschienenen Bücher sind in allen Buchhandlungen zu haben.

10

Meine Brüder. Man sieht es an allen gesunden und unverzogenen Kindern, daß der Neid dem Menschen nicht von Natur eigen sei. Eine fehlerhafte Erziehung erzeugt ihn vielmehr erst.

Der Grund dazu wird gelegt, wenn Eltern den Kindern allen Willen thun. So unnatürlich sie handeln würden, wenn sie gegen die vernünftigen und billigen Wünsche ihrer Kleinen hart und unerbittlich wären: so thöricht handeln sie, wenn sie ihnen gar nichts versagen können, solche mögen fallen, worauf sie wollen. Zu den Uebeln, welche Eltern dadurch stiften, gehört, daß die Kinder bald nach Allem verlangen, was sie sehen, sobald es ihnen gefällt. Die Erfahrung belehrt sie aber frühzeitig, daß andere Menschen nicht so gutherzige Thoren sind, wie ihre Eltern; so bleibe ihnen nichts übrig, als das, was Andere haben und ihnen nicht geben wollen, zu beneiden. Sie können nicht haben und möchten doch haben; so misgönnen sie es dem, der es hat.

Kommt dann die üble Gewohnheit der Eltern dazu, in Gegenwart ihrer Kinder von Andern ungünstig zu urtheilen und besonders nur Fehler und Böses an Leuten aufzusuchen, welchen das Glück wohl will: so wird die neidische Denkart in den Kindern gestärkt. Diese hören nun von nichts, als von Verdienstlosigkeit der Glücklichen, und saugen dadurch Verachtung der

Menschen ein. Begegnen ihnen dann in der Folge Leute mit äußerlichen Vorzügen, so spähen sie ebenfalls ihre Schwächen aus und erklären sie für Unwürdige. Sobald man aber dis erst thut, würde man im Sclande sein, Andere ihrer Vorzüge zu berauben, wenn man dürfte; da man nun aber dis nicht darf, wie man will, so mus man sich daran begnügen, sie ihnen im Herzen zu rauben, und hält diesen Herzensraub, diese Misgunst, für Gerechtigkeit, die man an ihnen pflegen müsse.

Vorzüglich fehlen Eltern dadurch, wenn sie auf alle solche äußerliche Glücksgüter bei der Erziehung zu grossen Werth legen und den Kindern nicht die Begriffe von wahren Gütern und von wahrer Glückseligkeit beibringen. Hierdurch entsteht iene in der Gesellschaft so herrschende Thorheit, sich elend zu fühlen, sobald man gewisse Vorzüge nicht hat und nicht haben kann, die doch oft kaum den Mahmen verdienen. In diesem Elendsgesühle weis sich dann der Mensch nicht anders zu helfen, als daß er sich durch Neid gegen die, welche sie besitzen, eine noch elendere Entschädigung verschaffe. Lehren Eltern ihre Kinder bei guter Zeit die Güter des Geistes und Herzens kennen, welche ieder Mensch haben kann und die wahres Menschenwohl allein begründen — wie würden sie blos hierdurch schon in den Seelen der Kinder Zufriedenheit mit einer mäßigen äußerlichen Lage auf ihre ganze Lebenszeit aufrichten und damit aller menschenfeindlichen Misgunst an selbigen auf das glücklichste entgegenarbeiten!

In vielen Häusern gibt es sogar recht grobe Anführungen zum Neide, welche die Eltern entweder selbst ausüben, oder doch die Kinderwärter ausüben lassen. Hieher gehört z. E. wenn man die Kinder ausdrücklich auffordert, unmüthig darüber zu werden, daß ihre Gespielen etwas Besseres haben, als sie; wenn man sie darüber bedauert, daß sie eine Freude oder Lust nicht mitgenießen können; wenn man sich mit ihnen neckt, ihnen erst etwas zeigt, gibt, und dann wieder nimmt; wenn man das eine Kind vorzieht, das andere ausmerzt u. s. w.

So entsteht der Neid, der der Menschenseel nicht natürlichelgen ist, durch eine falsche Erziehung. Triste sichs dann, daß weiterhin im Leben wirkliches Misgeschick eintritt, daß der Körper kränklich wird, daß üble Launen von allen Seiten zuströmen; so kann er eine Höhe erreichen, die ins Unglaubliche geht. Sirach hat dis sehr natürlich ausgedrückt, wenn er spricht — ein neidischer Mensch sieht nicht einmahl gern essen.

Der Neid gehört unter die gefährlichsten Seelenkrankheiten; wer ihn hat, sagt Jakobus, darf sich nicht rühmen — rühmen weder der Religion, noch der Menschenliebe, noch der Vernunft. „Durch des Teufels Neid ist der Tod in die Welt gekommen“ — „Pilatus sah, daß die Priester Jesum aus Neid überantwortet hatten“ — — Mehr brauchte man in der That nicht zu hören, als dis, um den Neid zu verabscheuen. Wir wollen aber ausfürlichere Betrachtungen anstellen, die

uns vor ihm verwahren, oder, wenn wir schon krank an ihm wären, antreiben können, uns von ihm hellen zu lassen. Sie laufen alle darauf hinaus, daß, wer ihn hegt, sich nicht rühmen dürfe. —

Auf den Ruhm, auf die Vorstellung, daß er Religion habe und ein höchstes Wesen wahrhaftig verehere, mus der Neidische auf der Stelle Verzicht thun; zwischen Neid und Gottesverehrung ist die äußerste Disharmonie. — Nach der Religion steht die Welt unter der Regierung Gottes. Von dieser göttlichen Weltregierung ist die Austheilung der irdischen Güter ein sehr wichtiger Theil. Wer also wirklich glaubt, daß alle gute Gaben von oben herab kommen, und daß Gott einem Jeglichen das Seinige zutheile, der geht bei Klugheit und Fleis seinen Gang ruhig fort, nimmt an, was ihm dafür gereicht wird, und lästet Andern mit Hand und Herz, was sie neben ihm empfangen. „Ich regire nicht, spricht er; ich werde regirt. Der mich und Alles regirt, hat Macht, mit dem Seinigen zu thun, wie er will.“ Nicht so der Neidische. Dieser bekenne mit dem Munde noch so laut die Alleinregierung Gottes; mit seinem Herzen verleugnet er sie. Er mischt sich in das göttliche Regiment; er will mitregiren und thut, als ständen die Weltgüter unter seiner Vertheilung.

Doch, dis ist noch das geringste Irreligiöse, welches der Neider begeht; er bezüchtigt auch den Ewigen, daß er nicht vollkommen regire, nicht recht vertheile. Nach seiner Meinung erblickt er Segen und Güter, wohin sie gar nicht gehören; da, wo sie aber
sein

sein sollten, vermisst er sie. Wenn er die Vertheilung machen sollte, würde selbige weit gerechter ausfallen; vorzüglich für ihn selbst. Wie? Der thörichte Staub will den obersten weisesten und heiligsten Geist meistern, und will sich dabei noch rühmen, daß er ihn anbetet? Billigung aller Art und Weise, wie Gott vertheilt — Zufriedenheit mit dem, was uns zu unserm Theile zufiel — Dis allein ist Gottesverehrung; das Gegentheil ist Gotteslästerung. Was für ein unehrwürdiger Gegenstand wird Gott, wenn wir ihm seine Weisheit und Heiligkeit absprechen! Wir müssen uns also alles Tadel der göttlichen Haushaltung, auch des geheimsten, enthalten. Wir sind ja auch gar nicht die Wesen, für die er sich ziemte. Käme unser Tadel daher, daß wir für uns selbst die gerechte Austheilung vermissen: so entstände er ja blos aus Stolz und Selbstsucht, und wir wären ebenso partheiische, als unbefugte, Richter in der Sache Gottes. Käme er aber daher, daß wir sie bei Andern vermissen — o wie oft mögen wir in unsern Urtheilen über Andere irren! Wie oft mögen wir Würdige für Unwürdige, und Unwürdige für Würdige halten! Zu den Täuschungen des äußerlichen Scheins kommen hier noch die Einflüsse, welche Liebe und Has bei unsern Urtheilen über den Werth Anderer auf uns haben. Und gesetzt, die würdigsten Menschen wären zuweilen vom Schicksale am wenigsten bedacht, und die unwürdigsten am meisten; mußten es iene nicht vielleicht sein, um gut zu bleiben, und diese, um noch gut zu werden? Gibts denn auch gar keine Güter weiter, als blos äußerliche

che — gar keine, die den Tugendhaften schadlos halten? So denken, das heisst, den obersten Verteiler in seiner Weisheit und Heiligkeit verehren, und darum lässt der Mann von Religion keinen Vorwurf gegen Gott in seinem Herzen aufkommen. „Ein Jeder von uns, denkt er, wird gewis in solche Weltlagen gesetzt worden sein, wie es für ihn, um seine wahre Bestimmung zu erreichen, am zweckmässigsten war.“

Ja, was ist auch am Ende Neid, und wozu führt er? Er ist Undank gegen Gott und führt zu nichts, als zu Undank gegen Gott. „Wer hat dem Herrn etwas zuvor gegeben, daß der Herr es ihm etwa wiedervergelten müsse?“ Du, und die, welchen du wohlwilst — ihr möget also von dem Reichthume der göttlichen Gaben und Güter keinen Gedanken nach noch so Wenig empfangen haben, ist denn nicht das, was ihr empfanget, Schöpferwohlthat? Seid ihr nicht von Gottes Gnaden, was ihr seid? Sieh, dis erkennest du nicht, und so fehlt dir auch der erste Zug des Dankbaren. Und — was ist der Gegenstand deines Neides? Dieses oder ienes einzelne Gut, das Andere haben und du nicht hast. Hast du nicht dafür viel Gutes auf andern Seiten? Dein thörichter Neid verhindert dich, dis zu sehen, oder treibt dich an, es zu verachten, es unangewendet, ungenossen zu lassen. So wird Gottes Gnade gar vergeblich an dir; kannst du den Undank höher treiben? Und dennoch willst du dich für einen Gottesverehrer ausgeben? Hättest du auch nur den geringsten Grad von Religion, so thätest du nicht also; denn die Religion erfüllt unsere Seelen mit Ge-

füh-

fühlen unserer Unvollkommenheit, mit Genügsamkeit, mit Gegenliebe gegen Gott, mit Freude in ihm und mit kindlicher Hingebung an ihn. Diese schönen Stimmungen machen das Wesen der Dankbarkeit aus, und so ist der Geist der Religion der Geist des Danks gegen Gott. Kein Neidischer rühme sich also seiner Gottesverehrung; er greift in die Gerechtsame des Alleinherrschers der Welt ein — er tadelt den Allweisen und Allheiligen — er lohnt dem reichen Geber aller Gaben mit dem verworfensten Undank.

Ebensowenig rühme sich der Neider der Menschenliebe. — Schon das bloße Scheessehen dazu, wenn die Vorsehung gegen Andere gütig ist, wie stimmt dis mit der Liebe? Die Liebe wünscht dem Nächsten Gutes; sie ergötzt sich daran, wenn sie es an ihm und bei ihm erblickt. Der Neid grämt sich darüber, sehnt sich nach dem Verluste des Nächsten davon und würde diesen bereiten, wenn er könnte. Nach der Sittenlehre Jesu ist daher Neid ebenso Diebstahl im Herzen, wie der Has Todtschlag im Herzen ist. Der Grund davon ist derselbe. Wie der, welchen Has im hohen Grade beseelt, seinen Gehässen aus dem Wege räumen würde, wenn er dürfte und könnte: so würde auch der, welchen hoher Neid ergreift, seinen Beneideten berauben, wenn er könnte und dürfte. Es kommt aber nicht darauf an, was man wirklich thut, sondern darauf, was man thun will und thun möchte. Endigt sich denn nicht auch Neid oft ebenso mit wirklichem Diebstahle, wie Has mit wirklichem Morde? Ja, ist dis mit dem Neide nicht noch weit öfter der Fall?

Man

Man mus nur bedenken, daß jede Art und Weise, Andere um ein beneidetes Gut zu bringen, Diebstahl sei; und wie unglaublichviel nicht nur hinterlistige und verborgene, sondern auch sogar öffentliche Mittel gibt es dazu, auf die die Geseze nicht einmahl Bestrafung bestimmen! Braucht es oft Mehr, um den Nächsten in den erwünschten Verlust zu setzen, als daß man seine schwache Seite misbrauche, oder ihm Feinde zuziehe? Ja, braucht es oft Mehr dazu, als daß man ihm einen falschen Rath erteile? Sirach gab daher schon die Lehre — nimm nicht zu Rathe, die dich neiden. Und Salomo sprach schon — Zorn ist ein wütig Ding, Grimm ist noch ungestümer, wer mag aber vor dem Neide bestehen? Man untersuche nur alle gesellschaftlichen Verluste, so wird man auch in der That finden, daß die Quelle der Mehresten im Neide entsprang.

Und — bringt auch der Neider Andere nicht wirklich um ihr Glück, so stört er sie doch im Genusse desselben. Es ist ihm nehmlich unmöglich, sich zu verbergen, und unter allen leidenschaftlichen hat sich vielleicht keiner weniger in der Gewalt, als er. Wenn er nun auch weiter gar nichts thäte, als daß er nur bei ieder Gelegenheit sein misgünstiges Herz durch Untheilnehmung an Freude, durch Kälte und Stillschweigen, durch schielende Blicke und verzerrte Mienen verriethe: so richtete er auch hierdurch schon Genussstörung an. Der Glückliche, sobald er einige Menschenkenntnis besitzt, sieht nun, wen er an ihm habe. Soll er gleichgültig dabei bleiben? Man rather dis oft Beneideten
an

an und ermuntert sie, desto herzlicher zu genießen, je mehr Neider sie hätten; es ist aber ein unweiser Rath, und Viele würden nicht die grössesten Verluste erlitten haben, wenn sie ihre Neider frühzeitig grösserer Aufmerksamkeit gewürdigt hätten. Es ist vorhin schon gesagt worden, daß die Neider auf Raub ausgehen. Wenn nun Glückliche gewahr werden, daß Menschen sie beneiden, die im Stande sind, sie um ihr Glück zu bringen, mus bis nicht Furcht bei ihnen erwecken? Das im Stande sein dazu braucht eben nicht immer in äusserlicher Macht zu bestehen; List und Verschlagenheit machen oft weit stärker, als alle bürgerliche Uebergewalt. Auch der ohnmächtigste Neider kann oft der gefährlichste werden durch seinen Anhang und durch Einflüsse, die er auf Stärkere hat. Man thut wohl, wenn man keinen Neider verachtet. Das beste Mittel ist freilich, wenn man solche Menschen durch Theilgebung mit sich ausöhnt. Wenn die Versuche davon aber fruchtlos sind, wird die gegründete Furcht vor dem Neider den Glücklichen nicht in seinen Genüssen stören? Mus er nicht immer auf der Hut gegen diesen sein, und kann er, wenn er das sein mus, ruhig und ganz genießen? Daher kommt es ja auch, daß oft Menschen, solcher ewigen Besorgnisse überdrüssig, sich lieber glänzender Vorzüge freiwillig begeben, um sich in einer mässigeren Lage bei Sicherheit vor ihren Neidern froher zu fühlen. Und gesetzt, es wäre Jemand über alle Nachstellungen des Neides erhaben, so wäre doch iener Rath, gleichgültig über Neider zu bleiben und unter Lächeln über sie

sie desto inniger zu genießen, ein ihn wirklichbeleidigender Rath. Man spricht ihm ja nichts Beringeres dadurch ab, als alles feinere Gefühl. Gefühlvolle Seelen müssen dabei leiden, wenn sie sich beneidet erblicken. Ist denn der Neid nicht eine wirkliche Grobheit? Sagt man Leuten nicht dadurch gleichsam ins Gesicht, daß sie ihr Glück nicht verdienen? Derjenige müste doch in der That ein stumpfer, ja, ein verworfener Mensch sein, dem bei solchen Vorwürfen die Lust nicht verginge, sich an seinem Glück zu ergözen. Wären die Vorwürfe auch noch so ungegründet, so mus es doch schmerzen, sich so sehr verkannt zu sehen. Ein guter Mensch, dem es wohlgeht, fühlt sich dann nur erst herzlich glücklich, wenn er überzeugt wird, daß ihm sein Wohlergehen von Allen, die ihn kennen, herzlich gegönnt werde.

Selten aber lassen es die Neider bei dieser Art von stiller und stummer Glücksstörung bewenden. Sie wissen, daß Zank und Streit alle Freuden vergällen, und so legen sie sich recht darauf, dergleichen ihren Beneideten zu bereiten. Ihr Neid selbst macht sie gegen selbige zanksüchtig, ohne daß sie es wissen. Was sie keinem Andern übel nehmen, das nehmen sie diesen übel; weil sie schon gegen sie etwas haben, nehmlich dis, daß sie glücklich sind. Sie verdrehen ihnen die Worte und legen ihren Handlungen unrichtige Beweggründe unter. Haben die Beneideten Hausgenossen, so richten sie Zwiespalt zwischen ihnen und diesen, oder doch wenigstens zwischen diesen an, daß jene sich einmischen müssen. Sie suchen ihnen durch

Ohrenbläselei ihre Freunde abwendig zu machen, heßen ihre Feinde noch mehr gegen sie auf, verwickeln sie in Prozesse u. s. f. Vorzüglich wissen sie es darauf anzulegen, daß ihren Beneideten die Tage verderben werden, welche sie zu besondern Genustagen bestimmen. Da sorgen sie dafür, daß irgends etwas Unangenehmes vorkommen müsse, daß ihnen eine traurige Nachricht überbracht werde, daß es irgendwoan fehle, worauf sie dabei Rechnung gemacht hatten u. s. w. Uner schöpfl ich ist hierin ihre Erfindungskraft, und selten schlägt es ihnen fehl, ihren Zweck zu erreichen. Wehe vollends dem Beneideten, wenn er ie ihrer bedürfen sollte! Auch die geringste Gefälligkeit versagen sie ihm tückisch, weil sie sich dadurch Hofnung machen, ihn zu betrüben. Daß er verächtlich werden möge, ist ihr immerwährendes Bestreben. Theils suchen sie ihren Neid vor sich selbst und vor Andern dadurch zu beschönigen; theils sehen sie sehr richtig voraus, daß sie ihm die Empfindungen seines Wohlstandes nicht bitterer vergällen mögen, als so. Seine Verdienste schmälern sie also, seine Fehler aber vergrößern sie; jene decken sie zu, diese decken sie auf. Ihr Splitterrichteramt umfaßt nicht blos sein öffentliches, sondern auch sein verborgenes Leben. Sie legen sich aufs Lauern, und da sagt Sirach schon, daß kein Lauern über des Neidharts Lauern gehe. Sie haben ihre Kundschafter, welche ihnen Alles, was in seinem Hause vorgeht, hinterbringen müssen, und bestechen hierzu oft seine eigenen Leute. Frohlockend breiten sie dann die ihn entehrenden Nachrichten aus und lassen sie ausbrei-

ten.

ten. Die Welt hört die Verläumdung gern, und so gelingt es ihnen, seinen öffentlichen Werth zu verkleinern. Seine Freunde melden ihm den bösen Leumund, in welchem er steht; er mus sich dagegen vertheidigen, glaubt sich allenthalben von Verräthern umgeben, wird misstrauisch auf die nächsten Seinigen, und — so ist um seine Ruhe geschehen. O der neidischen Unholde! Sie gehen auf nichts, als auf Glücksraub, oder doch auf Genusstörung aus, und sind zu Allem fähig, was ihnen dabei behülflich sein kann. Habt ihr bitteren Neid im Herzen, so rühmet euch der Menschenliebe nicht.

Ja, auch der Vernunft darf sich der Neider nicht rühmen. — Den einzigen Fall abgerechnet, daß er wirklicher Räuber wird, und zwar so, daß das beneidete Gut sein Eigenthum wird, was hat er von seinem Neide? Mit Recht sagt Jakobus — ihr seid begierig und erlanget nichts, ihr neidet und gewinnt damit nichts. Die Freude, fremdes Glück zerrüttet, oder doch den Genus desselben gestört zu haben, ist allenfals des Neiders Lohn. Das ist aber nicht die Weisheit, die von oben herab kommt, sondern irdisch, menschlich und teuflisch. In allen solchen Fällen, wo der Neid blos Scimmung des Herzens bleibt, ohne wirksam zu werden, ist er die albernste Leidenschaft und wirft auch nicht den geringsten Vortheil ab. Der Neider ist ganz der Thor, der der Flucher ist. Wie dieser durch alle seine Vermünschungen, die Himmel und Erde bewegen sollen, nicht das Geringste bewirkt, so erhält auch iener durch die äußerste

Misgunst nichts, und wenn sein ganzes Herz damit angefüllt ist. Man kann es nicht leugnen, daß eine Sünde doppelten Ekel vor sich erregt, wenn sie oben drauf noch eine dumme Sünde ist. Wenn der Neider lieber seine Kräfte gebrauchte, das beneidete Gut ganz oder zum Theil auf eine rechtschaffene Weise sich auch zu verschaffen, so handelte er klug und gut zugleich. Dann gebrauchte er seine Vernunft nicht nur, sondern könnte sich auch des Gebrauchs derselben rühmen.

Nicht genug aber, daß der Neid für den, der ihn hegt, ohne allen Nutzen ist; er stiftet ihm auch den grössesten Schaden. Der Neider sperrt sich selbst von aller Theilnahme ab und bringt sich um allen Gewinn, den er von fremdem Glück wirklich haben könnte. Die Seligkeit der Mitsfreude, welche für edle Seelen so reizend ist, geht für ihn ganz verloren. Die Glücklichen, welche er beneidet, nehmen ihn nicht an. Man theilt das Gute selbst nicht mit ihm, weil er die Freude darüber mit den Besitzern nicht theilt. Wie so ganz widersinnig, wie so ganz gegen seinen eigenen Zweck handelt er! Er will im Grunde doch haben, man würde ihm auch geben, wenn er ein wohlwollender, gönnender Mann wäre; er macht aber, daß man ihm nicht gibt und daß er nicht haben kann. So will er also haben und nicht haben — was ist dis? Macht ihn denn sein Neid so ganz verwirrt, daß er auch den offenbarsten Widerspruch, in den er mit sich selbst geräth, nicht bemerkt? Doch nein, er will haben, ohne daß der Beneidete habe. . . . Schlecht-

kender Thor, dieser hat nun aber einmahl, und durch alle deine Misgunst hört er nicht auf, zu haben; so wähle doch den klügeren Weg — gönne es ihm, überzeuge ihn davon, daß du es ihm gönnest, so hast du auch. Mit offenen Armen wird er dir entgegeneilen und dir zurufen — lieber, Holder, du freuest dich mit mir? o komm und sei auch glücklich mit mir! Wer kann es aber Menschen zumuthen, gegen solche Personen gefällig und mittheilend zu sein, deren Augen den Raub begehen, welchen die Hände nicht ausführen dürfen? Mit Recht hält man den beharrlichen Neider von sich entfernt, und, zählte er sich sonst zu den Freunden, so hebt man die Verbindung mit ihm auf, denn er ist ebenso lästig, als gefährlich.

Hat denn der Neider aber selbst nichts, gar nichts — kann er selbst nichts haben — daß seine Habsucht sich an Andern so versündigt? O nein, es ist blos ein kindisches Verlangen, gerade das zu haben, was er nicht hat. Und eben darum, weil er solches nicht hat, stellt er es sich grösser und schätzbarer vor, als es wirklich ist. Sein Neid gründet sich oft auf wahren Irrthum, und er sieht bei Andern Mehr Glückseligkeit, als sie wirklich haben. Dadurch nun, daß er haben will, was er nicht hat, wird er mismüthig, und in diesem Mismuth bringt er sich auch um das, was er in der That hat, und so hat er — gar nichts. Das Seinige steht ihm nun nicht an; er genießt es nicht, er sucht's nicht zu erhalten, er mag es nicht mehr. Auch könnte er noch dieses oder ienes schätzbare Gut er-

lan-

langen, wenn er sich nur Mühe geben wollte, aber es ist das beneidete nicht; so verabsäumt er alle Gelegenheit dazu und bekommt also weder dieses, noch ienes. Kann die Thorheit höher getrieben werden? O möchte diese Betrachtung vorzüglich von Allen beherzigt werden, die sich dem Neide überlassen! M. Br., wir sind ja nicht so arm, wie wir denken; Neid macht uns erst arm, blutarm. Alle Güter sind nie beisammen; Alle aber fehlen auch nie. Die göttliche Vorsehung hat ihren Reichthum auf das mannigfaltigste ausgetheilt; es ist dabei aber auch keines Einzigen vergessen worden. So ist's ja nur Schwindelei, gerade auf dieses oder ienes Gut zu bestehen, das Andere haben, wir aber nicht haben und nicht haben können. Die Weisheit lehrt uns vielmehr, zu untersuchen, welche Güter wir haben und haben können, diese schätzbar zu finden, sie uns zu verschaffen, sie uns zu erhalten, sie auszubilden und zu genießen. Thun wir so, so werden wir uns nach unserer Art ebenso glücklich fühlen, wie wir glauben, daß Andere sich nach ihrer Art glücklich fühlen. Allenthalben sind Anlogen zur Glückseligkeit gemacht; wir müssen sie nur entdecken und auf ihnen fortbauen — so ist für unsere allerseitige Zufriedenheit gesorgt.

Der immerwährende Gram und Harm, in welchem der Neider lebt, spannt auch alle seine Kräfte ab. Niemand ist unaufgelegter zum Guten, als er. Da er nicht haben kann, was er haben will, so versagt er auch der Welt, die seinem Eigensinne nicht Ge-

nüge thut, alle Dienste, die er ihr leisten könnte. Dadurch raubt er sich auch das höchste Gut, das Bewußtsein, ein nützlicher Mann zu sein. Seine traurige Seelenstimmung wirkt sogar auf den Körper und zerrüttet diesen. Ein gütiges Herz, sagt Salomo, ist des Leibes Leben, Neid aber ist Eiter in Gebeinen. Sirach nennt den Neid gar giftig, und die Erfahrung lehrt, daß er sich bei denen, welche ihm in hohem Grade ergeben sind, durch eine besondere Gesichtsfarbe ankündigt. — Wie kann sich also wohl der Neider bei dem Schaden, den er sich auf allen Seiten anrichtet, der Vernunft rühmen? Er wühlt ja überall in sich selbst, und eben darum hat er, wie Sirach sagt, nichts an der Weisheit. Und — damit seine unverantwortliche Thorheit ganz aufgedeckt werde, verdirbt er sich durch seine hässliche Seelenstimmung nicht sogar noch iene Welt? Da er solche mit hinüber nimmt, wie wird ihm bei ihr unter lauter Seligen zu Muthe sein? Müste er nicht, wenn er sich felig fühlen sollte, seinen Himmel allein haben? — —

Nun, wie könnten wir eine Leidenschaft nähren, die so gegen alle Religion, gegen alle Menschenliebe und gegen alle Vernunft ist! Oder — dürste es uns etwa gleichgültig sein, ob wir uns dieser Aller rühmen könnten, oder nicht? So sagt, wessen wollen wir uns dann rühmen, und was soll überhaupt alsdann noch Rühmlisches an uns sein? Doch nein, gewis liegt uns Allen daran, für fromme, gute und kluge Menschen gehalten zu werden und uns selbst dafür hal-

ten

ten zu dürfen. So wandelt aber auch nicht im Neide!
So leget ab allen Neid! — —

Es gibt einen edleren Erieb, m. Br., dem wir in derselben Masse unser Herz öfnen wollen, in welcher wir es dem Neide verschliessen. Dis ist — die Nacheiferung im Guten. Die Grossen, die Mächtigen, die Angesehenen, die Reichen, und Alle, die mit äusserlichen Vorzügen ausgezeichnet sind, sollen uns nicht nach ihrer Grösse und Macht, nach ihrem Ansehen und Reichthum, und nach aller ihrer hervorstechenden Aussenseite lüftern machen, sondern die Tugendhaften sollen das brennendste Verlangen in uns anzünden, Ihresgleichen zu sein. Daß wir denen, welche ihre Pflichten treu erfüllen, nicht nachsehen, daß wir in unserem Stande und in unsern Tagen so rechtschaffen sind, wie sie in den ihrigen — dis sei unser Selbstruhm, dis sei das Zeugnis, welches uns unser eigenes Herz gebe! Tugend ist die höchste Würde des Menschen; Tugend kann Jeder haben, und Keiner, dem wir in seiner Tugend nacheifern, wird dadurch um sie gebracht, oder auch nur in ihr gestört. Vielmehr wird ihm ihre Uebung dadurch noch mehr erleichtert, ihr Genus noch mehr verfürst; und in derselben Masse, in welcher der Neid das Wohl der menschlichen Gesellschaft zerrüttet, befestigt und vollendet die Nacheiferung im Guten dasselbe. Denket euch eine solche Welt, wo diese Nacheiferung allgemein wäre. Wäre sie nicht eine Welt von Menschen, die Alle nach einerlei Seligkeit strebten und sie auch Alle erlangten? Haltet hiergegen die Welt, in der der Neid herrscht,

wo Alle nach einerlei Glück streben, das sie doch nicht Alle erlangen können, und wo immer der Eine seinen Gewinn auf den Verlust des Andern bauet — erregt sie nicht euren Widerwillen, euren Abscheu? O lasset uns in die Erstere uns einschreiben! Nach Gottes Reiche, nach der göttlichen Gerechtigkeit wollen wir Alle mit gleichem Eifer trachten. Dann falle uns von dem übrigen Allen Viel oder Wenig zu; zufrieden wollen wir Jeder mit dem sein, was uns zu- fiel, gönnen wollen wir jedem Andern, was ihm zu- fiel, Alle wollen wir das uns Zugefallene dazu anwenden, uns in der göttlichen Gerechtigkeit noch mehr zu bestärken, und so, als Grosse und Kleine, als Starke und Schwache, als Reiche und Arme, fried- sam und frölich neben einander her und unserem allerseitigen grossen Ziele entgegen gehen und uns unterwegs schon selig fühlen.

XI.

Was wären wir in grossen Widerwärtigkeiten ohne Religion!

Am Sonnt. Sexages.

Ueber 2 Kor. 12. B. 9.

Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Das Buch ist in der
Bibliothek der
Königlichen Akademie
der Wissenschaften
in Berlin.

Im Druck bei
H. W. Schmidt

1812

Das Buch ist in der
Bibliothek der
Königlichen Akademie
der Wissenschaften
in Berlin.

Du höchstes Wesen, in dem wir Alle leben, weben und sind, wenn der Glaube an dich es überhaupt ist, der uns unser Glück, Menschen zu sein, erst ganz empfinden läßt, der uns die Welt und unser Dasein in ihr erst wahrhaftig schätzbar macht, und der allein unser Herz sättigt — was wären wir vollends ohne ihn in Stunden schwerer Leiden! Da, da ist er es nur, der durch seine Kraft bewirkt, daß wir nicht erliegen. O so erhalte uns doch bei dem Einigen, daß wir dich, den Unsichtbaren, mit zweiselfreiester Ueberzeugung verehren. Gleich bei unserem Eintritte in die Jahre der Vernunft werde uns die Religion unser unschätzbarestes Kleinod — in den kraftvollsten, genussreichsten und heitersten Zeiträumen des Lebens bleibe sie es uns — — so, so wird sie auch, wenn drückendes Elend für uns kommt, ihre himmlische Kraft an uns in aller Fülle erweisen.

Meine Brüder. Es war ein grosser Mißverstand, wenn man glaubte, daß Paulus unter seiner Schwachheit, deren er sich rühmte, sein Unvermögen zum Guten verstanden habe. Nicht nur, daß in der ganzen langen Beschreibung, welche er uns doch selbst von ihr gibt, nicht der geringste Wink dazu vorkommt, und daß er vielmehr seine Stärke zum Guten dadurch deutlich genug zeigt, indem er sagt, daß er auch frohen Muths für das Gute leiden könne;

so hätte man doch erwägen sollen, ob Unvermögenheit zum Guten auch wohl eine Sache sei, deren man sich zu rühmen habe, und deren Paulus besonders sich hätte rühmen mögen. Wie? wozu ist denn nun die heiligende Lehre Jesu da, wenn sie uns nicht zum Guten stark macht? Kann das ein Ruhm sein, wenn man ihrer herrlichen Belehrungen und Ermahnungen ungeachtet bei seiner Herzensschwäche, oder gar bei seiner Sündlichkeit, beharrt? Sie soll uns ja von allen Sünden rein machen, und, wer bei ihr bleibt, der sündigt auch wirklich nicht. Und — in welchem Lichte er-^{hiene} vollends ein Apostel, der seinen Gemeinen durch Verkündigung der Lehre Jesu Kräfte zum Gute reichen soll, wenn er, der Verkünder selbst, sich am liebsten seiner Kraftlosigkeit zum Guten rühmte! Wäre es nicht das gelindeste Urtheil, welches man von ihm fällen könnte, daß er — Nichtsinn gesprochen? Ist es verantwortlich, den weisen und edlen Paulus einem solchen Urtheile auszusetzen?

Aber so geht es, wenn man Jesum auf eine falsche Art gros machen will. Man glaubte nun einmal, daß das Verdienst Jesu um die Welt darin bestehe, daß er das menschliche Unvermögen zum Guten durch seine vollkommene Tugend ersetzt und im eigentlichen Verstande für die Sünden der Menschen gebüßt habe; so mußte das menschliche Unvermögen zum Guten behauptet und vergrößert werden, um das Verdienst Jesu zu behaupten und zu vergrößern, und so mußte die erhabene Aeußerung des Paulus — darum will ich mich am liebsten rühmen meiner
Schwach-

Schwachheit, auf daß die Kraft Christi in mir wohne — den nidrigen Sinn bekommen, daß er, weil Jesus um so mehr für ihn genug gethan habe, je weniger Gutes an ihm selbst sei, an nichts lieber, als an seine fortdauernde Sündlichkeit denke, um Jesum recht zu verherrlichen. Wie stimmt dis aber wohl mit seiner unmittelbar darauf folgenden Aeußerung — wenn ich schwach bin, so bin ich stark —? Und hätte er hiermit abermals etwas Anderes, als Nichtsinn, gesprochen, wenn dis so viel sagen sollte, als — wenn ich am unvermögendsten zum Guten bin, dann bin ich am vermögendsten dazu — wenn ich Nichts leisten kann, dann leiste ich Alles —? Wie war es auch nur möglich, auf den heillosen Gedanken zu gerathen, daß Paulus gemeint, Jesus werde um so mehr verherrlicht, je mehr auch sogar seine eigenen Gläubigen, ja, die Gläubigsten unter den Gläubigen, ihre fortdauernde Unvollkommenheit und Sündlichkeit eingestanden und ihn solchergestalt zum Sündendiener machten — sobald man die Briefe dieses Mannes nur flüchtig überlesen hatte! War es nicht vielmehr der Hauptgedanke, den er überall vortrug, daß Christen ihren Herrn durch das edelste Leben zu verherrlichen suchen und sich von aller Sündlichkeit zur Ehre Jesu befreien sollten? War es nicht das Hauptgebet, das er für seine Gemeinen that, daß sie stark werden möchten an dem inwendigen Menschen, oder an guten Gesinnungen?

Paulus mus also unter der Schwachheit, deren er sich rühmt, etwas ganz Anderes verstanden haben,
als

als sein Unvermögen zum Guten, und es ist nicht schwer, selbiges zu finden. Er setzt Schwachheit, Schmach und Verfolgung zusammen und sagt von sich, daß er gutes Muths in ihnen sei. Schwachheit bedeutet also ebenso Leiden, wie Schmach und Verfolgung. Die besondere Art von Leiden aber, welche dadurch angedeutet wird, war die Kränklichkeit, von welcher der Apostel in mehreren Briefen redet, und die er hier mit einem Sätansengel vergleicht, der ihm Backenstreiche gebe. Er beschreibt sie ausdrücklich als einen Dorn, den er im Fleische, oder am Leibe, mit sich umhertrage, und sagt uns also deutlich genug, daß er an reissenden Gliederschmerzen sehr gelitten habe. Wenn ihn nun auch das schwerste Körperleiden, wie z. E. Kopfgicht, nicht abhielt, sein Apostelamt auf das eifrigste zu betreiben, so konnte er sich allerdings dessen rühmen. Da wohnte in ihm, da zeigte sich an ihm die Kraft Christi erst recht; da ward seine Ueberzeugung von der Wahrheit und Vortreflichkeit der Lehre Jesu erst recht sichtbar, weil er durch sie stark genug ward, sich über seinen ganzen kränklichen Zustand wegzusetzen, um diese Lehre allenthalben auszubreiten. In diesen seinen Leiden, so, wie in allen übrigen Leiden, die ihn trafen, und die er alle auch mit dem Worte Schwachheit umfaßt, empfand er aber auch selbst die tröstende Kraft der Lehre Jesu erst recht und fühlte, wie Viel die Religion dem Menschen sei, weil sie ihn allein in grossen Widerwärtigkeiten aufrecht erhalte. So konnte er mit Recht sagen — wenn ich schwach bin, so bin ich stark; so konnte er sich

am

am allerliebsten seiner Schwachheit rühmen, weil in derselben die Kraft Christi bei ihm wohnte; und so konnte er auf sein dreifaches Gebet um Genesung die Antwort hören — Las dir an meiner Gnade genügen, meine Kraft ist in den Schwachen mächtig — deine Krankheit ist einmahl unheilbar, halte dich aber an die Religion, sie wird dich in ihr stärken und trösten. —

„Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ — in grossen Widerwärtigkeiten zeigt sich die Kraft der Religion erst recht; in grossen Widerwärtigkeiten ist's die Religion einzig und allein, die uns aufzurichten und zu trösten vermag — — bei diesem Gedanken laßt uns nun stehen bleiben, m. Br., und recht tief in ihn eindringen! Kommet, wir wollen uns Alle vereinigen, den unendlichen Werth der Religion in schweren Trübsalen, sie mögen sein, von welcher Art sie wollen, an unser Herz zu drücken; so, daß wir am Ende dankbar ausrufen — ach, was wären wir im Erdeniammer ohne sie! — —

Daß das menschliche Leben dem Gesetze der Abwechslung unterworfen sei, erkennen wir bald, und so würden wir uns selbst für Thoren halten, wenn wir von diesem allgemeinen Gesetze ausgenommen sein wollten. Wir ertragen also geringe und übergehende Widerwärtigkeiten leicht und ohne weiteren Beistand. Daß wir auch in grossen und bleibenden Widerwärtigkeiten, sobald sie offenbar aus unsern eigenen fehlerhaften Handlungen fliessen, nichts sagen können, was nicht geradezu wider uns selbst gesagt wäre, sehen wir ebenfalls bald ein. Warum thaten wir so, daß nur
sol.

solche Folgen davon uns treffen müssen? Wenn uns aber z. E. unser Körper vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit, oder durch Zufall, wenn uns die Natur um uns her, wenn uns die Bosheit anderer Menschen, oder gar unsere Pflichterfüllung grosse, dauerhafte, wohl gar bleibende Beschwerden macht — wie ist es da mit uns? Sollen wir da gar nichts sagen, gar nichts dagegen einzuwenden haben? Soll unser Herz ganz unbewegt dabei bleiben? O ihr, die ihr dis vom Menschen fordert und darin seine höchste Grösse findet, sagt uns doch — wo steht denn dis geschrieben? Im Triebe nach Glückseligkeit doch wohl nicht, der ihm schlechterdings eigen ist, und den er weder ablegen soll, noch kann? In seiner Vernunft etwa? Diese kann seinen Glückseligkeitstrieb nur beschränken; wollte sie selbigen ersticken, so thäte sie nicht nur vergebliche Arbeit sondern sie verwickelte auch sein eigenes Wesen in Widerspruch mit sich selbst. Grosse unverschuldete Widerwärtigkeiten beunruhigen also den Menschen vermöge seiner und ihrer Natur. Wer hindert kann diese Unruhe nicht werden; nur gestillt kann sie werden. Wie soll sie aber gestillt werden? Soll man dem, der durch seinen kränklichen Körper leidet, zurufen — du hast nun einmahl so einen Körper und kannst keinen andern erhalten; hieran und am Tode las dir genügen —? Soll man dem, den der Gang der Dinge blutarm macht, sagen — dis kommt oft so, iest ist so gekommen; hieran und am Tode las dir genügen —? Soll man zu dem, den die Bosheit Anderer bis aufs Blut verfolgt, sprechen — du lebst nun ein-

mahl

mahl unter solchen Menschen und bist zu schwach gegen sie; hieran und am Tode las dir genügen — ? Wie? hierdurch soll die Unruhe dieser Leidenden gestillt werden — im Ernst? Werden sie als vernünftige Wesen ihren leidigen Tröstern nicht antworten — hatten wir nicht so viel Recht auf einen gesunden Körper, wie ihr? konnte der Gang der Dinge nicht auch für uns besser gehen? mußte gerade uns das Loos der Verfolgung treffen? Warlich, empören mus sie so ein Zuspruch vielmehr. Wenn dann ihr elender Zustand fort-dauert, wenn er unerträglich wird und wenn gar keine Hofnung ist, daß er sich abändern werde, so mus sie die blinde Nothwendigkeit, der sie sich blind unterwerfen sollen, zur Verzweiflung treiben; sie müssen ihren Zustand verwünschen und am Ende ganz natürlich auf den Gedanken gerathen, daß es auch nothwendig sei, sich dem Gesetze der Nothwendigkeit zu entreißen, und, da dis auf keine andere Weise geschehen kann, als daß sie ihrem Dasein ein Ende machen, so müssen sie dem Tode in die Arme eilen, auf den man sie ohnehin so sehr vertröstet. . .

Sanfte, heilige Religion, tritt du dazwischen! Du stillest die Unruhe dieser Leidenden besser; du rettest die, die sonst unrettbar verloren gingen. — Es ist ein höchster Regirer der Welt, und dieser ist auch der Regirer unseres Lebens. Nach seinem Willen leiden wir; unter seiner Aufsicht, unter seinem Schutze, unter seinem Segen leiden wir. Ach, m. Br., mit welcher Kraft wird diese einzige Vorstellung schon in uns Schwachen mächtig, oder wie legt sie den einzigsten Grund

Grund zu unserer Beruhigung in den grössesten Widerwärtigkeiten! Es thut uns als vernünftigen Wesen gleich äusserstwohl, wenn wir wissen, daß wir nicht durch ein Ungefähr leiden, nicht bloss ein Opfer des Streits der Elemente, oder ein Ball in den Händen unserer Feinde sind, sondern daß Alles, was uns ohne unsere Schuld unglücklich macht, mit Zustimmung eines höchsten Wesens geschehe. Unsere Vernunft sieht sich würdiger geleitet, wenn sie in Ansehung der Direction unserer Schicksale an eine göttliche Vernunft gemiesen wird, ahndet gleich weiter und verspricht sich Viel davon. Es geht uns dabei ebenso, als wenn wir gewahr werden, daß ein bürgerliches gemeines Wesen nicht den zufälligen Verbindungen der Umstände überlassen sei, sondern daß irgend eine regirende Hand darüber walte. Braucht es denn auch wohl Viel für uns, wenn wir annehmen, daß unsere grössesten Trübsale Verfügung oder doch Zulassung des Weltregirers sind, uns ihnen zu unterwerfen? Ist's nicht ebenso damit, wenn wir nach Gottes Willen leiden, als wenn wir nach Gottes Willen thun? Wird uns das in unser Herz geschriebene Gesetz nicht noch ehrwürdiger, wenn wir glauben, daß es ein Gesetz Gottes ist? Sollte uns nun unser Verhängnis nicht auch heiliger werden, wenn es ein Verhängnis Gottes ist? Wenn der Ewige will, daß wir leiden sollen, wer wären wir, wenn wir nicht leiden wollten? Wir müssen billigen Alles, was er thut, und müssen geschehen lassen, was er geschehen lässet. Dann nur behaupten wir unsere Vernunft, wenn wir uns an
die

die allerhöchste Vernunft anschliessen. Der Weltregierer regirt aber auch seine Welt mit Weisheit und Güte; sollte er unser Leben anders regiren? Wunder geschehen freilich im ganzen Sternenhimmel nicht, und die Kräfte der Natur sind zu verschieden und zu gewaltig zugleich, als daß durch ihr Wirken gegen einander nicht zuweilen grosse Abweichungen von der Ordnung entstehen sollten; dennoch kehrt die Natur immer wieder zur Ordnung zurück, und die kurzsichtigen Tadler der Welt und ihrer Regierung sollten dadurch allein schon sich selbst Stillschweigen auflegen, daß das Ganze so herrlich fortdauert. Nun, ebenso werden zwar auch zur Abwendung widriger Schicksale von uns, oder zu unserer Rettung aus selbigen, keine Wunder geschehen; sollte unser Verhängnis aber, wenn es mit der Natur einen gleichen Urheber hat, nicht ebenso zur Ordnung zurückkehren, wie diese? Ein Allweiser und Allgütiger waltet über uns; so ist unsere Bestimmung gewis die möglichste Glückseligkeit. Trift uns also Elend, so trift es uns darum, weil sonst durch Verhinderung desselben eine noch grössere Absicht Gottes verhindert worden wäre. Und — wir sollten es nun nicht ruhiger tragen, wenn dadurch Gott verherrlicht und seine Regierung im Ganzen vollkommener wird? Wie könnten wir aber auch fürchten, daß alsdann für uns, seine Märtyrer, gar nicht — gar nicht gesorgt worden sei! Auch unserem Elende werden Grenzen gesetzt worden sein. Es wird nicht höher steigen, nicht länger dauern, als es die höheren Absichten Gottes, für die wir es erdulden, erfordern. Und während sei-

ner Dauer wird es uns nicht an mannigfaltigen Unterstützungen fehlen, die es uns leichter machen. Es wird Zwischenräume geben, in welchen unsere Leiden nachlassen; unser Gefühl von selbigen wird nicht immer gleich lebhaft sein; angenehmere Gegenstände werden zuweilen unsere Aufmerksamkeit an sich ziehen und uns der Leiden vergessen machen; wirkliche bessere Nebenereignisse, die die Umstände herbeiführen, werden uns erheitern; Freunde werden uns segnen; unser eigenes Herz wird uns aufrichten. Dis Alles können wir mit Zuversicht erwarten, weil wir unter der Aufsicht der höchsten Weisheit und Güte leiden. O wie herrlich wird schon hierdurch der Grund zu unserer Beruhigung in den grösssten Widerwärtigkeiten gelegt! — Lasset uns sehen, wie die Religion auf diesem Grunde nun fortbauet!

Nicht blos nach Gottes Willen, sondern auch zu unserem Besten leiden wir. Es ist lange nicht Alles damit gesagt, wenn es heisse, daß Wunder für uns nicht geschehen, und daß unsere Glückseligkeit grösseren Absichten Gottes nachstehen müsse; Gott meint es auch mit uns selbst dadurch gut, wenn er grosse Widerwärtigkeiten uns auflegt, oder für uns zuläßet. Diese Vorstellung wird mit noch stärkerer Kraft in uns Schwachen mächtig. Wir müssen ihr nur aber nicht den nidrigeren Sinn unterlegen, als wenn uns unsere Leiden allemahl zu äusserlichem Wohlbefinden, das verhältnismässig weit grösser sei, als sie, nachher führten, und daß wir dieses nicht hätten erhalten können, wenn jene nicht über uns ergangen wären. Dis ist nicht nur
nicht

nicht immer der Fall, daß wir uns also oft mit vergeblicher Hoffnung täuschen würden, sondern es gibt auch eine weit wichtigere Seite an uns, von welcher die Leiden des Schicksals zu unserem Besten dienen, und nur diese ist hier gemeint. Unsere innere Glückseligkeit, das Heil unseres Herzens soll durch sie befördert werden. Menschen, die ihr diese Vorstellung leer an Trost für euch findet, oder gar unwillig über sie werdet, seid doch nicht so ganz und gar sinnlich, sondern fühlet doch die höhere Würde eurer geistigen Natur und eure erhabene Bestimmung zur Tugend. Das ist ja, worin unsere wahre Menschheit besteht — nicht, daß wir alle möglichen Genüsse immer in aller Fülle schöpfen, sondern, daß wir moralisch gut sind. Durch einen reinen und heiligen Willen, durch Stärke in guten und edlen Gesinnungen, wodurch wir Gott ähnlich werden, sollen wir uns über die ganze übrige Schöpfung erheben. Nur, wenn wir so thun, sind wir wahrhaftig ausgebildete Menschen, und ohne das Bewußtsein zu haben, daß wir dis sind, können wir nie Selbstbewußtsein haben, oder an uns denken, ohne über uns erröthen zu müssen. Vor jedem Thiere, vor jedem Baume, vor jeder Blüthe, die doch in ihrer Art ausgebildet sind, müssen wir uns dann schämen. Hiervon freilich müssen wir überzeugt sein — sonst ist die ganze gegenwärtige Betrachtung verlohren; es ist doch aber wohl Keiner unter uns, dem es an dieser Ueberzeugung fehlte? O so laffet uns getrost fortfahren! — Wenn Gott in schwere Widerwärtigkeiten führt, den führt er in die Hauptschule der Tugend, in

die Schule, wo er Tugend am besten lernen und Tugend am schönsten üben kann. Man kann geradezu behaupten, daß die erhabensten Gesinnungen nicht anders, als im grössersten Unglück entstehen und darin auch nur an den Tag gelegt werden können, Denket doch nur an Grossmuth — können wir sie äussern, würden wir sie haben, wenn wir nicht in harte Verfolgungen geriethen? Denket an Heldenmuth — ist er möglich, als in den äufsersten Gefahren? Denket an Unererschütterlichkeit in der Pflicht — ist sie nicht ein leeres Wort ohne die höchsten Verluste für die Pflicht? Denket an Resignation — findet sie nicht dann erst Statt, wenn Alles, Alles verlohren zu gehen scheint? Auch die Stärke in allen übrigen guten Gesinnungen, welche man auch in glücklichen Lagen besitzen und erweisen kann, wird in unglücklichen Lagen erst erlangt. Es ist Etwas, wenn wir im Wohlstande auch Andern ihren Wohlstand gönnen; es ist aber Mehr, wenn uns auch im Elende hernach kein Neid ansieht. Es ist Etwas, wenn wir als Frohe Leidenden helfen; es ist aber Mehr, wenn wir als Betrübte Andere von ihrer Betrübniß zu befreien suchen. Es ist etwas, wenn wir uns keiner Untreue gegen den Freund aus Leichtsinnschuldig machen; es ist aber Mehr, wenn wir auch dann ihm treu bleiben, wenn uns Untreue gegen ihn aus der Noth retten könnte. Es ist Etwas, wenn wir nie, um zu gewinnen, zur Bosheit schweigen; es ist aber Mehr, wenn wir auch dann noch gegen sie eifern, wenn wir offenbar schon Viel dadurch verlohren haben. Ja, wir können unserer Tugend überhaupt

fogar

sogar nicht einmahl eher selbst versichert sein, bis sie die Probe der Widerwärtigkeiten ausgehalten hat. Du hältst dich für demüthig, weil du nicht Mehr forderst, als du verdienst, und dir dis gereicht wird; las dich aber einmahl weit hinten an setzen, dann wirst du erst sehen, ob du es seist. Du hältst dich für dankbar gegen deinen Wohlthäter; las diesen aber einmahl Feind gegen dich werden, dann wirst du erst erfahren, ob du es seist. Du hältst dich für zufrieden, weil du in deinen Wünschen mässig bist; las dir aber einmahl deinen liebsten Wunsch fehlschlagen, dann wirst du erst mit Gewisheit erkennen, ob du es seist. Du hältst dich für geduldig, weil du den Wechsel des Schicksals, bei dem es immer noch blieb, erträgst; las aber einmahl Noth, die nicht wieder abwechseln will, eintreten, dann erst wird dir dein eigenes Herz sagen, ob du es seist. So sind dann auf jeden Fall grosse Widerwärtigkeiten die wahre Schule der Tugend; ist nun aber unsere Bestimmung die Bestimmung zur Tugend, wie gut meint es Gott mit uns, wenn er uns in sie führt! Geprüft, bewährt erfunden, vollendet sollen wir durch sie werden. Zu unserem eigentlichen, zu unserem höchsten Besten sollen sie dienen. O m. Br., wenn den wackern Leidenden diese Vorstellung ergreift, so mus er sich mächtig gestärkt fühlen. Nun, nun verändert sich ia die ganze Gestalt der Dinge für ihn; nun betrachtet er sein Elend mit ganz andern Augen, und so geht er auch zu ganz andern Empfindungen dabei über. Erst glaubte er und musste glauben, daß seine ganze Bestimmung, die er blos in sogenannten

Genüssen setzte, dadurch rückgängig gemacht, vereitelt und zerstört werde, und so seufzte, klagte und iammerte er über sein widriges Schicksal; jetzt aber wird er überzeugt und glaubt, daß seine wahre Bestimmung, die in vollkommener Ausbildung seiner höheren moralischen Natur besteht, vielmehr dadurch befördert und für ihn erst erreichbar gemacht werde, und so achtet er es eitel Freude, wenn er in mancherlei Anfechtung fällt. Dieser sein Glaube wirkt Geduld in ihm, und zwar eine Geduld, die fest bleibt bis ans Ende; denn — nur so, spricht er zu sich selbst, bist du vollkommen und ganz, und hast keinen Mangel. Nun beieifert er sich recht, daß ihm seine Leiden, die ihn nach Gottes Willen treffen, auch wirklich so zu seinem Besten dienen, wie Gott ebenfalls will. Er erwirbt sich immer edlere Gesinnungen, übt immer höhere Tugenden aus und wird sich so seines inneren Werths auch immer zuverlässiger und deutlicher bewusst. Dis Bewußtsein wird ihm zur Seligkeit, die er für alle Genüsse der Sinnenwelt nicht wieder hingäbe; an dis Bewußtsein knüpft sich unmittelbar die Ueberzeugung, daß er Gott ein Wohlgefallen sei, und diese Ueberzeugung erhöhet ihm iene Seligkeit noch weit mehr. Nun komme es für ihn, wie es wolle; sein Elend vergehe mit der Zeit, oder es drücke ihn bis an seinen Tod — er hat sein Herz und hat Gott, wie könnte er verzweifeln? Gott ähnllichkeit erhebt ihn über allen Mangel an Sinnesfreuden; Gottgefälligkeit macht ihn in Armut reich, in Verachtung geehrt, in Berfolgung sicher, in Ketten frei, und erquickt ihn, wenn ihm

ihm auch gleich Leib und Seele verschmachtet. — —
 O heilige Religion, wie ist deine Kraft in uns Schwachen mächtig!

Doch — unser eigenes Herz sagt es uns, daß zu unserer unerschütterlichen Beruhigung in grossen Widerwärtigkeiten noch etwas fehle. Wir brauchen jene Beiammernswürdigen, die in unabänderlichem Elende leben, nicht erst zu fragen, was dis sei; wir dürfen uns nur auf einen Augenblick in ihre Lage hindenken. Nehmet doch einmahl an, m. Br., es trafe uns grosses, fast unerträgliches Elend, dis nähme festen Platz bei uns und würde endlich so fest, daß uns eine ganze Welt davon nicht wieder bestreiten, sondern nichts, als der Tod, es beendigen könnte — Nehmet an, daß uns die beiden Vorstellungen, daß wir nach Gottes Willen litten und daß wir zu unserem Besten litten, die unaussprechlichsten Stärkungen darin reichten — würden, müßten nicht Stunden für uns kommen, in welchen wir als vernünftige Wesen die Fragen aufwürfen: wozu bilden wir denn nun aber unsere höhere und sittliche Natur überhaupt so aus — wozu müssen wir sie durch so äuserstharthe Mittel, die mit unserer sinnlichen Natur im völligen Widerspruche stehen, ausbilden, und wozu werden wir nach Gottes Willen so gequält? Dazu also, daß wir haben zeigen sollen, welch eine göttliche Herzenshöhe der Mensch erreichen und was der Mensch leisten könne! Dazu, daß am Tage unseres Begräbnisses gesagt werde — heute wird ein sehr vollkommener Mensch begraben — und daß allenfals nach einem halben Jahrhunderte noch die un-

ferem Grabe vorbeigehende Nachwelt spreche — hier liegt ein sehr vollkommener Mensch begraben!!! Freunde und Brüder, laffet euch erbitten, zu glauben, daß in solchen Tagen solch Selbstgespräch für euch gewis, gewis oft vorkommen werde; laffet euch erbitten, zu glauben, daß es, so oft es vorkommt, euch die peinlichste Unruhe verursachen und euch wohl gar in Kampf mit Gott und der Tugend verwickeln werde. Ach, werdet recht bange für euch selbst deshalb; so, so seid ihr in der Verfassung, auch der höchsten Kraft euer Herz zu öffnen, mit welcher die Religion in uns Schwachen mächtig, ja am allermächtigsten, ist. „Unsere Trübsale, die zeitlich und leicht sind, wirken eine ewige und über alle Masse wichtige Herrlichkeit“ — Diese Vorstellung war es, die noch fehlte; so, wie sie aber da ist, ist auch unsere Ruhe im höchsten Erdenhammer himmlisch vollendet. Nun falle jenes fürchterliche Selbstgespräch immerhin vor, unser Herz weis sich darüber zu stillen. Unsere Bestimmung zur Tugend ist ewig. Nur unsere sinnliche Natur, der die Widerwärtigkeiten Widerwärtigkeiten sind, wird durch den Tod zerstört; unsere höhere Natur, die durch die Widerwärtigkeiten ausgebildet wird, ist unzerstörbar durch tausend Tode. Wir erreichen die göttliche Herzenshöhe, welche wir erreichen, nicht, um sie nur erreicht zu haben, sondern um sie auf immer zu behaupten und von ihr zu noch göttlicheren Höhen unaufhörlich hinauf zu steigen. Wir bleiben uns unseres inneren Wertes und des göttlichen Beifalls bewußt; wir nehmen in einer voll-

fom.

kommeneren Welt noch immer mehr an Beiden zu; und so bleibt uns nicht nur auch die Seligkeit, welche aus unserer Gottähnlichkeit und Gottwohlgefälligkeit entsteht, sondern sie wird auch noch immer höher und reiner von uns genossen werden. Ja nun, nun, m. Br., wird es uns möglich, auch in den entsetzlichsten und unabänderlichsten Leiden auszuharren. Diese sind ja doch nur zeitlich, dauern nur, wenn sie auch bis an den Tod dauern, auf eine gewisse Reihe von Jahren; können wir uns nun durch sie eine ewige Herrlichkeit bereiten, wer wollte sie nicht leicht gegen diese Herrlichkeit finden, die eben dadurch, daß sie ewig und unzerstörbar ist, über alle Masse wichtig wird? In den fürchterlichsten Qualen, sobald sie uns unser vernünftiges Bewußtsein nicht rauben — und wenn bis der Fall würde, bedürften wir auch keines Trostes mehr — in den fürchterlichsten Qualen labt und erquickt uns nun ein einziger Blick nach iener Welt; wir versehen uns schon im Geiste in sie, sehen den Himmel offen und fühlen uns göttlich gestärkt. Auch dafür, daß wir nach Gottes Willen so gequält wurden, werden wir Vergeltung von Gott erhalten; oder sollen wir etwa dis nicht hoffen? Sollen wir blos an der Herzensgröße, die wir in den Qualen errangen, und an der daraus entstehenden Seligkeit unserer Gottähnlichkeit und Gottwohlgefälligkeit, die ewig fortdauert, Genug haben? Nun, so möchte auch dis sein! Warum sollen wir uns denn aber der besondern Vergeltung iener Welt begeben? Folgen sie nicht unmittelbar aus dem Glauben an den Allgerechten? Sollen wir unsere

Uneigennützigkeit so übertreiben, daß wir mit ihr der Gerechtigkeit Gottes Schranken setzen? Ist der Glaube, daß Gott denen, die ihn suchen, die ihn wahrhaftig verehren — und wer kann ihn wahrhaftiger verehren, als der ausharrende Leidende nach seinem Willen? — ein Vergelter sein werde, uns nicht zur Pflicht gemacht? So gehört es dann wohl zur gutgemeinten Schwärmerei unserer Tage, für Leiden dieser Zeit auf Lohn iener Welt Verzicht zu thun. Entspringt unsere Seligkeit aus dem Bewußtsein unserer Gottwohlgefälligkeit, warum sollte der Allgütige sein Wohlgefallen an uns nicht auf alle mögliche Weise uns zu erkennen geben, dort uns zu erkennen geben, wo Alles mit unserer Sittlichkeit und Tugend in richtigeren Verhältnissen stehen wird. Doch — wir überlassen dis unsern künftigen Erfahrungen; genug, wir sind Unsterbliche und leiden hier als Unsterbliche. Gehe es uns also auch auf das entseghlichste, und wäre keine Rettung für uns — wie bald ist unsere Zeit dahin! Und dann folgt nicht blos das Ende unserer Noth, sondern unser wahres Dasein und unsere wahre Seligkeit gehen erst an. Diese Vorstellung macht uns Gott und die Tugend erst recht ehr- und lebenswürdig, und gibt unserem Festhalten an Beiden in schweren Widerwärtigkeiten erst vollkommene Unererschütterlichkeit. Für ienseits leiden wir; zu ewiger Herrlichkeit leiden wir! Tyrannen, so quälet uns immerhin — Körper, mache du den Tyrannen gegen uns — — kommt, kommt Alle und lasset uns mit Christo leiden! Seine Kraft, die Kraft seiner lehre, die
auch

auch ihn so stark machte, soll in uns Schwachen mächtig sein. Die Religion macht uns mit Gott, Tugend und Unsterblichkeit vertraut. Indem sie uns an den höchsten Regierer aller unserer Schicksale hinweist, stimmt sie uns Leidende zur Geduld; indem sie uns auf die hohe Veredlung unseres Herzens durch harte Schicksale aufmerksam macht, bewegt sie uns zur Standhaftigkeit; und indem sie uns unsere ewige Fortdauer lehret, macht sie uns der Beharrlichkeit unter allen Soltern dieses Lebens fähig. So lasset sie uns, ihr, die ihr euch durch den Gedanken — es muß so sein — stark genug dünket, allen möglichen Qualen Troß zu bieten — ob ihr darin irret, oder nicht, könnte euch nur die Erfahrung lehren — wir, wir brauchen die Religion; so habet Barmherzigkeit mit uns und lasset sie uns wenigstens! Ach — was wären wir in grossen Widerwärtigkeiten ohne sie!!!

Sind wir nun Alle von dem unendlichen Werthe der Religion für uns in den Tagen der Leiden durchdrungen; wünschen wir, daß sie, wenn dergleichen Tage für uns einst kommen, auch an uns ihre ganze göttliche Kraft erweisen möge: so lasset es uns jetzt schon mit ihr halten. Wissen wir denn nicht, wie es mit den Freunden in der Noth für uns stehe? Selten, ach äußerst selten bietet sich uns ein solcher dar, wenn wir ihn vorher nicht achteten. Und gesetzt, die Religion erhöbe sich über diese unsere Nichtachtung — und dis kann sie ganz ruhig thun, weil ihre Absicht nur immer darauf gerichtet ist, uns zu geben, sobald wir nur die Hand nach ihr hinstrecken — werden

ben wir, falls wir sie vorher nicht achteten, herzlich die Hand nach ihr hinstrecken, wenn wir ihres Beistandes so ganz vorzüglich bedürfen? wird uns der Beistand, den sie uns alsdann leistet, das sein, was er uns sein könnte und sein sollte? O Menschen, Menschen, seid doch auf euer eigenes Wohl bedacht, und eilet schon in den gesundesten, reichsten, sichersten, freiesten und frohesten Stunden eures Lebens in die Arme der Religion. Ueberzeuget euch frühzeitig von Gottes Regierung, von eurer Bestimmung zur Tugend und von eurer Unsterblichkeit. Verschaffet euch deutliche Begriffe von diesen drei Vorstellungen. Ohne dies wartet ihr vergeblich auf den Beistand der Religion in grossen Drangsalen, und sie kann euch alsdann nicht Mehr leisten, als was ein Menschenfreund dem Selbstmörder leistet, zu dem er zu spät gerufen wird. Fliehet die grobe Sinnlichkeit, die ihr Thor und Thür bei euch verschliesst! Spottet nicht nur über den philosophischen Schwärmer, der euch zum blossen Geiste machen will; spottet noch mehr über euch selbst, wenn ihr euch zu blossem Fleische machen wollet. Geniesset die guten Tage eures Lebens — geniesset sie aber an der Hand der Religion; so wird sie, die treue, in bösen euch segnen, und ihr werdet durch sie erst die Welt, und zuletzt noch die Schrecken des Todes, überwinden.

XII.

Ueber Wohlthun ohne Wohlwollen.

Am Sonnt. Quinquages.

Ueber I Kor. 13. V. 3.

Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und hätte
der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.

Alber. Schöpfung eines Schöpfungswollen.

Ein Geist. Ein Geist.

Alber. Schöpfung eines Schöpfungswollen.

Alber. Schöpfung eines Schöpfungswollen.
Alber. Schöpfung eines Schöpfungswollen.

Meine Brüder. An unsern Handlungen unterscheidn wir ebenso eine Aussen- und eine Innenseite, wie an uns selbst; und wie unser eigener wahrer Werth nicht durch jene, sondern nur durch dieses, bestimmt wird, so wird auch der wahre Werth unserer Handlungen nur durch ihr Inneres bestimmt. Die Aussen- oder äussere Seite einer That ist die That selbst, welche in die Augen fällt; das Innere aber ist die Triebfeder, welche uns zur That eigentlich in Bewegung setzt, und die wir selbst allein nur richtig angeben können. Da mag nun eine Handlung noch so gut seyn; thun wir sie nicht aus guter Absicht, so ist sie doch keine wahrhaftig gute Handlung. Und, wenn sie den grösssten Nutzen für Andere hätte, wir thäten sie aber nicht aus dem Vorsatz, Andern dadurch nützlich zu werden, so gibt uns der gestiftete Nutzen keinen Werth und kommet nicht auf unsere Rechnung; weil er sich nicht aus unserem freien, reinen Willen herschreibt, und wir also nicht eigentlich der Handelnde dabei sind. Da, da kann der Fall eintreten, daß die guten Werke sogar zu glänzenden Sünden werden, wenn sie nehmlich aus offenbar unedlen, wohl gar abscheulichen, Beweggründen verrichtet werden.

Ob die Welt dabel verlehre, wenn das Gute, das für sie geschieht, nicht aus gutem Herzen geschieht, ist freilich eine andere Frage. Man könnte
hier

hier sagen — wenn die nützliche Handlung nur ausgeübt wird, und Andere nur wirklich Nutzen davon haben, was schadet es diesen, wenn sie nicht aus der rechten Quelle herfließt? — genug, selbige ist da und segnet sie. Gewis ist's auch wohl, daß die Gesellschaft alle Ursache habe, in Annahme des Guten, das für sie gestiftet wird, nicht zu empfindlich, zärtlich und bedenklich zu sein; denn, wollte sie kein Gutes annehmen, das nicht blos aus dem Triebe, Gutes zu thun, sich herschriebe, und das nicht auch an sich gut wäre, so dürfte es noch weit übler um sie stehen, als es so schon oft genug um sie steht. Ja, es macht sogar eine ganz eigene Art von Undank aus, wenn die, welche von dem gestifteten Guten den Nutzen ziehen, die Urheber desselben dadurch zu verkleinern suchen, daß sie ihnen unlautere Absichten dabei beimessen. Man darf also iene darin nicht noch bestärken wollen, sondern mus ihnen vielmehr die Lehre einschärfen, daß man sich an Andern schwer dadurch versündige, wenn man ihnen bei ihren nützlichen Handlungen ohne gegründete Ursachen unreine und niedrige Beweggründe zuschreibt.

Wenn dann aber doch dergleichen Beweggründe dabei nur mehr, als zu sehr, durchblicken, kann es da der Welt gleichviel sein, daß das Gute für sie auf eine so schlechte Art geschehe? Soll ihr z. E. der Scherf, welchen eine arme Wittwe im Stillen in den Gotteskasten legt, nicht lieber sein, als die Handvoll Thaler, die der aufgeblosene Reiche mit klimperndem Geräusch einschüttet? Soll sie den praktischen Atheisten,
 der

der aus Todesfurcht seine Befehring durch Vermächtnisse zu gottseligem Gebrauche gültig machen will, so ehren, rühmen und segnen, wie den rechtschaffenen Gottesverehrer, der lange bei seinem Leben schon eine gemeinnützige Stiftung machte, und in ihrer Erhaltung bis an sein Ende lebte und webte? Wie oft mus es auch geschehen, daß der durchblickende schlechte, oder doch falsche, Beweggrund des Thäters des Guten demjenigen lästig werde, für den es geleistet wird! Würde sich nicht Jeder von uns durch eine Wohlthat, die er aus Noth einmahl annehmen mus, die ihm aber mit den lebhaftesten Ausdrücken des Unwillens gereicht würde, mehr niedergeschlagen, als erheitert, mehr gestraft, als gesegnet, fühlen? Dahingegen wird auf der andern Seite die kleinste Gabe zur grossen, wenn sie unzubezweifelnd aus dem Herzen kommt, und das gute Gemüth des Wohlthäters ist uns oft, sehr oft Mehr werth, als seine Wohlthat selbst. Es gibt also offenbar Fälle, in welchen es der Welt nicht gleichviel sein kann, wenn das Gute für sie aus unedlen Beweggründen geschieht. Ist es denn aber auch nicht natürlich, daß der, welcher nützliche Handlungen blos, um durch sie nützlich zu werden, verrichtet, sie überlegter, eifriger, völliger, und mithin in aller Hinsicht besser verrichten, und folglich auch noch grösseren Segen durch sie stiften werde? Endlich — sollte nicht ieder gute Mensch auch wollen, daß die gute Handlung, welche ein Anderer für ihn thut, auch gut an sich sei? Sollte er nicht aus Dankbarkeit wünschen, daß so, wie die Aussenseite derselben ihm zum Segen ge-

Erster Theil. Q reicht,

reicht, auch das Innere derselben dem Thäter zur Ehre gereichen möge?

Es sei aber, wie ihm wolle, und es komme der Gesellschaft, für die das Gute geschieht, viel oder wenig, wenig oder gar nichts, darauf an, aus welchen Beweggründen es geschehe; für den Thäter selbst kommt Alles darauf an, daß er es aus dem einzig-ächten Beweggrunde thue, um Gutes dadurch zu stiften. Dann kann er erst sagen — es ist mein; dann hat er das Urtheil des unpartheiischen obersten Richters für sich. Gott sieht das Herz an. Einen frohen Thäter des Guten hat Gott lieb. Wohlthun ohne Wohlwollen — o schämet euch dessen!

Nicht, um der Verleumdung Anderer bei Ausübung ihrer guten Handlungen Nahrung zu geben, sondern um bei Ausübung unserer eigenen desto besser auf der Hut für uns selbst zu sein, wollen wir nun eine Musterung der gewöhnlichsten Fälle anstellen, wo solch Wohlthun ohne Wohlwollen ausgeübt wird. —

Es wird nicht leicht einen bürgerlichen Beruf geben, mit welchem nicht gewisse Arten des Wohlthuns verknüpft wären; nur mit dem Einen mehrere, mit dem Andern weniger. Von diesen weis nun Jeder einmahl, daß sie vollkommene Pflichten für ihn sind, und daß er sie leisten müsse. Er weis, daß er, wenn er sie schuldig bleibt, darüber von seinen Vorgesetzten zur Rede gestellt, oder gar von denen, die dadurch verlehren, verklagt werden könne. Sie hängen mit seinen übrigen Geschäften zusammen, für die er vom
gemei-

gemeinen Wesen bezahlt wird. Daher betreibt man sie leicht bald als sein Tagwerk und hat keinen andern Gesichtspunkt dabei, als sich nur frei von Verantwortung und von Verweisen zu machen. Vielen sieht man es sogar wirklich an, daß ihnen solche Arten des Wohlthuns zur Last sind. Sie säumen damit erst lange, verrichten sie hernach sehr eifertig und bekümmern sich alsdann um ihren Erfolg nicht weiter. Niemals werden sie darin weiter gehen, als ihr Beruf es mit sich bringt, und auch bis dahin gehen sie nur nothdürftig. Am häufigsten aber betreibt man solch Wohlthun blos aus Gewohnheit und hat dabei wenig Theilnehmung mit den Gegenständen desselben. Wie man gar nicht darauf fallen würde, wenn es nicht zum Amts- oder Standeschlendrian gehörte, so fällt man nun eben darum, weil es dazu gehört, darüber her, weis kaum, was man thue, scherzt wohl gar dabei, liefert hernach, und wenn es das höchste Elend betrifft, lustige Erzählungen davon u. s. w. Recht sehr hat daher Jeder darauf zu sehen, daß er das Gute nicht blos aus Berufspflicht und aus Berufsgewohnheit thue, weil dis nur gar zu leicht der Fall werden kann. Was thäte man aber alsdann Mehr dadurch, als was der Holzsäger thut, und was hätte man für größeres Verdienst dabei, als was dieser dabei hat, wenn er ein abgesägtes Stück Holz nach dem andern fallen läßet? Die Fragen — was willst du jetzt thun, und warum willst du es thun? — sichern einzig und allein davor, daß man nicht ein blosser Miethling, oder gar eine blosser Maschine, beim Wohlthun aus Amt, Beruf und Stand werde.

Mancher hat so viel Kräfte, daß er nicht weiß, wohin mit allen. Er wählt also gar nicht unter den Gelegenheiten, bei welchen er sie anbringen kann. Jede ist ihm recht. Er wirkt doch wenigstens, fühlt sich dabei in seinem Reichthum und hat übrigens gar keinen bestimmten Zweck. Stößt ihm also eine Gelegenheit auf, Andern nützlich zu werden, so wird er es auch aus Kraftüberflus. Ich habe ja, denkt er und spricht auch wohl gar; ich merke den Abgang von Kraft dadurch kaum; so kann ichs wohl thun. Also — wenn die entgegengesetzte Gelegenheit für ihn käme, Andern schädlich zu werden, so gölten dieselben Gründe? Er hat ja auch alsdann; er merkt dadurch auch keinen Abgang seiner Kraft; so kann er es, auch wohl thun? Und — wer wird denn nun auf solche Weise Andern eigentlich nützlich — er selbst oder nicht vielmehr sein übermüthiges Kraftgefühl? Handelt so auch wohl ein kraftübervolles vernünftiges Wesen? Thut nicht vielmehr so der austretende Strom, der bald die Wiesen düngt, bald die Saatselder versündet, je nachdem sichs trifft — oder der Sturmwind, der bald ewigen Landregen beendigt, bald ewigen Landregen bewirkt, je nachdem es die Beschaffenheit des Dunstkreises mit sich bringt? Trauriges Wohlthun, wenn es aus blosser Ueberfülle geschieht! „Ich weiß nicht, wohin mit — da hast du's“ — ebenso spricht stillschweigends der Unsinnige, der seinen vermeinten Unrath zum Fenster hinaus wirft. Sei es auch, daß Etwas besser angebracht sei, wenn man es an einen vor uns stehenden Unglücklichen abreicht, als wenn man es zum Fenster hinaus wirft;

wirft; wenn iener es, wie zum Fenster hinaus geworfen, gleichsam nur darum auffängt, als wenn er vor dem Fenster stände, so ist's dasselbe. Keinen Kraftüberflus, sondern blos Kraftgenüge, haben, sich aber so einschränken, daß die blossе Kraftgenüge Kraftüberflus werde, um Andern damit wohlthun zu können — bis ist ein schönes Wohlthun.

Blos aus höherer Reizbarkeit wohlthun ist auch kein wahres Wohlthun. Hier ist's ja wider nicht der Mensch selbst, welcher wohlthut, sondern seine Nerven sind's. Sind denn seine Nerven Er? Hat er sie selbst reizbarer gemacht? Wäre die letztere, o wehe ihm, was hätte er gethan — wie hätte er gelebt? Leider findet man es an den ärgsten Wollüstlingen, daß sie zum Wohlthun aufgelegt sind, so lange sie nehmlich iung sind; im Alter verwandelt sich Gutthätigkeit mehrentheils in Grausamkeit. Ja, ja, es ist eine traurige Erfahrung, die die ganze Menschengeschichte bestätigt, daß die allernüchlichsten Menschen sehr oft auch die allerausschweifendsten waren. Hier finden nur zwei Erklärungen Statt. Entweder die Freude, nüchlich zu werden, hatte Aehnlichkeit mit den Reizen, welche ihnen ihre Ausschweifungen machten — und tiefe Kenner der Menschenseele wollen bis behaupten; oder sie waren so schwach, daß sie ebenso wenig den sinnlichen Eindrücken fremder Leiden widerstehen konnten, als sie den sinnlichen Ausrufen zu Freudengenüssen zu widerstehen vermochten. Wie wenig weit her das Wohlthun aus blosser Reizbarkeit sei, sieht man am deutlichsten daraus, wenn man es in der Folge weiter

beobachtet. So, wie die ersten, heftigerschütternden sinnlichen Eindrücke vorüber sind, läßt es nach; und, kommen solche Menschen hernach ganz zum Besinnen, so reuet sie sogar ihr Wohlgethanhaben. Diejenigen, welche es erfuren, erstaunen dann oft, wenn sie Menschen, die vorher sich selbst mit ihnen getheilt haben würden, um die allerkleinste Gefälligkeit ersuchen und von ihnen abschlägliche Antwort erhalten. Hier entspringt eben die Klugheitsregel, welche die Menschenfreunde, wenn sie allgemeine Theilnahme an ihren Anstalten für Nothleidende bewirken wollen, befolgen, daß sie die ersten Eindrücke, welche das vorgefallene Unglück auf das Volk macht, hurtig benutzen.

M. Br., bis hieher waren die Arten des Wohlthuns ohne Wohlwollen noch erträglich, nun aber weiter! — Sehr viel Gutes geschieht blos aus Scham. Man fühlt, daß man es thun könne; man ist aber abgeneigt dazu. Man sieht jedoch, daß Andere darauf merken, ob man es thun werde, oder nicht, und so sieht man sich genöthigt, es zu thun. Oder Andere stimmen gar zum Guten den Ton an und warten, daß man einstimmen solle. Man versagt anfangs die Einstimmung; sie fangen an, auf eine feine Art solche zu begehren. Man will sie nicht verstehen, sie drücken ihr Begehren stärker aus. So mus man sie verstehen und thut endlich das Gute blos darum mit, weil man sich nicht ausschliessen darf. Wer kennet nicht die lächerlichen Auftritte, welche von dieser Seite in der Gesellschaft mit unsern Geißhalsen vorkommen? Wer sah diese nicht schon davon schleichen, wenn sie merkten,

ten, daß irgend eine Anlage zu barmherzigen Beiträgen auf sie gemacht ward, oder, wenn man sie festhielt, und mit öffentlicher Bekanntmachung bedrohet, sich erst krümmen, wie Würmer, und dann unter Angstschweis endlich ihre milde, aber so zitternde Hand aufthun, daß sie ihre Gabe fallen ließen? Auch diejenigen Hartherzigen, welche sich mehr in der Gewalt zu haben lernten, wissen sich doch bei solchen Gelegenheiten nicht ganz zu verbergen. Die allgemeinen Merkmale, woran man erkennt, daß ihre ganze Theilnahme an nützlichen Handlungen blos, um sich nicht schimpfen zu lassen, geschehe, sind die Zweifel, welche sie gegen die wahre Nützlichkeit dergleichen vorwaltender Handlungen erheben, und die Einwendungen, womit sie gegen die Würdigkeit derer, zu deren Gunsten sie geschehen sollen, hervortreten. Wer sieht denn aber nicht sofort ein, daß all solch Wohlthun aus bürgerlicher Sitte blos auch nur Wohlthun aus sittlichem Zwange sei? Zwang aber ist Zwang, er sei physischer, oder moralischer, und Zwang ist gerade das Gegentheil vom reinen Wohlwollen, aus welchem allein das Gute geschehen soll. So wenig also ein Mensch dadurch zum wahren Wohlthäter wird, wenn man ihm so lange auf die Hand schlägt, bis er seine Geldbörse zieht: so wenig wird er auch dadurch dazu, wenn er diese nur darum zieht, daß man ihn nicht öffentlich an den Pranger der Gesellschaft stelle.

An das Wohlthun aus Vermeidung der Schande grenzt das Wohlthun aus Ruhmsucht und aus Stolz. Dis dürfte vielleicht unter allen Arten des Wohlthuns,

welche aus unreinen Quellen fließen, eine der häufigsten sein. Man geht nehmlich darauf aus, sich in der Gesellschaft ein Ansehen zu geben. Man weis aber auch, daß man diesen seinen Zweck am sichersten durch menschenfreundliche Handlungen erreiche, weil in den Augen gesitteter Menschen nichts so ehrwürdig mache, als diese. Man ergreift also nicht blos Gelegenheiten, Gutes zu thun, man macht sich auch solche, und lauscht und horcht dann auf das Lob in Blicken und in Worten, wie es von allen Seiten sich erheben werde. Solche Wohlthäter haben ihren Lohn dahin. Nicht Andern wollen sie nützlich werden, sondern sich, sich selbst; Andern werden sie es aus dieser Ursache nur beizuh. Ihr Wohlthun fließt allerdings aus Wohlwollen, aber aus Wohlwollen für sich — wie, ist das Wohlwollen, von welchem beim Wohlthun die Rede ist? O und wenn du alle deine Habe den Armen gäbest blos aus bürgerlichem Stolze, so ist dir so wenig nütze, als es dir nütze sein würde, wenn du aus Märtyrerstolz deinen Leib sengen und brennen ließest. Die Ehre bei Menschen magst du dadurch wohl erlangen, aber nicht die Ehre bei Gott. Deine Sucht nach Doffentlichkeit und Geräusch deckt dich verlarvten Ruhmsüchtigen jedoch auch schon vor jedem klugen Menschen auf. — Nicht, m. Br., als sollten wir keine gute Handlung öffentlich thun; es gibt vielmehr solche, die nicht anders, als öffentlich, geschehen können; ja, es gibt sogar deren, welche nicht ohne Geräusch ausgeübt werden können, und die nur durch selbstverursachtes grosses Geräusch gelingen. Wenn Jemand
aber

aber ohne Noth sein Gutes öffentlich thut, wenn er zu guten Handlungen, die er im Stillen ebenso verrichten könnte, vorsätzlich Geräusch macht — zeigt er dann nicht offenbar, daß es ihm mehr um Deffentlichkeit und Geräusch dabei, als um das Gute selbst, zu thun sei? Wenn er nun gar an Deffentlichkeit und Geräusch während der Handlung selbst nicht genug hat, sondern nachher noch für Deffentlichkeit und Geräusch sorgt, und seine gute Handlung selbst ausposaunt, oder durch seine Freunde es in aller Herren Ländern ausposaunen läßt — wie mag sich dieser in unsern Augen von dem Verdachte befreien, daß nichts, als Ruhmsucht und Prahlerei, die Triebfeder seiner Handlung war?

Oft tritt auch der Fall ein, daß Leute blos aus Ueberdrus der gegenwärtigen lästigen Umstände nützlich werden. Diese sorgen dann offenbar dadurch nur für ihre Bequemlichkeit und für die Entfernung eigener unangenehmen Empfindungen. So gibts schon einen Ueberdrus, den die Langeweile erweckt. Man ist sich alsdann selbst zur Last, zählt alle Glockenschläge und verlangt nach Zeitvertreib. Trift sich nun gerade, daß in Stunden, wo dieser Ueberdrus drückend wird, eine Veranlassung, etwas Gutes zu thun, gegeben wird, so thut man es, um — nur zu thun. Man würde sich zu selbiger Zeit ebenso auch schnell an den Spieltisch verfügt haben, wenn es einer Spielgesellschaft gerade an dem letzten Manne gefehlt hätte. Solche Leute gähnen mehrentheils bei der guten Handlung; als wodurch sich die Ueberreste des Verdrusses über die empfundene Langeweile gleichsam noch allmäh-

lich verlihren. Ein anderer Ueberdrus entsteht aus widrigen Anblicken derer, welche hülfreicher Thätigkeit für sich bedürfen. Man kann ihn Ekel nennen, und so thut Mancher blos aus Ekel Andern wohl. Man würde sichs gern leichter machen und sich geradezu von solchen Anblicken wegwenden; man kann dis aber aus gewissen Gründen nicht. Man mus entweder den Anblick immer aushalten, oder der, welcher ihn reicht, mus sich freiwillig entfernen. Im ersteren Falle thut man also sein selbst wegen Alles, den Anblick zu verwandeln und ihn in einen angenehmen, oder weniger widrigen, umzuschaffen. So würde mancher Elende verlassen sein, wenn ihn seine Hausgenossen oder Verwandte nicht immer vor Augen haben müsten. Im letzteren Falle reicht man dem Unglücklichen hastig eine Wohlthat, damit er, der Widrige, sich so schnell, als möglich, dankbar auf die Seite begeben. Hieher gehören alle die sogenannten menschenfreundlichen Abfertigungen unserer durch Gebrechen, oder durch hässliche Krankheiten, Widerwillen, oft gar Schauder erregenden Strassen, und Landbettler, mit deren Anblicken eine gute Polizei freilich das Publikum verschonen sollte. Noch eine andere Art von Ueberdrus entsteht aus ewigem Angelaufenwerden. Die Noth kann freilich oft Menschen zu solchen unverdrossenen Ueberläufern machen; ein hoher Grad von Unverschämtheit aber auch. Leuten dieser Art schlägt es selten fehl, ihren Zweck endlich zu erreichen. Sie bewegen zulezt auch den ärgsten Geizhals zum Gutes thun für sich, durch Erweichung zwar nicht, aber doch durch Aerger.

Wenn

Wenn seine Hausthür aufgeht und er fragt — wer da? so sind sie's; wenn er ausgeht und kommt um die Ecke — wer tritt ihn an? sie. So ist kein anderer Rath für ihn, um ihrer los zu werden, als daß er ihnen den Willen thue. Es thuts unter Schimpfen und Schelten und wirft ihnen das Gute an den Leib, als wenns ein Dolch wäre, mit dem er sie durchbohren wollte.

Erregten diese letzteren Arten des Wohlthuns ohne Wohlwollen schon unsern hohen Unwillen, so sind die noch folgenden für unser Herz wirklich empörend. — Auch der Geiz im eigentlichen Verstande macht Wohlthäter. Was ist denn wohl gewöhnlicher, als daß man auf Gotteslohn bei seinen Gutthaten rechne? Wird denn solcher Lohn nicht als hundertfältig, oder gar als tausendfältig, Jungen und Alten vorgestellt? Ist denn also Wunder, wenn die Leute am Ende so auf ihn rechnen, daß sie blos, um ihn zu erlangen, Gutes thun, weil sie ohne Gutes zu thun, ihn nicht erhalten können? Ist Wunder, wenn der Bürger seinen Groschen darum in das Armenbecken an der Kirchthüre legt, daß Gott ihm dafür einen Doppelluidor wiedergeben solle, wenn der Prediger bei Abkündigung der Kollekte ausdrücklich sagt, daß Gott einem Jeden das, was er einlegt, mit dem reichsten Segen wieder ersehen werde, und wenn er dis also offenbar zum Bewegungsgrunde des Einlegens macht? Um Gottes willen, d. h. umsonst und aus Dankbarkeit gegen Gott das Gute thun, das ist eine feine Sittenlehre; aber um Gotteslohns willen, d. h.

für

für künftige überschwengliche göttliche Bezahlung es thun, das ist die gröbste Sittenlehre, die es geben kann. Daß jede gute That belohnt werde, sich selbst belohne, sei und bleibe unser Glaube; daß wir sie aber darum thun sollen, daß Gott zehnmahl so viel Gutes uns dafür wieder thue, ist ein Glaube, der Grund und Boden aller Sittlichkeit zerstört. Wann werden doch die Religionslehrer überall anfangen, reinere Beweggründe zur Tugend den Menschen anzugeben! Wann werden sie Alle predigen — Seid vollkommen, wie euer Vater vollkommen ist; denn ihr seid göttlichen Geschlechts — Gebet so, daß ihr nichts dafür hoffet; dann wird euer großer Lohn der sein, daß ihr Kinder des Allerhöchsten, Gott ähnlich, seid! — Man rechnet ja auch in der That zu viel auf den Allreichtum Gottes bei solchen übertriebenen Versprechungen des Gotteslohns. Wie soll er denn unter allen Umständen möglich sein? Und — wo erblickt man ihn denn auch wohl in der That? Eben die Erfahrung, welche die Geishälse hiervon mit der Zeit machen, ermüdet sie auch hernach im Wohlthun, oder bringe sie dahin, die abscheuliche Wendung zu nehmen, daß sie sich nun, da es um den Gotteslohn nicht so steht, wie man ihnen sagte, sich durch Menschenlohn schadlos halten. Nur auf Wiedervergelt erzeigen sie Hülfbedürftigen Gutes, und machen bis wohl gar zur ausdrücklichen Bedingung dabei. Wenigstens, wo sie nie auf weit grössere Gegendienste, sie mö-

mögen sein, von welcher Art sie wollen, rechnen können, da leisten sie auch nicht den geringsten Dienst. O des abscheulichen Wohlthuns, wofür man sich doppelt und dreifach bezahlen läßt, und wobei man wohl gar darauf ausgeht, durch sogenannte Liebesdienste Arme und Nidrige zu seinen leibeigenen zu machen!

Die arglistigen Lasterhaften, welche Alles misbrauchen, misbrauchen auch den schönsten Schimmer der Menschlichkeit — die Wohlthätigkeit — um die Welt damit zu betrügen; ja, sie misbrauchen ihn eben darum besonders, weil er unter allen Schimmern der Menschlichkeit der schönste, und also zum Betrüge am geschicktesten, ist. Am gewöhnlichsten suchen sie mit nützlichen Handlungen alle Arten von Unmäßigkeit in sinnlichen Genüssen zu decken. Sie kennen die ungültige, aber doch allgemeingeltende Sprache der Welt — „er ist freilich ein leichtsinniger, ein Wüßling, ein Wildfang, er spielt, zecht und — gern; er thut doch aber Armen viel Guts, spricht für das Recht, vertheidigt den Verleumdeten, schützt den Unterdrückten“ — und so schützen sie Unterdrückte, vertheidigen Verleumdete, sprechen für das Recht und thun Armen Guts, um als leichtsinnige, Wüßlinge und Wildfänge übersehen zu werden und mit einer Art von Befugnis gleichsam zu gaunern, zu zechen und zu —. Ihre Menschenliebe ist also ein wahrer Mantel, den sie über ihre ganze übrige Unsittlichkeit breiten, und es macht ihnen selbst Spas, wenn sie, in diesem Mantel einhergehend, für sehr edle Mitbürger gehalten werden. Der unzüchtigste Betrug aber, der mit Men-

schen.

schenliebe getrieben wird, ist freilich der, wenn man sie ausübt, um Menschenhas selbst auf andern Seiten damit zu decken. Man ist etwa von Rechtswegen in Verdacht des letztern, doch so nur, daß kein völliger Beweis dafür geführt werden kann; so sucht man eben dadurch alle übrige Theile des Beweises unkräftig, null und nützig zu machen, daß man eine Handlung ausübt, welche in dem allerauffallendsten Widerspruche mit denen steht, deren man beschuldigt wird. So spricht dann die ganze Welt der Kurzsichtigen — „wie könnte ein Mann, der so und so thut, wie wir doch wirklich sehen, dis und das thun, dessen man ihn bezüchtigt? Quillet auch ein Brunn süs und bitter?“ Ja, m. Br., das thut er so gut, wie ein und derselbe Mund, aus welchem Loben und Fluchen geht, sobald er, wie das Herz, dem solcher Mund gehört, zweierlei Quellen hat, von welchen bald die eine, bald die andere, fließt. Leset den Jakobus nur recht; er fragt — quillet auch ein Brunn aus einem Loche süs und bitter? Doch, die Arglistigen können sich darauf verlassen, daß sie durch eine einzige vor allen Menschen ausgeübte gute Handlung den Verdacht von zehen entgegengesetzten schlechten, die sie im Verborgenen ausüben, von sich abwälzen. So vertheidigt der ärgste Volksdrücker zu einer Zeit, wo er genau beobachtet wird, eine Volksgerechtfame, um hernach desto sicherer im Hintergrunde den ärgsten Blutigel im Vaterlande wieder zu machen; so beschützt ein unverföhnlicher Verfolger fremde Verfolgte, um seine eigenen bestimmten Schlachtopfer desto unbehinderter wür-

würgen zu können; so hilft der Räuber einer nothleidenden Familie exemplarisch, um bei dem nächsten Kirchenraube der Einzige im ganzen Städtgen zu sein, bei dem nicht Hausfuchung geschieht.

Sogar Lücke kann Wohlthäter machen. — Hiermit ist nicht gemeint, daß ein ganz unerwarteter Gang der Dinge oft die Handlungen, durch welche Andern geschadet werden sollte, wider allen Willen der Thäter und zum höchsten Ingrimm für sie Andern nützlich machen könne; sondern dis ist gemeint, daß ein Mensch dem andern Gutes thue, um einem Dritten damit einen Poffen zu thun. Man kann oft keine andere Rache an seinem Feinde nehmen, als daß man den Freund gegen den Feind desselben spiele. Dieser weis dann wohl gar nicht, wie er zu der ganz unerwarteten Dienst- und Hülfleistung komme. Er glaubt sie von Himmel zu erhalten, während daß der, der sie ihm erzeigt, wie in der Hölle bei sich denkt — deiner grauen Haare wegen geschieht nicht — ich bin dir so gram, wie meinem Feinde — um diesen zu quälen, erquick e ich dich. Warlich, so sind nur Teufel gütig und barmherzig.

Unstreitig haben wir Alle nun genug und zu unserm Leidwesen schon zu Viel davon gehört, wie Wohlthun ohne Wohlwollen Statt finden könne. Lasset uns aber noch die einzige Betrachtung hinzufügen, daß Todesfurcht Menschen, in deren Seelen lebenslang nie ein Zug des Wohlwollens kam, am Ende zu sogenannten Wohlthätern vom ersten Range noch zu bilden

den pflege. Wenn sie dann sich nie die Mühe gegeben hatten, darüber nachzudenken, ob Gott und Ewigkeit wahr wären, sondern völlig als praktische Atheisten und Materialisten gelebt hatten — und wenn dann ein schmerzhaftes Krankenlager sie an sich reiße, sie lange gefangen hält und so gefangen hält, daß nichts, als der Tod, sie befreien kann: so schreien sie sich selbst zu, daß es einen Gott und eine künftige Welt gebe, wo ein strenges Gericht über sie ergehen werde. Nun nehmen sie Alles, was sie haben, und vermachen es an Arme, an Kirchen und Kapellen, und wollen dadurch den Richter bestechen und sich vom Verdammungsurtheile loskaufen. Sie machen der Obrigkeit, die sie zu Verwaltern ihres Testaments einsetzen, gute Jahreseinkünfte davon aus, bestimmen ein ansehnliches Douceur für Leichenpredigt oder Parentation, und wählen selbst den Text dazu — „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!“ Allgemeiner Abscheu diesen Abschäumen der Menschheit, die des Allgerechtesten im Tode noch ärger, als im Leben, spotten! Allgemeine Verachtung dem Prediger, der nicht lieber über die Worte seine Rede hielte — „Judas warf das Geld in den Tempel, ging hin und erhenkte sich selbst!“ Judas war auf jeden Fall noch ein besserer Mensch, als diese. — —

So mache unser Herz über sich selbst, daß es bei allem Guten, das durch uns geschieht, durch keinen dieser abscheulichen, oder auch nur iener unächten
und

und falschen Beweggründe dazu bestimmt werde. Nur aus reinem Wohlwollen wollen wir Wohlthaten ausüben; nie wollen wir, so oft wir Andern nützlich werden, eher ablassen, bis wir volles und wahres Bewußtsein davon haben, daß es wirklich dabei so mit uns stehe. Der bloße Glaube an uns sei uns ja nicht genug; die eigentlichen Triebfedern unserer eigenen Handlungen verbergen sich oft uns selbst und werden nur durch strenge Selbstprüfung erst entdeckt. Finden wir dann in irgend einem der geheimsten und tiefsten Schlupfwinkel unseres Herzens irgend eine unlautere als die wahre — was nützte uns der laute Beifall einer ganzen von uns getäuschten Welt? Dagegen, wenn wir uns beim Guten des Guten selbst bewußt sind, können wir uns gelassen über alle Verkleinerer unserer besten Handlungen wegsetzen. Es ist nun einmahl die Weltsitte so, daß man, wenn man grobe Verleumdung nicht wagt, und Andern nicht böse Handlungen anzudichten sich getrauet, weil die Gesetze dafür strafen, sich an die feine Verleumdung hält und Andern böse Absichten bei ihren guten Handlungen andichtet, als wogegen die Gesetze keine Strafe bestimmen. Bestehen wir nur im Selbstgerichte, so fürchten wir uns vor keinem menschlichen Tage...

Wir können uns dabei selbst im Ganzen sehr zu Hülfe kommen, m. Br., daß reines Wohlwollen immer die wahre Triebfeder unseres Wohlthuns werde. Wir müssen nur die Ueberzeugung in uns bewirken und immer wieder erneuern, daß alle Kräfte, welche wir

besitzen, uns zum gemeinen Nutzen gegeben sind; wir müssen uns gewöhnen, in jedem Menschen den Menschen, ein Wesen Unsersgleichen, einen Bruder zu erblicken. Wenn dann eine Gelegenheit, Andern nützlich zu werden, kommt, so wird unser Kraftgefühl sich aus sich selbst regen und wird nur darum in Thätigkeit übergehen, um nützlich zu werden. Heil uns alsdann, wenn wir bis hieher gekommen sind! Rein stehen wir dann jetzt schon vor dem Herzenskündiger da, wie vor uns selbst; im himmlischen Glanze der Tugend werden wir einst stehen vor Allen, denen wir nützlich wurden, und die uns nützlich werden sahen.

XIII:

Die wahren Kennzeichen vielversprechens
Der iunger Leute.

Am Sonnt. Inobk.

Ueber 1 Tim. 5. V. 1.

Ermahne die Jungen, als Brüder.

Die besten Gemälde zu verkaufen
Der ungarer Kunst

von Johann Joseph

Heber & Comp. S. N. 1.

Gemälde die Sengen, als Zeichen

Meine Brüder. Es bedarf gar keiner wundervollen Vorzeichen, oder des Geistes der Weissagung, um in jungen Leuten den künftigen grossen und guten Mann in voraus zu erblicken. Sie selbst kündigen sich uns, wenn ein solcher in ihnen bevorsteht, bald dafür an, und man darf sie nur beobachten.

Lasset uns hier einige Seitenblicke auf den jungen Jesus thun! — Die Weissagungen von ihm, welche in unsern heiligen Schriften gefunden werden, sind uns allen bekannt; weder seine Eltern aber, noch seine Freunde, bedurften derselben, um sich Viel, Viel von ihm zu versprechen. Ihre Augen durften nur auf ihn gerichtet sein; sofort mussten sie heilig von ihm ahnen. So wenig vollständig uns auch seine Jugendgeschichte aufbehalten ist, so reicht doch das, was wir davon besitzen, zu, um dis zu bestätigen. Wie er sich so gern zu Aelteren, als er war, hielt — zu Männern, von denen er etwas lernen konnte, und zwar etwas Kluges und Gutes! Wie sein Herz so für die Religion schlug, und wie er sich seine Wärme für sie so zur Ehre rechnete! Wie er so kindlichen Gehorsam, Achtung und Unterwerfung für seine Eltern bezeugte, mitten unter allen Vorgefühlen seiner erhabenen Bestimmung noch, bezeugte! Wie er sich so selbst zog und Feinheit der Sitten zeigte, die ihm auch bald die Liebe Aller, die ihn kannten, erwarb.

Gewis, dis sind auch die wahren Zeichen, an welchen man hoffnungsvolle iunge Leute erkennt, die einmahl treffliche Bürger und herrliche Menschen, der Nachruhm ihrer Eltern und der Stolz ihres Vaterlandes werden werden. Lasset uns sie ietzt nach einander weitläufiger durchgehen! Wie viel mus allen Eltern an dieser Art von Erkentnis liegen! Möchten sie nicht ietzt schon gern wissen, ob dereinst Viel, oder Wenig, aus ihren Kindern werden werde? Ist der Umgang, welchen ihre Kinder mit andern iungen Leuten haben, nicht eine Sache von äußerster Wichtigkeit, und wird sie iene Kentnis bei ihren Erlaubnissen dazu nicht glücklicher leiten? Für die Jugend selbst aber ist doch wohl diese Betrachtung eine Betrachtung aller Betrachtungen? Darum wollen wir sie auch Alle eifrig anstellen, und ihr iungen Leute unter uns, sucht uns in Eifer dabei noch zu übertreffen. „Ermahne die Jungen, als Brüder“ — dis, dis soll eben ietzt geschehen. —

Lernbegier, Durst nach nützlichen Kentnissen ist das Erste, wodurch sich uns ein iunger Mensch als vielversprechend ankündigt. — Hier ist keineswegs die Rede von übertriebenfrühzeitigen Gelehrten und von sogenannten Wunderknaben. Eltern handeln sehr unweise, wenn sie aus ihren Kindern dergleichen machen wollen. Ist denn nicht Einerlei, ob ein iunger Mensch, der ein Gelehrter werden soll, es sechs Jahre früher, oder später, werde? Wenn er es nur als Mann ist! Eher kann er ia doch seine Gelehrsamkeit nicht recht gebrauchen; in welchem Abschnitte seiner Jugend er sie gesammelt habe, gilt dann doch wohl gleich? Ja, so

unnütz es ist, wenn man iunge Leute zu früh sehr anstrengt, so schädlich ist's diesen auch. Sollts denn mit dem Geiste wohl anders sein, als mit dem Leibe? Wie geht es allen ienen armen Halbiünglingen, wenn sie von geizigen Eltern oder Meistern mit schweren körperlichen Arbeiten und Lasten gemishandelt werden? Werden sie nicht Ungesunde, oder gar Krüppel? So kann auch der Geist krank und verkrüppelt werden, wenn er, ohne schon hinlängliche Kräfte dazu zu haben, mit Lernen und Studiren gemishandelt wird. Das wollen nun aber manche eingebildete und überkluge Väter nicht wissen, sondern suchen ihren eigenen Ruhm darin, wenn ihre Kinder durch ihre Kenntnisse ebenso Erstaunen erregen, wie ihr Anblick Erbarmen erweckt. „Was meinst du will aus meinem Kindlein werden?“ — fragen sie gleichsam Jeden. Man kann ihnen antworten — ein Narr; und, wenn dis nicht ist, ein Frühsterbender, oder doch zuverlässig ein Gichtbrüchiger. Ein Anderes ist es, wenn ein iunger Mensch sich selbst ausserordentlich treibt. Diesen lasse man machen! Wer sich selbst zum Lernen treibt, lernt sich nicht leicht todt. Man hat auch in der That hiergegen nicht zu eifern. Die Fälle der Art sind selten genug. Mehr hat man dagegen zu eifern, daß iunge Leute sich gar nicht selbst treiben, sondern glauben, die Jugendjahre wären blos zu Vergnügensgenüssen, zum Müßiggehen und zum Freiheitsgebrauche bestimmt. Hören wir denn die traurige Sprache von völligen Jünglingen, ja, sogar von sogenannten studirenden Jünglingen, nicht oft genug — „iezt müssen wir das

Leben genießen und keine Fessel dulden — hernach, wenn wir ins Amt kommen, ist vor Sorgen und Einschränkungen nicht mehr daran zu denken — der hat verspielt, wer die einziglustigen Jahre nicht aus aller Kraft mitnimmt“ —? Ist diese verschraubte Denkart nicht die Urquelle alles Schülerunfugs und aller Studentenlüderlichkeit? Dennoch soll dis wieder nicht so viel sagen, als sollten junge Leute nicht überhaupt frohen Muths sein und sich nicht zuweilen ausdrücklich vergnügen. Nur wäre zu wünschen, daß sie sich am liebsten an die Freuden der Natur hielten. Mit diesen lästet sich die Vorbereitung zur Bestimmung in der menschlichen Gesellschaft gar trefflich verbinden; mit Spielsucht, Zechsucht und Raussucht aber doch bei Al-
lem, was heilig ist, nicht!

Ein wackerer junger Mensch macht den Erwerb nützlicher Kenntnisse und die Ausbildung seiner erworbenen Kenntnisse zu seiner Hauptsache, weil er ohnedis Fein edelhätiger und gemeinnütziger Mann werden, folglich auch als Mann einst keinen Werth haben könnte. Bei weitem also den grösssten Theil seiner Zeit widmet er dazu. Vergnügen betrachtet er nur als Stärkungsmittel dabei und genießt es auch nur als solches. Bietet sich ihm auf die Zeit, welche er zu einem Vergnügengenuße bestimmt hatte, eine ausserordentliche Gelegenheit dar, etwas Nützliches zu lernen, so zieht er die Freude, klüger zu werden, der sinnlichen Freude vor. Ebenso ist ihm auch eine Gesellschaft, in der er klüger werden kann, lieber, als eine solche, die ihm blos Sinnesfreuden reicht. Spielergesellschaft ist ihm

ihm unter allen Gesellschaften die unerträglichste, weil er darin weiter nichts neues lernen kann, als allenfalls — wie Menschen aussehen, wenn sie Gauner werden; Ein solcher Anblick ist ihm auch nicht einmal Freude; vielmehr empört er ihn, und so hat er, wenn er ihn einmahl gesucht hat, um sich nur eine Vorstellung davon machen zu können, auch ein für allemal genug daran. Er hält sich gern an Aeltere, als er ist, und an Leute, die als Kluge und Geschickte bekannt sind, besonders als Kluge und Geschickte in dem Fache des bürgerlichen Lebens, welchem er sich widmen will. Kinder sind ihm zwar lieb, er betrachtet aber das Sein unter ihnen nur als eine Art von Vergnügen, und Vergnügen, es sei, von welcher Art es wolle, ist, wie gesagt, in seinen Augen nur Stärkungsmittel beim Lernen. Auch den Umgang mit Unklugen und Ungeschickten duldet er, wenns sein mus; er hat ihn aber nie, ohne sich noch mehr in dem Vorsatze zu befestigen, sich immer weiter über sie zu erheben. Er lernt alles Brauchbare, was er zu lernen Gelegenheit hat, weil er nicht weis, in was für Tagen er komme, und ob nicht das, was jetzt am entfernteften von ihm zu sein scheint, das nächste für ihn werden könne, das er brauchen dürfte. Er hat nicht genug am oberflächlichen Wissen, sondern er lernt von grundaus. Je schwerer dis ihm wird, desto mehr Mühe giebt er sich, desto mehr strengt er sich an. Er nimmt jeden guten Unterricht mit Dank an, es gebe ihm selbigen eine Feder, oder ein Mund, ein Vornehmer, oder ein Geringer, ein Freund, oder ein Feind.

Durch solche Lernbegier zeigt ein iunger Mensch Gefühl der Würde seiner Natur und Bestimmung. Er legt dadurch den Grund, in seinem Fache Meister zu werden. Und so verspricht er allerdings an sich der Gesellschaft eins der künftigen würdigsten und gemeinnützigsten Mitglieder. — — O ihr, die ihr Lernen für Nebensache, oder gar für Strafe, ansehet, und nicht genug daran habt, daß ihr eure Kindheit unter Kinderspielen und Kinderstreichen verleben mustet, sondern nun auch eure Jugend vorsätzlich in grobsinnlicheren Pöffen und unter läderlichen Streichen verlebet, was soll aus euch werden, wenn ihr Männer werdet? Wie wollet ihr einst eurem Amte, eurem Berufe, eurem Stande gehörig vorstehen, wenn ihr euch nicht gehörig dazu zubereitet? Als die zukünftig-nichtswürdigsten Menschen stehet ihr schon in unsern Augen da, und ihr selbst werdet euch einst verachten müssen. Gewöhnet euch das Umherlaufen ab und bekommt Stätigkeit. Lebet nicht für eure sinnlichen Begierden, sondern für euren Verstand. Jetzt, jetzt sind die Jahre, wo ihr leicht begreifen und das Begriffene euch tief und felsenfest eindrücken könnet; versäumet ihr sie, so ist's lebenslang um euch geschehen — geschehen um eure Würdigkeit und um euer Glück.

Religiosität, ächte Religiosität ist das zweite Zeichen, woran man einen hoffnungsvollen iungen Menschen erkennt. — Man sorgt überall für Religionsunterricht der Jugend, wenn man ihr auch nur dadurch als künftigen Unterthanen Zaum und Gebiß bei guter Zeit in den Mund zu legen gedächte. Wie
gewöhn.

gewöhnlich der Religionsunterricht beschaffen sei, gehört hierher nicht. Gott sei bald mehr und besser mit uns Allen — Amen! wollen wir bloß sprechen. Den Religionsunterricht, weil er angeboten wird, bloß annehmen, heißt also nicht Religiosität oder Religionsliebe. Dis mus ia ieder Knaube und jedes Mädchen, wenn sie auch nicht wollten. Am Ende würden sie sonst von den Eltern mit Ruthen zur Schule gepeitscht, und vom Schulmeister, wenn sie ihre Lektion nicht lernten, gegeißelt. Man höre doch auch nur Viele unserer jungen Leute, wie sie über den Religionsunterricht sich auslassen. Sie betrachten ihn als ein Mus, und zwar als ein Mus der Schule, weil sie sonst nicht konfirmirt und zum Abendmahle zugelassen, und also auch nicht für Zunft. Innungs. Arats. Diensts. Heiraths. Erbschafts. u. s. w. fähig erklärt werden. So wünschen sie nichts mehr, als nur über die Schullahre weg zu sein, das Examen des Beichwatters, oder Predigers, hinter sich zu sehen, und ihr Glaubensbekenntnis ein. für allemal abgelegt zu haben, um hernach den sogenannten ganzen unnützen geistlichen Wust wieder vergessen, auf immer ver. vergessen zu können. Man würde den untern Ständen sehr Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß bis nur von ihrer Jugend gelte. Das Gegentheil vielmehr. Der gemeine Mann ist immer noch der Dankbarste gegen seinen Schulmeister und Konfirman. ten, und so haben seine Kinder auch noch Achtung für Religionsunterricht, er sei so dürstig, als er wolle. In den vornehmeren Ständen wird über Religionsleh. rer

rer in Schulen und Kirchen am meisten gespottet; wie kann die Jugend in selbigen, die dis hört, anders, als gleichgültig gegen allen Religionsunterricht, werden, und wenn es der beste wäre?

Ein wahrhaftigreligiöser iunger Mensch nimmt also Religionsunterricht nicht nur an, sondern er nimmt ihn mit Freuden an. Die Erkenntnis Gottes ist ihm unter allem Wissen das erste und liebste. Er bezeugt dis dadurch, daß er sich recht nach Belehrung über sie drängt, daß er den Lehrer, welcher sie ihm lichtvoll und rührend reicht, wie seinen zweiten Vater schätzt und liebt, daß er bei dem Vortrage der höheren Wahrheiten ganz besonders aufmerksam und ehrerbietig ist, daß er durchaus nicht bloß auswendig lernt, sondern deutliche Begriffe von Allem zu erhalten sucht, daß er in dieser Absicht viel fragt und so lange fragt, bis er die Deutlichkeit für sich errungen hat. Er bewahret die erlangten Religionskenntnisse als sein Heiligthum und schreitet darin immer weiter fort, wenn er auch schon sein Glaubensbekenntnis abgelegt hat. Er empört sich gegen allen Religionspott in den Gesellschaften der Welt und bezeigt sich unwillig darüber, wenn man auch nur in einem unedlen Tone über die Religion spricht. Er verwandelt seine ganze Gotteserkenntnis in Leben für sich und übt sie redlich aus. Er brauchet weiter nichts, von allem Bösen sich ab- und zu allem Guten sich anzuhalten, als den bloßen Gedanken an Gott.

Auf solche Weise wächst wahre Frömmigkeit mit ihm zugleich auf und tief in seine Seele ein, und o wie
viel

vielversprechend wird er hierdurch! Er wird einst ein
Heldemann, ein Menschenfreund und ein Tugendhaf-
ter sein. Er wird jeden ungerechten Gewinn verabs-
scheuen; er wird durch Verluste bei seiner Pflichterfül-
lung sich nicht irre machen lassen. Er wird die grosse
Sache Gottes, das Heil der Menschheit, unablässig
befördern; er wird leiden und Märtyrer werden können
für das Gute. Ach, darum liebet den religiösen Jüng-
ling, in welchem Stande ihr ihn auch antreffet; segnet
seintwegen die Welt schon in voraus und drücket den
künftigen Gottes- Menschen mit Inbrunst ans
Herz!

Würdiges Betragen gegen die Eltern
ist das dritte entscheidende Merkmal wackerer iunger
Leute. Dis zeigt auf der Stelle von Verstand und
Herzengüte. Der Verstand äussert sich durch die Er-
kenntnis des hohen Werths ihrer Eltern für sie, und
das gute Herz durch ihr frühzeitiges Bestreben, den
Eltern dankbar zu werden. Was darf man nicht für
die Gesellschaft von solchen Söhnen und Töchtern
hoffen! Nicht nur, daß sie überhaupt einst auch ver-
ständige und herzengute Männer und Weiber sein wer-
den, und nur mit solchen Männern und Weibern ist
der Gesellschaft gedient; sondern sie werden alsdann auch
ihre Obern und Vorgesetzten verehren; sie werden ihre
Freunde lieben und ihre Wohlthäter segnen; sie wer-
den Menschen sein, die jedes Gute, das sie aus irgend
einer Menschenhand empfangen, auf das dankbarste
annehmen, zu schätzen wissen und zu erwidern suchen.

Hier ist nun das Bild eines jungen Menschen, der sich würdig gegen seine Eltern betrügt. — — Er leistet ihnen Folge und unterwirft sich ihrem Willen. Nicht der Gedanke, daß sie im Hause zu befehlen haben und ihn zum Gehorsam zwingen können, bestimmt ihn dazu, sondern die Vorstellung, daß sie erfarter, und also auch klüger, sind, wie er, und daß sie es mit allen ihren Willensmeinungen gut mit ihm meinen. Gern folgt er ihnen, und dis bezeugt er ihnen durch ganze, schnelle und freudige Folgeleistung. Er kommt ihnen mit Gehorsam zuvor, sucht ihren Willen zu errathen und braucht ihn nur in ihren Augen zu lesen, um ihn zu erfüllen. Er thut, was sie verlangen, nicht nur in ihrer Gegenwart, sondern auch in ihrer Abwesenheit, und thut es in dieser am sorgfältigsten. Er geht ihnen zur Hand, erleichtert ihnen jedes Geschäft, das er ihnen erleichtern kann, erspart ihnen Wege und sucht ihnen jeden Aerger, jeden Verdruß zu verhüten. Er zeigt sich herzlichzufrieden mit dem, was seine Eltern in ihrer Lage an ihm thun können, und erlaubt sich auch nicht die kleinste unbillige Forderung. Er ist äußerstbescheiden gegen sie. Man hört's gleich, daß er mit Vater und Mutter spreche, wenn er mit ihnen spricht; man sieht's ihm gleich an, daß er vor Vater und Mutter stehe, wenn er vor ihnen steht. Von allem Geiste des Widerspruchs entfernt, macht er gegründete und nöthige Einwendungen mit aller Ehrerbietigkeit. Er entschuldigt sich anständig, bittet ergeben, erinnert unmaßgeblich, fragt vernünftig und antwortet nur Wahrheit. Er ist treu und offenherzig gegen

gegen sie. Was sie ihm anvertrauen, das bewahrt er als ein heiliges Pfand, als ein theures Geheimnis. Hat er gefehlt, so legt er sich nicht aufs Leugnen, sondern entdeckt ihnen seinen Fehler selbst, ehe sie ihn darüber zur Rede stellen können, und macht auf der Stelle Alles wieder gut. Fällt unter seinen Eltern Zwist vor, so macht er keinen Anspruch auf das Schiedsrichteramt, sondern entfernt sich aus Achtung für Beide; begehen sie aber die Schwachheit, ihn zum Schiedsrichter aufzurufen, so liebkoset er Beide und söhnt sie durch seinen liebevollen Anblick wieder aus. Haben sie Launen, so schickt er sich in selbige und erwartet die glücklicheren Stunden. Haben sie Fehler an sich, so wirft er sie ihnen nicht vor, sondern sucht sie sich selbst zu verbergen. An allen ihren Schicksalen nimmt er auf das zärtlichste Theil. Er freuet sich mit dem fröhlichen Vater und weint mit der weinenden Mutter. Gibt es vergnügte Familientage, so ist er auf das sorgfältigste darauf bedacht, daß ja nichts durch ihn vorfalle, was ihnen den Genus derselben verbittern könnte. Werden sie krank, so weicht er nicht von ihnen, sondern wartet und pflegt sie, so viel er kann. Er thut alsdann auf alles aufferhäusliche Vergnügen, und wenn es auch das liebste wäre, Verzicht, opfert alle seine Bequemlichkeit auf und wacht gern an ihrem Bette. Der Tag ihrer Widergenesung ist ihm dann das schönste Fest seines Lebens. Sind sie alt und werden sie schwach am Geiste, wie am Körper, so hat er das kindlichste Mitleid mit ihrer Geisteschwäche. Er thut, als bemerkte er sie nicht, läßt Andere nicht darüber lachen

lachen und entfernt vielmehr jeden unflugen und unherzlichen Fremden von ihnen. Mus er hernach entfernt von ihnen leben, so überzeugt er sie auf alle Art und Weise, daß er ihrer nicht vergesse; er nimmt auch dann ihren elterlichen Rath noch an, überrascht sie bald mit seiner unerwarteten Ankunft, bald mit andern Freuden, die er ihnen ausdrücklich macht, und sehnt sich unaussprechlich nach dem Tage, an welchem er ihnen einst den ersten Bissen Brodts an seinem Tische reichen wird. Reden die Eltern von ihrem Tode mit ihm, so hört er ihnen tiefgerührt zu, und, wie er immer in ihren Augen ihren Willen las, so lesen sie dann in seinen Augen, daß er für ihr Leben bete.

Wessen ist dis Bild? wer kann seinen Rahmen zur Ueberschrift desselben machen? — ach so, so frage sich doch Jeder von unsern jungen Leuten in diesem Augenblick! — — Ihr unnatürlichen Kinder, ihr Undankbaren und Böshafte, die ihr zu diesem Bilde das Gegenstück ausmachtet, dessen Zeichnung uns euer Anblick überhebt, verabscheuet euch selbst, wie euch die Welt einst verabscheuen würde, und kehrt zur Vernunft und zu menschlichen Gefühlen zurück. Darf die Gesellschaft von ienen adleren jungen Leuten, die sich gegen ihre Eltern würdig benehmen, Viel hoffen, so mus sie von euch Alles fürchten. Ungehorsam gegen Vater und Mutter sogar, werdet ihr auffässig sein gegen alle bürgerliche Ordnung, gegen die Geseze und gegen die, welche über sie wachen; der Stecken des Treibers wird immer hinter euch sein müssen, und, nur durch Gewalt genöthigt,
wer.

werdet ihr scheinbaren Gehorsam leisten. Grob gegen Vater und Mutter sogar, gegen wen werdet ihr höflich sein? Treulos, lügenhaft und falsch gegen Vater und Mutter sogar, welchen Freund werdet ihr nicht misshandeln? welchen Meineid nicht thun, sobald er euch von gegründetem Verbrecherverdachte gerichtlich befreiet? mit welchem Mitbürger werdet ihr ie ehrlich zu Werke gehen? Untheilnehmend und hart gegen Vater und Mutter sogar, gegen wessen Glück werdet ihr nicht gleichgültig sein? wessen Thränen werden euch rühren? Ihr verliesset die Krankenbetten eurer Eltern; von euch verspreche sich kein Leidender etwas. Ihr quältet eure Eltern, die Gewalt über euch hatten; ihr werdet quälen Jeden, den ihr in eure Gewalt bekommt. Ihr betetet eure Eltern todt, wie ihr euch rühmet; ihr werdet den Feind durch Rache, und die Unschuld durch Grausamkeit, morden. Nichts, nichts ist so schändlich, so schwarz, so teuflisch, das die Welt nicht von euch zu befürchten hätte.

Feinheit der Sitten ist das Vierte, wodurch sich uns ein iunger Mensch als vielversprechend anzeigt. — Da es iungen Leuten hieran oft so sehr gebricht, so ist's um so nöthiger, daß wir uns solche ausführlicher beschreiben. Es gibt auch eine gewisse Ziererei der Sitten; diese ist aber hier nicht gemeint. In den vornehmeren Ständen ist sie oft das Hauptaugenmerk der Eltern bei der Erziehung, besonders bei der Erziehung der Töchter. Sei es immerhin, daß alles Reden dagegen vergeblich sei, so mus doch von Vernünftigen nicht zugegeben werden, daß dergleichen

Puppenwesen viel versprechende junge Leute ankündige; denn was versprechen sie anders, als daß sie Gecken und Geckinnen in der Gesellschaft werden werden, und — dis ist doch wohl nicht Viel? Feinheit der Sitten ist etwas Natürlicheres; es ist das Alles mit einem Worte, was ein ausgebildeter Mensch auch im Aeußerlichen von dem andern verlangt; es ist bei jungen Leuten das, was ihnen, wie dem jungen Jesus, Gnade bei Menschen verschafft, oder wodurch sie sich dem abgefeilteren Theile der Gesellschaft besonders empfehlen und überall ohne alles Weitere wohl aufgenommen werden.

Hieher gehört dann nun, daß junge Leute sich der Gesellschaft mit bescheidenem Anstande darstellen. Sie drängen sich nirgends auf, sondern warten, bis sie verlangt werden. Kommen sie dann als Verlangte, so erscheinen sie nicht mit der Mine der Hauptpersonen, sondern mit der Mine der Nebenpersonen; nicht als Leute, die unentbehrlich sind, sondern als Leute, die nur zugelassen werden; nicht als Rollenspieler schon, sondern als Zöglinge, die ihre Rolle erst einstudiren wollen; nicht als wirkliche Mitglieder, sondern als künftige Mitglieder, die von den wirklichen es erst absehen wollen, wie sie einst als wirkliche sich zu benehmen haben. Sie sind nicht schüchtern, sondern offen; sie öfnen sich aber auch nur erst auf Verlangen. Sie hören mehr, als sie reden. Spricht ein Mann von entschiedenem Ansehen, so schweigen sie ganz und hören bloß. Nie würden sie es wagen, den Ton anzugeben, und wenn es auch nur eine kleinliche Unterhaltung

tung beträfe; sie schliessen sich an die Meinung der Mehrheit an, oder, wäre diese wider ihr inneres Gefühl, so ziehen sie sich mit guter Art ganz von der Theilnahme zurück. Ebenso, wenn die Meinungen getheilt, gleichgetheilt sind, werfen sie sich nicht zu Entscheidern auf, sondern überlassen es Aelteren. Sagen sie ia ihre eigene Herzensmeinung, so sagen sie sie so, daß sich Niemand dadurch beleidigt fühlen könne. Läppische Einfälle, grobe Spässe lassen sie sich nicht zu Schulden kommen, und, werden dergleichen an sie gebracht, so geben sie ihre Misbilligung zu erkennen, ohne dem, der sie an sie bringt, Recht zu geben, sich von ihnen für beleidigt zu erklären. Im Genusse des unschuldigen Vergnügens sind sie sanstfroh, verabscheuen eigene Wildheit und machen sich auch fremder nicht theilhaftig. Jeden heftigen Ausbruch irgend einer Begierde unterdrücken sie. Alles, was sie thun und reden, reden und thun sie so, daß sie dadurch mit ihrer Schuld nicht unangenehm werden. Sie beobachten diese Regel auch bei den geringsten Kleinigkeiten. Beim Beifallgeben, beim Lachen, beim Spielen, beim Essen und Trinken, beim Sitzen und Stehen, bei ieder Bewegung ihres Körpers beobachten sie sie. Ihr Aufzug ist gewählt, aber mit natürlichem Geschmack. Reinlichkeit lieben sie auf das höchste. Und — so mus sie auch Jeder lieben, wer mit ihnen umgeht, und sie haben Gnade bei allen Menschen.

Nicht wahr, mit solchen iungen Leuten ist hernach, wenn sie wirkliche Mitbürger und Mitbürgerinnen

nen werden, gar treflich leben? Feinheit der Sitten in der Jugend verspricht also schon die liebenswürdigsten Gesellschafter im männlichen Alter; bis ist aber bei weitem noch nicht Alles, was sie verspricht. Sie zeugt von Achtung, welche junge Leute für sich selbst und für Andere haben; und hier, hier, in dieser zweifachen Achtung liegt der wahre Grund zu den künftigen herrlichsten Menschen und Bürgern. Wer mit Achtung für sich selbst erwächst, der übt als Mann keine Handlungen aus, die, wenn sie auch Andern nicht schaden, ihn selbst doch verächtlich, oder lächerlich, machen. Wer als Jüngling schon in Achtung für Andere feststeht, der wird im männlichen Alter noch weniger in ihr wanken; er wird Gerechtigkeit, Billigkeit und Barmherzigkeit ausüben, wann und wo sie ausgeübt werden müssen. Keiner Leidenschaft Sklave wird er sein; denn vor jedem gröberem Anfall derselben schützt ihn schon der feinere Ton, auf welchem er einmahl steht.

Welcher Rechtschaffene vermag also wohl gleichgültig dabei zu bleiben, wenn er Grobheit der Sitten unter der Jugend seines Zeitalters herrschen siehet? Angenommen auch, daß die untersten Stände einmahl dazu verurtheilt wären, auch auf dieser Seite der Ausbildung weit zurück zu bleiben — sollte man also nicht von jungen Leuten aus dem höheren Mittelstande und überhaupt aus den höheren Ständen um so mehr erwarten und fordern dürfen, daß sie sich durch feinere Sitten auszeichneten? Sollten vorzüglich dieienigen

unter

unter ihnen, welche sich den Wissenschaften widmen, nicht alle Uebrigen darin zu übertreffen suchen? Wenn Geistesausbildung die Rohheit nicht abschleift, wodurch soll sie dann abgeschliffen werden? Und — vergessen denn solche Jünglinge ganz, daß sie einst die öffentlichen Aemter des Staats und der Kirche bekleiden wollen? Was für einen grellen Uebelstand macht es doch, wenn Männer in selbigen ohne alle Achtung für sich selbst und für ihr Amt sich benehmen, und bei jeder Gelegenheit widrig durchfallen! Woher wollen sie alsdann aber die edleren Sitten nehmen, wenn sie sich vorher zu den unedelsten gewöhnten? Das Traurigste ist dabei, wenn junge Leute sogar in plumpe Aufführung etwas setzen und auf solche Art ihre Ehre in der Schande suchen. Und dennoch findet man höhere Schulen, auf welchen bis der herrschende Ton ist, und wo der gesittete Jüngling, wenn er sich nicht in diesen Ton stimmt, am Ende wohl gar seines Lebens nicht sicher ist? O wehe dem aufgeklärtesten der Jahrhunderte, daß ihm so etwas noch nachgesagt werden kann! Wenn die Aufklärung da, wo sie recht eigentlich zu Hause ist und also ihre ganze veredelnde und verfeinernde Kraft zeigen sollte, nichts wirkt, sondern sogar zu verunedeln und zu vergrößern scheint, darf man sich noch darüber wundern, wenn sie Verschreier findet? Väter, wenn ihr eure Söhne auf die Akademie schicket, fraget ia erst nach, was da, wohin ihr sie schicken wolle, für ein Ton unter den Studirenden sei; ist dieser offenbar rauh und wild, so lasset euch durch allen erhabenen Ruf, in welchem die dasigen Lehrer im Aus-

lande stehen, nicht verblenden. Was hilft es, wenn sie an Wissenschaften noch so zu- und an Sitten dabei abnähmen? Lerntet ihr nicht auf der Schule das alte Sprichwort schon auswendig, welches euch sagt, daß sie dann im Grunde und an Menschheit mehr ab, als zunähmen? Solche junge Leute aber nun, mit denen dis der Fall ist, sind doch wohl keine vielversprechenden? Den klugen, den gefesteten, den gesitteten Bürger ekelt auch in der That vor dergleichen rohen und wilden studirenden Jünglingen, wenn sie seine Stadt etwa einmahl mit einem Besuche beehren und sich da in ihrer ganzen Würde, d. h. Ausgelassenheit, zeigen. Es ekelt ihn noch mehr davor, als ihn vor jungen Vormäulern, vor jungen Entscheidungsfichtigen und Rechtshabern, vor jungen Tonangebern, vor jungen Schwärmern und vor jungen Wislingen ekelt, die ihre Einfälle schon vorher belachen, unanständige Zweideutigkeiten gern austischen, oder sich gar die plattesten Spässe erlauben. Wenn ihr dadurch denkt, Gnade bei Menschen zu erhalten, spricht er, so möchtes euch wohl fehlschlagen; meine Gnade habe ihr wenigstens nicht. — —

Gottlob, es gibt solche junge Leute noch, welche die hier aufgestellten Merkmale an sich tragen, an denen man den künftigen grossen und guten Mann schon in voraus erblickt. Welche Freude sind sie allen ihren Mitbürgern; welche hohe Wonne ihren Eltern! Ach Väter, ach Mütter, wenn ihr solche junge Leute an euren Kindern habet, so schäzket dis unter allen euren Glück-

Glückseligkeiten für die Höchste. Belohnet sie dafür mit unverkennbarem Wohlgefallen, und ermuntert sie dadurch, in ihrem schönen Gleise fortzugehen. Versetzet euch oft schon in die Zukünfte ihres Lebens; sehet sie im Geiste schon als die wirksamsten, bidersten, gemeinnützigsten Männer, und fühlet euch auch dadurch ermuntert, in zärtlicher Sorgfalt für sie ihre ganze noch übrige Jugend hindurch zu beharren. Wenn ihr dann einst abgehet, so treten sie würdig an eure Stelle, und, wenn ihr längst, längst schon abgegangen sein werdet, so füllen sie eure Stelle noch so aus, daß man euch nicht vermisst. Und so, so sollen selbstgrosse und selbstgute Menschen eben auf ihren Tod noch für die Gesellschaft sorgen.

Wir Alle, m. Br., wollen es uns recht zur Sache machen, solche vielversprechende iunge Leute, wir mögen sie finden, wo wir wollen, hervorzuziehen und zu schätzen. Sie zeichnen sich selbst aus; so wollen wir sie auch auszeichnen und als Ausgezeichnete behandeln. Wir wollen gern mit ihnen umgehen; wir wollen sie für Aeltere ansehen, als sie sind; wir wollen, wenn sie unsere engere Vertraulichkeit suchen, solche ihnen willig gewähren. Wir wollen sie Theil nehmen lassen an den schönsten gesellschaftlichen Freuden-genüssen; wir wollen, wenn wir selbst Söhne und Töchter haben, sie zu ihren Gesellschaftern machen; wir wollen auf sie hinweisen, so oft wir viel drohende iunge Leute vor uns sehen, und diese mit ihnen beschämen; wir wollen sie überall empfehlen. Dis wol-

len wir besonders an Gönner, Unterstüzer und Wohlthäter, wenn sie ohne Eltern, oder doch ohne kraftvolle Eltern, sind. Wie nöthig ist dis für sie alsdann! wie schuldig sind wir es ihnen! Nicht, als fehlte es an Menschen, die der Jugend gern beförderlich sind; die schlechtesten jungen Leute machen sich nur immer selbst kühner und fecker auf den Weg, rennen in wohlthätige Familien voran und rauben die Unterstützungen, welche den besseren, aber bescheideneren und verzagteren, gehörten. Auch nicht, als fehlte es an öffentlichen wohlthätigen Anstalten und Gestiften für junge Studirende; nein, nein, sie sind ia da, an vielen Orten zum unsterblichen Ruhme der braven Vorwelt in Menge da, aber — hilf Himmel, wie werden die Stipendien oft vertheilt!!! Väter, die vom Schicksale so gesezt sind, oder doch von Staat und Kirche so besoldet werden, daß sie sich schämen sollten, für ihre Söhne um dergleichen anzuhalten, sprechen nur ein Wort, und so scharren sie so viel Stipendien für selbige zusammen, daß sie selbst noch davon Gewinn haben. Väter, die die Stipendien selbst vergeben, theilen sie ihren Kindern, Geschwisterkindern und Vettern zu, blos, weil diese dis sind. Die armen und dabei fähigsten und fleissigsten Jünglinge haben keine solche Fürsprache für sich und gehen leer aus — sie, die vielversprechendsten, während

daß

daß die nichtsversprechendsten Dummköpfe, oder die vieldrohendsten Wüßlinge Stipendien zum Ueberflus erhalten, um auf der Universität desto mehr unnützen Aufwand zu machen und desto läderlicher leben zu können. Wer die angezeigten Merkmale eines vielversprechenden Jünglings nicht hätte, müste durchaus kein Stipendium erhalten. Was hilft es, daß diese Regel in den Foundationen oft auch wirklich zu lesen sei, wenn bei der Vergebung nicht darnach gehandelt wird!

Ihr iungen Leute insgesamt aber, zeigt uns iene schönen Merkmale auf! Wir möchten euch gern Alle schätzen und lieben; machet euch uns schätzenswerth und liebenswürdig. Es ist ia so herrlich, wenn ein iunger Mensch seiner Zukunft mit der Ueberzeugung entgegengehen kann, daß er einmahl ein würdiger und nützlicher Mann sein werde. Dis könnet ihr aber durchaus nicht anders, als wenn ihr iene Eigenschaften wahrhaftig an euch habet. Bedenket doch also, daß eure Jugend die Grundlage zu eurer Würdigkeit im ganzen Leben sei! Bedenket auch, daß sie die Grundlage zu eurer Glückseligkeit im ganzen Leben sei. Seid also auch für euch selbst lernbegierig — seid für euch selbst religiös — seid für

282 XIII. Die wahren Kennzeichen vielverspr. &c.

euch selbst brav gegen eure Eltern — seid für euch selbst fein an Sitten! Brodt und Ehre werden dann einst euren Lerneiser lohnen — Gott, dessen Gedanke euch jetzt schon so erhebt, wird euch lebenslang Alles sein — der Segen eures Vaters wird euch Häuser bauen, und kein Mutterfluch wird sie wieder niederreißen — und eure guten Sitten werden euch Fortkommen, Aufnahme und Freunde überall verschaffen.

XIV. Wer

XIV.

Wer Böses thut, der bestraft
sich selbst dafür.

Am Sonnt. Remin.

Ueber 1 Thessal. 4. B. 6.

Der Herr ist Rächer über das alles.

Meine Brüder. Wenn von Gott gesagt wird, daß er Räch er des Bösen sei, so müssen wir den edleren Begriff eines Richters damit verbinden, dessen Amt es mit sich bringt, Verbrechen zu strafen. Wir müssen diesen Begriff dadurch noch mehr veredeln, daß wir uns göttliche Strafen als die vollkommensten denken, und zwar sowohl in Ansehung ihres Verhältnisses zum Bösen, als auch in Ansehung ihres Zwecks. So wird uns der Ausdruck — Gott strafe — nicht nur nicht hart klingen, sondern wir werden auch sogar von Rache Gottes reden hören können.

Es kann sein, daß der Glaube, daß Gott strafe, oft aus abergläubischer Furcht entstand. Man sah nehmlich zufälliges grosses Unglück, das die Elemente anrichteten. Uebel war es; über die Nothwendigkeit, oder gar Möglichkeit dergleichen Uebels hatte man nicht nachgedacht; so hielt man es für Züchtigung, womit der, der allein über die Elemente zu gebieten hat, die Welt heimsucht. Es kann auch sogar sein, daß Bosheit zuweilen den Glauben an göttliche Strafgerichte erzeugte. Man hatte Feinde und konnte sich an ihnen nicht rächen. Nun widersur ihnen gros Elend; Gott hat uns gerächt, rief man aus, da, da, das sehen wir gern. Es gibt doch aber auch in der That eine reinere Quelle des Glaubens an göttliche Stra-

Strafen. Die Obrigkeit nehmlich, welche in bürgerlicher Gesellschaft das Strafamt hat, straft nicht immer, wo gestraft werden sollte. Sie will entweder nicht strafen, oder kann nicht strafen. Das letztere ist bei weitem der öftere Fall, ja, unaussprechlich oft der Fall. Wie oft kommt der Thäter des Bösen nicht an den Tag! Wie viel Böses ist gar kein Gegenstand wirklicher Strafgesetze! Hier fand sich also eine grosse Lücke in der strafenden Gerechtigkeit; wer anders kann sie ausfüllen, als Gott? womit anders konnte man Sünder, die der Obrigkeit entgingen, bedrohen, als mit dem Zurufe — Gott wird euch strafen — ?

So meinte es gewis auch der grosse Paulus, wenn er seinen Thessalonichern zurief — der Herr ist Richter über das alles. Sieht man nehmlich auf den Zusammenhang, so findet man, daß er von ienen Sünden der Unreinigkeit gesprochen, welche fast immer im Verborgenen begangen werden, daß sie die Obrigkeit also nicht erfährt, und deren verschiedenen Arten auch gar keine gesetzlichen Strafen für sich haben. Da mußte er wohl sagen — Gott straft sie.

Die Sache, daß Gott strafe, ist auch völlig richtig, und zwar nicht nur in Ansehung dieser Klasse von Sünden, die die Obrigkeit nicht straft, sondern auch in Ansehung aller Sünden. Wir müssen uns nur bei Gott keinen unmittelbaren Bestrafer, keinen persönlich und wirklich erst dazu tretenden Bestrafer denken. Die Natur des Menschen ist von der Art, daß jede Sünde mit ihr im Widerspruche steht.

steht. Der Sünder straft sich also selbst. Gott aber ist es, der der menschlichen Natur diese Einrichtung gegeben hat, und so straft Gott den Sünder durch den Sünder selbst. So, so, M. Br., erscheint die Wahrheit — der Herr ist Rácher — in einem wahrhaftig evangelischen Lichte.

Die Natur des Menschen ist theils sinnlich, theils sittlich. Beide leiden durch die Sünde, und die Sünde ist und bleibt der Leute Verderben; denn die notwendigen Folgen böser Handlungen sind auch böse für den Thäter. Sie zerstören, oder verringern doch sein äußeres Wohl. Dis ist schon eine harte Strafe, womit der Sünder sich selbst belegt. Sein inneres Wohl aber wird dadurch völlig zerrüttet. Diese Art von Selbstbestrafung geht noch weit, weit über jene.

O m. Br., wer von uns kennt nicht die hohe Freude, welche böse Menschen darüber haben, wenn sie nur der Strafe der Obrigkeit entschlüpf sind? Wer weis nicht, daß es ihr einziges Dichten und Trachten sei, sich bei ihren Ausübungen des Bösen durch allerlei List und Ränke so zu setzen, daß die Obrigkeit ihnen nichts anhaben könne? Gar sehr gemein ist doch die Denkart, daß man nur mit den weltlichen Gesetzen fertig zu werden suchen müsse. Wie? ihr, die ihr nur darauf ausgehet, um, nach eurer Sprache zu reden, bei allen euren Lastern den Rücken frei zu behalten, seid ihr denn so ganz ununterrichtet, daß ihr weiter keine Gesetze kennet, als die, die der Staat gibt? Habt ihr nie auch von Gesetzen eurer Natur,

tur, wie von Gesetzen der Natur überhaupt, gehört? Oder glaubt ihr, daß man es mit diesen sorgloser aufnehmen, oder sich leichter mit ihnen wieder ausöhnen möge? So lasset euch sagen, daß sie von noch weit höherer, heiligerer und unverleglicherer Art sind, als jene. Sie sind in eurer eigenes Wesen eingewebt; nie könnet ihr sie übertreten, ohne in euch selbst zu wühlen. Jene möget ihr umschleichen, drehen, illudiren; diese aber nicht. Nie, nie bleibt ihr von ihnen ungestraft. Ihr seid so eingerichtet, daß ihr für jede Sünde euch selbst strafen müßet.

Eine weitere Auseinandersetzung dieses Sages ist also gewis für jene Menge von Bösen, die bei aller ihrer vermeinten Klugheit doch äuserstunklug sind, oder handeln, vom grössesten Belange. Aber auch alle gute Seelen können sich durch sie im Guten noch stärken. Nun — zu ihr! — —

Wir machen mit der sinnlichen Natur des Menschen den Anfang. Aus dieser entspringt sein äuserliches Wohl. Alles Böse, was er ausübt, steht auch mit seiner sinnlichen Natur im Widerspruche und thut auch seinem äuserlichen Wohle Eintrag. Straft ihn die Obrigkeit deshalb, so bedarf dis keines Beweises weiter; denn jede obrigkeitliche Strafe ist eine Verkümmernng des äuserlichen Wohls. Wäre sie das nicht, so wäre sie gar nichts; denn an das innere Wohl kann keine Obrigkeit kommen. Aber auch von allem ungestraft bleibenden Bösen gilt iener Sag. Gesezt auch, das Böse schiene anfangs in Harmonie mit der sinnlichen Natur des Sünders zu stehen und
sein

sein äußerliches Wohl zu befördern; mit der Zeit wird doch der Widerspruch klar, und das äußerliche Wohl sinkt.

Betrachtet den Verschwender! Einzelne Fälle ausgenommen, in welchen ihm die Obern aus Nebenursachen Einhalt thun können, steht's ihm frei, mit seinem Vermögen zu schalten, wie er will. Er lebt also in den Tag hin, macht Alles mit, entfernt von sich alle anstrengenden Geschäfte, zerstreuet sich blos und gefällt sich in seinen immerwährenden Lustbarkeiten gar herrlich. Sagt, wessen äußerliches Wohl scheint blühender zu sein, als das seinige? Wie es aber dem zu Arbeitsamen geht, der vor Arbeiten nicht zu sich kommt und daher auch seine Kräfte nicht berechnet, ob sie es auf die Länge aushalten, so gehts auch ihm; er kommt vor Zerstreungen nicht zu sich und vergißt darüber auch das Rechnen. Die Rechnung mus sich also selbst machen und macht sich auch wirklich. Eine Quelle nach der andern, aus der er schöpfte, versiegt; bald sind nur noch einige quillend. Diese geben nicht mehr hinreichend, seine Verschwendung auf gleiche Art fortzusetzen; nun erblickt er seine zerrüttete Vermögenslage und soll sich einschränken. Ein gewohnter Verschwender sich einschränken? wie schwer wird das halten! Er hat ia noch Etwas, und bedarf ietzt der Zerstreung weit mehr, als vorher, um sich der unangenehmen Gedanken an seinen Zustand zu entschlagen und sich zu betäuben. Wie ein Verzweifelter setzt er also noch einmahl an und bringt auch den letzten Ueberrest seiner Habe durch. Dis war noch eine kleine kurze Zeit von Wohlleben, die er sich machte; nun

geht der Jammer für ihn an. Nicht nur Bequemlichkeit mus er sich versagen; auch an der Nothdurft fehlt's ihm. Allgemein verachtet, wohl gar verspottet, findet er nirgends Mitleid. Nur hie und da ein Mann von allgemeiner Menschenliebe reicht ihm eine Zeitlang so viel, daß er nicht umkomme. Endlich hört auch bis auf, und er mus von öffentlichen Almosen leben. So straft sich der Verschwender selbst.

Betrachtet den Wollüstigen! Gibt es denn gar keine Arten der Befriedigung seiner thierischen Leidenschaft weiter, als die, auf welche die bürgerlichen Gesetze Strafen bestimmen? Hat er nicht auch Mittel und Wege genug, selbst diese zu begehen, ohne in die darauf gesetzte Strafe zu fallen, sobald er nur verschmizt genug ist? Kann er nicht sogar unter Schutz und Schirm öffentlicher Staats- und Kirchenerlaubnis der ärgste Wollüstling sein? Wo wird oft thierischer gelebt, als unter Eheleuten selbst? Wer thut sich nun aber wohl in seinen Augen mehr wohl, als ein auf solche übergrobsinnliche Art lebender Mensch? Wer glaubet seiner sinnlichen Natur gemässer zu leben, als er? Seid aber unbesorgt für die Tugend, welcher die Ehre gebührt, daß sie auch allein mit unserer sinnlichen Natur in wahrer Harmonie stehe und auch unser äußerliches Wohl allein sichere; der Herr ist Rächer über das Alles. Der Wollüstling ist ein noch ärgerer Verschwender, als der eigentlichsogenannte Verschwender; er verschwendet seine Körperkraft, auf der die Länge seines Daseins, seines gesunden, heitern und vernünftigen Daseins beruhet.

Wenn

Wenn nicht zufällige Umstände hinzu kommen, so merkt er dis nicht gleich, und so achtet er auch nicht darauf — er, der Verblendete! Sonst würde sich ihm seine eintretende Schwäche dadurch ankündigen, daß er gegen die feineren Sinnesfreuden stumpf, und, wie gewisse Thiere, wetterlaunig wird. Er schiebt aber seine Empfindlichkeit gegen die abwechselnde Witterung auf seine zarteren Nerven, und mag auch die sanfstreichenden Freuden nicht einmahl, weil sie ihm nicht genug thun. Daß er dabei vergeslich und zu anhaltendem Nachdenken unfähig wird, achtet er ebensowenig. Ueber das Erstere lacht er sogar; das letztere aber ist so nicht seine Sache. Er merkt seine Schwäche nur dann erst, wenn er schwach zur Befriedigung seiner Leidenschaft selbst wird. Da weis er sich aber zu helfen. Er wählt nahrhaftere Speisen, geistigeres Getränk. Jene Merkmale seiner Schwäche erscheinen wieder und ersteigen einen höheren Grad; er urtheilt aber so über sie, wie vorher. Es kümmert ihn blos, daß nun auch jene gewählteren Nahrungsmittel derienigen Schwachheit, welche ihm die einzige lästige ist, nicht mehr aufhelfen wollen. So nimmt er seine Zuflucht zu erkünstelten Stärkungsmitteln. Diese wirken eine Zeitlang, endlich aber versagen auch sie ihren Dienst. Nun ist Feierabend — Feierabend für seine Thierheit und für ihn. Er, der Mann in seinen besten Jahren, schleicht umher, wie ein Greis — kraftlos, zusammengesunken, keuchend. Einem Schatten ist er gleich, dem die nächste Wolke, welche die Sonne zu bedecken droht, das Garaus machen wird;

einer Leiche ist er gleich, die aus dem Grabe hervorgezogen und wieder gangbar gemacht würde. Sein Verstand ist der Verstand eines Kindes. Würde er ja noch alt, so würde er zu seiner höchsten Strafe alt. Blind vor der Zeit und bis ans Ende — durch Sicht zerrissen und verdreht auf mehrere Jahrzehende noch — wird er nur da sitzen, oder da liegen, um Jüngeren, die solche Thiermenschen sind, wie er, zur sanfteren Warnung zu dienen. Wie? zur sanfteren? Ach ja, ach ja, in Charitätshäusern und in Tollhäusern wird die Warnung barscher und schmetternder gegeben. Da liegen die verpesteten Wollüstige und faulen lebendig — da toben sie an Ketten, wie anfallende Hauschiere — da dunsten und rasseln sie Jedem, der sie sieht, die Wahrheit entgegen: die Wollust straft sich selbst.

Betrachtet den Trunkenbold! Wenn er nicht im trunkenen Muthe noch andere Ausschweifungen begeht, wer straft ihn? Und, wenn er sie begeht, so weis ihm sein Sachwalter sogar damit durchzuhelfen, daß er betrunken, und also nicht bei sich, gewesen sei, und auch die Richter achten darauf. O wie wohl ist ihm, wenn er sich berauscht! Wie lacht er über die Mäßigkeit und über die ganze Welt! Tags darauf ist ihm freilich schon anders. Da thut ihm der Kopf weh, da leidet er am Schwindel, da zittern ihm die Hände, da ist er träge und ungeschickt. Doch — dafür weis er ein Mittel; er berauscht sich von neuem, und so ist er wieder der gestrige Allglückliche. Diese Abwechslung geht nun so lange fort, als

es die Beschaffenheit seines Körpers zulasset. Unter-
dessen ist er entweder ohne Vernunft und dünkt sich ge-
sund, oder er ist krank und hat nur halbe Vernunft.
Er trinkt, oder schläft. Zu aller Thätigkeit unge-
schickt, ist er eine Art von Thierpflanze, hat keinen
Freund mehr, der ein Rechtschaffener wäre, und wird
Kinderspott. Wohl ihm noch, wenn er ein frühes
Grab findet! Dann stirbt er, wenns schnell geht,
am Blutsturz, oder am Entzündungsfieber, oder an
Hirnwuth. Gehts langsamer, so ist Wassersucht, bei
der er oberwärts zum Gerippe wird, sein letztes Theil.
Gehört er aber zu den wenigen Trunkenbolden, die alt
werden, hilf Gott, Welch einen Anblick gewährt er
dann! Ewiger Taumel ist nun sein Dasein; man
gibt ihm zu trinken, und er verschluckts, wie Sand
das Wasser; ohne alles menschliche Bewußtsein stiert er
Jeden an, als wenn er sagen wollte — habe ich mich
nicht selbst mehr gestraft, als mich der unbarmherzig-
ste Richter strafen könnte?

Bis jetzt hatten wir Beispiele von Sündern, die
gegen sich selbst sündigen, und dadurch ohne obrigkeit-
lichen Zutritt ihr äußerliches Wohl zerstören; lasset uns
nun auch Beispiele von Sündern nehmen, die gegen
Anderer sündigen, und dadurch ebenso sich selbst strafen.

Betrachtet den Unversöhnlichen! Gibt
es auch wohl ein Zwangsrecht zur Versöhnlichkeit?
Und, wenn die Obrigkeit es auch zu haben meinte, kann
sie es mit Erfolg ausüben? Nur über die Handlun-
gen der Bürger hat sie Gewalt, nicht aber über ihre
Herzen. Man sieht dis ja täglich bei jenem gerichtli-

chen Handgebenmüssen unter streitenden Parthelen; wie sehen dabei die Handgeber auch nur aus? Auf Unversöhnlichkeit an sich kann daher auch keine rechtliche Strafe erfolgen, sondern nur auf grobe Ausbrüche derselben, die hernach auch wieder bloß als besondere Verbrechen an sich gestraft werden. Wie viel tausend Mittel hat aber ein Unversöhnlicher in der Gewalt, seinen Feind zu betrüben, zu verfolgen und zu ängstigen; ja, ihn sogar langsam zu tödten, ohne sich eines solchen Verbrechens, worauf Strafe steht, schuldig zu machen! Wer nun ganz in Rache lebt und webt, welchen Zuwachs von äußerlichem Wohl glaubt er dadurch zu haben, so oft er durch irgend eine Befriedigung derselben über seinen Feind sich emporzuschwingen und ihm sein Uebergewicht fühlbar zu machen vermag! Kann er ihn vollends ganz entkräften, oder gar aus dem Wege räumen, so dünkt er sich nicht nur dadurch in Sicherheit vor ihm, sondern auch vor Andern, die dadurch in Furcht und Schrecken gesetzt werden und ihn nun thun lassen würden, was er will, und wenn es das Abscheulichste wäre. Dieser Triumph des Unversöhnlichen ist aber nicht von Bestand. Hat sein Feind Kraft und List zugleich, so geht er ihm zur Zeit des Anfalls aus dem Wege und überfällt ihn hernach aus seinem Hinterhalte. Unversöhnlichkeit erbittert äußerst und macht oft Feinde furchtbar, die man für sehr unbedeutend hielt. Wie mancher Unversöhnliche erfuhr dis schon und ward von seinem Feinde in die Grube geworfen, die er diesem grub! Gelingt es aber dem Rachsüchtigen, sein Opfer zu erwürgen, ohne da-

für

für ausdrücklich wieder bluten zu müssen: so bekommt er statt eines geopferten Feindes zehn Andere, die ihn vielleicht zerfleischen werden. Ein unzuversöhnendes Gemüth empört Alles gegen sich. Je mehr ein solcher Mensch das Billigkeitsgefühl verleugnet, desto mehr erweckt er das Gerechtigkeitsgefühl in denen wider sich, die Zuschauer seiner Grausamkeit sind. Oft machen Viele auf der Stelle gleich gemeinschaftliche Sache gegen ihn, und dann hat er verspielt; er wird das schnellere Opfer Vieler, wie sein Feind das Opfer eines Einzigen, sein Opfer, langsam ward. Ist dis aber auch nicht, so wird ihm doch nie vergeben, und man bezeigt bei jeder Gelegenheit Unversöhnlichkeit gegen den Unversöhnlichen. Er thue eine Bitte — man schlägt sie ihm ab; er lasse auch nur ein Vorhaben merken — man arbeitet ihm entgegen; er begehe vollends einen Fehler — und man fällt von allen Seiten über ihn her. So straft sich der Unversöhnliche selbst.

Betrachtet den Unbarmherzigen! Nur unter ganz besondern Umständen kann er zur öffentlichen Strafe gezogen werden. Ueber die mehresten Mitleidsversagungen ist er nicht einmahl der Obrigkeit verantwortlich, ja, er kann unedel handeln, ohne daß man ihm iuristisch zu beweisen vermag, daß er unrecht handle. So verkauft z. E. ein begüterter Landmann in theuren Zeiten seine Getraidevorräthe an Alle und Jede um den Marktpreis; warum, heisset, soll er den guten Preis nicht mitnehmen? Allerdings handelt er unedel, daß er in Ansehung der Armen keine Ausnahme dabei macht; unrecht aber thäte er dann nur,

wenn er von irgend einem Kaufstügenden Mehr forderte, als der Marktpreis ist. So klagt ein Kapitalist seinen armen Schuldner aus und läßt sich durch Verkauf des gesamten Eigenthums desselben bei Heller und Pfennig zu dem Seinigen verhelfen. Uedel handelt er freilich; wie könnte man aber sagen, daß er unrecht handelte? Wird ihm bei seiner Unbarmherzigkeit nicht sogar obrigkeitlicher Beistand geleistet? mus er ihm nach den Gesetzen nicht geleistet werden? Bei allen solchen harten Denkart und Mitleidsversagungen scheinen sich nun ebensals diejenigen, welche sie hegen und ausüben, gar wohl zu befinden. Sie gewinnen entweder noch auf der Stelle dabei, wie in den angeführten Beispielen der Fall war; oder sie haben doch keinen Verlust auf der Stelle, in den sie Mitleid, Freigebigkeit und Erbarmung allerdings versehen würden. Wenigstens wird ihre Bequemlichkeit nicht gestört, wenn sie mit keiner Beistandsleistung sich zu thun machen. Aber — Geduld! über die Unbarmherzigen wird ein unbarmherziges Gericht ergehen. Ihre Verlassenen seufzen über sie, ihre Gedrückten schreien über sie. Ihr hässlicher Charakter wird öffentlich bekant. Der allgemeine Fluch macht sich gegen sie auf. Sie sind gleichgültig dabei, wie Leute, die keines Segens bedürfen; aber — wie lange? Alle Edlen wenden ihnen bald den Rücken zu, oder entfernen sich ganz von ihnen. Ebenso betrügt und bestiehlt sie auch bald ein Mitbürger von leichtem Gewissen nach dem andern, weil man es für Gerechtigkeitspflege hält, Geizhalsen und Plackern das mit List und Gewalt abzuneh-

zunehmen, was sie nicht aus Menschlichkeit hergeben wollen, oder gar aus Unmenschlichkeit an sich brachten. Diese Gerechtigkeitspflege wird oft barbarisch ausgeübt. Man glaubt sich gegen Verlasser und Drucker nicht genug erlauben zu können; und so musste mancher verschrieene Wucherer schon sich nackend aus seinem angezündeten Vorraths- und Pfänderhause retten, und mancher reiche Filz, den Knebel im Halse, erblischen. Und — geschähe auch dis alles nicht, so wartet die Welt nur der Stunden, wo der Unbehülffliche selbst menschlicher Hülfe, und der Unbarmherzige selbst der Barmherzigkeit, bedürfen wird. Diese Stunden kommen — sie kommen. Dann winsle er, dann schreie er; er winselt umsonst, er schreiet umsonst. Ist's der? fragt man, wenn man ihn Hülfe, Hülfe, ächzen oder rufen hört, und geht ihm ungerührt vorüber. Bist du's? spricht man, wenn man ia ihm sich nähert, und schlägt die Arme in einander, und bleibt blos stehen, um zu sehen, wie's ihm thue, wenn er sich verlassen erblickt. „Ich fühle ia nun, wie es thut, krächzt er, ich will euch ia auch gern bezahlen, helfet mir doch nur!“ Nein, antwortet man ihm, du must überzeugt werden, daß Silber und Gold an sich Nichts sind, weil sie in Nothfällen, wo Alles auf Hände ankommt, keine eigene Hand haben; alle Hände aber, die es gibt, hast du durch deine Unbehülfflichkeit und Unbarmherzigkeit für dich gelähmt. „Soll ich denn umkommen? krächzt er noch einmahl, ich bin ia doch ein Mensch.“ Das warst du nie, erwiedert man ihm, ein Faulthier, ein Raub-

vogel, ein Blutigel warst du; darum komm' um.
So straft sich der Unbarmherzige selbst.

Betrachtet den Betrüger! Freilich straft die Obrigkeit den Betrug; wenn er entdeckt wird; aber wie oft kann sie ihn entdecken? Kann sie auch wohl von drei wirklichen Diebstählen durch die Bank einen entdecken? Dummköpfe gehen selten auf Betrug aus, und diese machen dann freilich ihr Entdecktwerden leicht; nein, die Betrüger sind grösstentheils die verschlagensten Köpfe, und so wissen sie ihren Betrug so einzurichten, daß sie ihn sogar, wenns zur Sprache kommt, mit rechthelichen Gründen vertheidigen können. Auch fehlt es nicht an Sachwaltern, welche ihnen dabei willige Dienste leisten. Wie lacht aber der Betrüger, wenn ihm sein Betrug gelungen ist, und er, ihn in der Hand haltend, frei und frank da stehen darf! Er lacht über den Betrogenen, daß dieser so einfältig war, sich von ihm anführen und überwiegen zu lassen; er lacht über die Obrigkeit, daß auch sie sein Uebergewicht anerkennen und ihn schalten und walten lassen mus; er lacht über den Gewinn, welchen ihm sein Betrug verschafft hat, läßt ihn sich schmecken und vermehrt dadurch sein äuserliches Wohl. Es giebt aber Lachen, das mit der Zeit theuer zu stehen kommt; und — so gehts dem Betrüger. Hier ist nicht die Rede davon, daß zufällige Umstände oft nach Jahren noch entdecken, was alle richterliche Durchsicht und Gewandtheit im Un.ersuchen und Fragen nicht entdecken konnte — als welches vielleicht ein von
uns

uns noch zu wenig beobachteter Theil der göttlichen Regierung ist; auch ist nicht die Rede davon, daß Betrüger, denen ihr Handwerk gleich anfangs gelingt, fecker, wagender, und bei aller ihrer Verschlagenheit unvorsichtiger werden, daß unter den vielen Wagen endlich einer fehlschlägt, daß sie ertappt werden, daß ihnen das Handwerk gelegt wird, daß ein entdeckter neuerer Betrug dann wohl alle ältere entdecken hilft, und daß die obrigkeitliche Strafe dann für alle zusammen auf einmahl erfolgt; sondern — die Betrogenen können den Betrug nicht verschmerzen, und wenn der Betrüger sie auch mit Iniurienprocessen bedrohet. Sie haben Vertraute, denen sie ihn zuflüstern; diese haben wieder Vertraute, welchen sie ihn zuflüstern; und so wird der Betrug durch blosses Geflüster stad- und landkundig. Wird vollends der Betrüger in gerichtliche Untersuchung gezogen, so wird dis auf der Stelle öffentlich bekannt; und, wenn er dann auch durch alle Untersuchung sich durchzuwinden wüßte, ja, wenn er sogar aus der Gerichtsstube mit einem sogenannten ehrlichen Schein zurückkäme — er hat das Gerede weg, und es bleibt auf ihm etwas sitzen. Hierdurch werden Alle, die mit ihm zu thun haben, oder zu thun bekommen sollen, kopfscheu; er ist einmahl in Verdacht, und Jeder zieht sich von ihm zurück. Dis nennt man Kreditlosigkeit, die für den Betrüger eine zehnfach härtere Strafe ist, als wenn er blos die Summe, oder den Werth, um die er betrogen, ersetzen müßte. Dabei mus er auch immer gewärtig sein, daß seine gespielten Betrügereien noch an den

Tag

Zag kommen können. Dis macht ihn unsicher; das Gefühl der Unsicherheit macht ihn unruhig; die Unruhe stört ihn in den Genüssen alles dessen, was er zusammen getrogen, gestohlen und geraubt hat — was hat er nun davon, und wenn er der reichste Mann wäre? Immer unstät und flüchtig, reißt er nur dann und wann einen Genus an sich, sieht dabei immer rechts und links, hält den Kopf bald gerade, bald dreht er ihn auf den Rücken, und hat gar keine Freude, noch weniger deutliches Bewusstsein, davon, daß er genieße. Läßt er den Gewinn seines Betrugs todt im Kasten liegen, so fürchtet er, der Dieb bei Tage, die nächtlichen Räuber am meisten und verdammt sich selbst zu schlaflosen Nächten. Thut er ihn aus, so kann er es nicht anders, als im Stillen; man würde ihn sonst fragen — woher hast du so viel Geld? War er vollends ie als Betrüger in gerichtlicher Untersuchung, so darfs ihm am wenigsten einfallen, auf gerichtlichen Konsens auszuleihen. Er leihet also ohne hinlängliche Sicherheit aus, und so wird er, der Betrüger, von einem Vorgeser nach dem andern betrogen. Er darf nicht einmal klagen darüber, und drohet er damit, so drohen sie ihm zurück, daß sie das erhaltene Darleihen selbst denunciiren wollen. Hat er Kinder, so sehen diese bald durch, daß ihm der Erwerb nicht sauer werde; sie bringen sein Geld also auf ebenso schlechte Art wieder unter die Leute, wie er es von den Leuten an sich bringt. Setzt er sie darüber zur Rede, so stimmen sie von Verrath an. Er mus also schweigen und sich von seinen eignen Kindern betrügen

trügen lassen, wie er Fremde betrügt. Daß sein Raub nicht an den dritten Erben komme, sieht er nun nicht nur offenbar, sondern er mus sogar fürchten, daß, wenn er in einem Zustand gerathen sollte, worin er nicht mehr Selbstverwalter seiner Habe sein könnte, die nächsten Erben Alles vor seinen Augen noch durchbringen und — ihn dabei Noth leiden lassen. Eine schreckliche, aber keinesweges übertriebene Furcht! Schon bekam mancher Schelm von seinen eignen Kindern auf seinem letzten Krankensbette die Knochen vorgelegt, von denen sie erst das Fleisch abgegessen hatten; schon mußte mancher Schelm in seiner Todesangst vergeblich um so viel Wasser bitten, als Lazarus am Neusefsten seines Fingers halten könnte, während daß seine weitläufigsten Erben rund um ihn her sich bezechten und zur schuldigen Danklagung auf seinen Tod tranken. So straft sich der Betrüger selbst. — —

Da die mehresten Menschen sich zur Ausübung des Bösen noch immer durch den Gedanken verleiten lassen, daß sie dadurch ihr äußerliches Wohl beförderten: so mußte dieser Theil unsrer Betrachtung sich ausdehnen, und es mußte durch Aufführung vieler Beispiele dargethan werden, daß gerade das Gegentheil der Fall sei. — Nun laffet uns zum zweiten Theile fortgehen!

Die sittliche Natur des Menschen ist die höhere. Durch sie sind wir zur Tugend bestimmt, und aus ihr entspringt unser inneres Wohl, welches in dem

dem von allen Seligkeiten des Himmels umgebenen Bewußtsein besteht, daß wir tugendhaft sind. Alles Böse, was der Mensch thut, ist schnurgerade wider seine sittliche Natur und zerstört unmittelbar sein inneres Wohl. Der Sünder bringt sich von seiner Bestimmung zur Vollkommenheit immer weiter zurück, und das Bewußtsein hiervon wird ihm zur Hölle in seinem eigenen Busen. Gesezt also auch, daß Laster und Bosheiten wirklich äußerlich beglückten, welches aber doch, wie wir gesehen haben, nicht der Fall ist; so wäre doch der Herr Richter über das alles, und ieder Sünder strafe sich doch auf das fürchterlichste selbst.

Man pflegt hier einzuwenden — „das stellet ihr guten Menschen euch nur so vor; der Sünder findet es gar nicht so. Was kümmert ihn seine sittliche Natur? Er hält sich an die sinnliche, befridigt seine Leidenschaften und fühle sich dabei so selig, wie ihr euch nur fühlen könnet. Redet nur nicht einmahl mit ihm von der grossen Selbststrafe, die er durch Zerrüttung seiner eigentlichen Menschenbestimmung und seines eigentlichen inneren Wohl ausübe — er versteht euch gar nicht; er lacht über euch, wie über überspannte Schwärmer, wie über Männer aus dem Monde, und taumelt seinen fleischlichen Gang fort.“

Wie? sollte dis wirklich so sein — ganz so sein? So spräche man ia in der That dem Sünder die Verneunft ab, welches doch ein offeneres Irthum wäre, weil sie aus der Betrelbung seiner bürgerlichen Geschäfte

te deutlich genug hervorblickt. Hat er aber Vernunft, so mus es ihm bei derselben auch gehen, wie uns. Uns rathet die Vernunft bei unsern Handlungen von sittlichem Belang erst, wie wir thun sollen, und dann fragt sie uns, ob wir auch so thun wollen, oder gethan haben. So lange sie blos rathet, wie man thun solle, nennt man sie gemeinhin Vernunft; wenn sie aber fragt, ob man auch so thun wolle, oder gethan habe, heisst sie Gewissen. Es ist immer dieselbe Vernunft; sie erweist nur ihre Kraft auf verschiedene Weise. Gott aber, der sie uns, als sittlichen Wesen, zur Rathgeberin gab, gab sie uns auch zur Richterin. Jedes vernünftige Wesen mus als ein solches auch ein dem Gewissen unterworfenenes Wesen sein, und so ist auch der Sünder dem Gewissen unterworfen und wird von selbigem gerichtet. Es sei, wer es sei, wer Böses mit dem Bewusstsein thut, daß er Böses thue, mus sich selbst sagen, daß er dadurch gegen seine höhere Bestimmung handle, mus sich hierüber Vorwürfe machen, mus sich vor sich selbst schämen und mus wünschen, daß er besser wäre. Seine Ruhe ist weg, und er fühlt sich elend, weil er sich schlecht fühlt, und wrenns auch nur auf Minuten wäre. Man höre nur die abscheulichsten Verbrecher, wenn sie zu offenerzigem Geständnis kommen, wie sie mit sich selbst zu kämpfen gehabt, ehe sie ihr Verbrechen ausübten, und wie ihnen hernach zu Muthe gewesen sei, als sie es ausgeübt hatten. Ihre Aussagen sind alle dafür, daß das Gewissen nicht auszurotten sei, es wäre dann,
daß

daß die Vernunft verlohren ginge. Und so urtheilen wir auch gewis zu geringschätzig über die Gewissensqualen überhaupt; welche alle Sünder ohne Unterschied empfinden; gewis haben sie dergleichen Mehr, als wir glauben. Woher denn sonst ihre äußerliche Unruhe? Ist diese nicht Abdruck der inneren? Woher ihre Suche, sich unaufhörlich zu zerstreuen? Sollte diese allein uns nicht gleich davon überzeugen? Ist sie nicht ein Beweis, daß sie mit lästigen und peinlichen Vorstellungen zu kämpfen haben, und daß sie deshalb eilen, sich von selbigen durch Leitung ihrer Aufmerksamkeit ausser sich und auf andere Gegenstände loszuwinden? O wie kläglich ist ein Mensch daran, der sein Selbstbewusstsein und den Gedanken an seine Handlungen zu verdrängen suchen mus, um nur irgend einige Ruhe wiederzufinden! Wehe, wehe der Sünde, die in eine so schändliche Lage versetzt!

Leider gelingt es dem Sünder oft, durch seine Zerstreungen sich gegen den inneren Richter zu betäuben. Er ist dann einem Menschen gleich, der sein Herz zu Hause lästet und auf den Fittigen des Windes zur Welt eilt. Da geschiehts dann eben, daß man ihn falsch beurtheilt und glaubt, daß er dem Gewissen nicht unterworfen sei, wenn man ihn in seinen Gesellschaften so heiter und froh erblickt. In seiner Einsamkeit sollte man ihn auffuchen, und da, da sollte man in sein Herz sehen können. Was hilfts ihm, daß er das Herz zu Hause lies; zu Hause findet er es wieder. So gehen die Selbstvorwürfe wieder an. In seiner

Zer.

Zerstreuung hat er neue Sünden begangen; so kommen noch neue Vorwürfe dazu, und seine Unruhe wird immer grösser. Was kann er anders thun, um ihrer wieder los zu werden, als sich von neuem, und noch heftiger, zerstreuen? Da sündigt er dann auch wieder von neuem, und noch schwerer, und bereitet sich dadurch noch immer ärgere Selbstmarter.

Mit der Zeit aber wird das unselige Zerstreungs- und Fluchtmittel vor dem inneren Richter abgenutzt; am Ende verliert es gar alle seine Brauchbarkeit. Das Gewissen hat, wie der Tod, seine Stunde. Mit unwiderstehlicher Gewalt fordert es dann den ungehorsamen und entlaufenden Untergebenen vor seinen Richterstuhl; der Sünder mus sich stellen, wird festgehalten und empfängt sein Verdammungsurtheil. Welche Feder beschreibt nun sein Elend? welcher Mund spricht es aus? Empfand er sonst nur vorübergehende Seelenqual, so empfindet er sie nun unaufhörlich. Die Seelenqual steigt, steigt immer höher und ersteigt eine fürchterliche Höhe. Er selbst, der Sünder, erklärt sich nun für einen der unwürdigsten Menschen, und erblickt sich in seiner ganzen Schändlichkeit. Aeusserliches Elend kommt dazu, und auch hiervon erblickt er sich als den unsinnigen Urheber, der sein eigen Fleisch hasste. Die schrecklichsten Vorwürfe, die er durch

nichts mehr zu stillen weis, zerreißen ihm das Herz. Scham vor sich selbst schlägt ihn zu Boden. Reue soll ihn wiederaufrichten; aber sie ist zu spät und unnütz. So stürzt Verzweiflung über ihn her, und er verflucht sich selbst. Wäre nur kein Gott — wäre nur weiter kein Dasein für mich — seufzt er wild; aber umsonst. Der Glaube an Gott und Ewigkeit zwingt sich nun seinem Herzen auf, und überschüttet ihn mit Entsetzen. Als Gegenstand des göttlichen Misfallens in seinen eignen Augen, zitiert er bei jedem Gedanken an Gott, und schaudert vor ienen ewigen Zukünften, um deren Heil er sich gebracht, und in deren Schosse er als ein so im höchsten Grade unsittlicher Mensch nichts, als noch höhere Seelenqual, für sich erwarten darf. Verzweiflung, unzustillende Verzweiflung wird seine letzte Seelenstimmung, und unter Verwünschung seiner Geburtsstunde schlägt ihm die Todesstunde. — — So strast sich der Sünder fürchterlich selbst, indem er seine sittliche Natur, und dadurch sein ganzes inneres Wohl, zerstört.

Lasst uns das Böse meiden! Die Sünde ist der Leute Verderben. Und — wenn auch keine Obrigkeit straste — der Herr ist Rächer über das alles. Tief, tief dringe dieses Wort des Lebens und des Todes in uns ein und werde uns

zu einem Worte des ewigen Lebens! Besonders sei es uns wichtig von Seiten unsrer sittlichen Natur! Nicht wollen wir, wenn wir handeln, fragen — siehts auch Jemand? erfährt Jemand? — sondern — ist's auch vernunftmässig? ist's recht? billigt's das Gewissen? Ach dann, dann werden wir nimmermehr Uebles thun.

Meine Br., wir sind göttlichen Geschlechts; wir sind von Gott zur Heiligkeit, und durch sie zur Seligkeit, berufen. Lasse uns unsern grossen Beruf immer vor Augen haben! Die rathgebende Vernunft leite uns bei allem unsern Thun, und die richtende Vernunft bessere uns auf der Stelle, wenn wir unrecht thun wollen, oder aus Uebereilung gar schon gethan hätten! Und, wenn wir auch nur zweifelhaft darüber wären, ob etwas recht, oder unrecht sei, so wollen wir es nicht ausüben; ja, wenn noch während der Ausübung uns so ein Zweifel aufstösse, so wollen wir noch davon ab- und es unvollendet lassen. So bilden wir unsere Sittlichkeit immer höher aus, und so befestigen wir unsere Zufriedenheit, ohne die ein vernünftiges Wesen nie ein freudiges Dasein führen kann. Wie herzerhebend wird uns dann der Gedanke an Gott sein, dessen Wohlgefallen an uns so gewis entschieden ist! Wie werden wir jene Welt gleichsam schon an

uns herziehen wollen, da wir von ihr die Vollendung unserer Sittlichkeit, und also auch die Vollendung unserer Seligkeit, mit Recht erwarten! Und — ienseits dann, ach, ienseits dann selbst, wenn wir den grossen Uebergang unserer irdischen Natur zur himlischen gefeiert und die Verklärung erhalten haben, in welcher Glorie und Herrlichkeit werden wir schweben!

XV.

Ueber Unanständigkeit in Reden.

Am Sonnt. Ostl.

Ueber Ephes. 5. B. 4.

Lasset nicht von euch gesagt werden schandbare Worte
und Narrensheidunge, oder Scherz, welche euch
nicht ziemen.

LEHRBUCH DER MATHEMATIK

VON DR. G. LEIBNIZ

LEIPZIG, 1702

Das Buch enthält die Grundlagen der
Arithmetik, Algebra, Geometrie,
Trigonometrie und Astronomie.
In drei Theilen.

Meine Brüder. Der natürlichste und vernünftigste Zweck unserer freundschaftlichen Zusammenkünfte ist doch wohl der, daß wir uns durch Gespräche unterhalten wollen. Im bürgerlichen Geschäftsleben handeln wir mit einander — im blossen Gesellschaftsleben laßt uns wenigstens mit einander reden; so, sollte man denken, müste es sein. Es brauchen ja nicht immer ernsthafte und belehrende Gespräche zu sein; es können auch erheiternde und vergnügte Statt finden.

An die Stelle dieses allernatürlichsten und allervernünftigsten Zwecks freundschaftlicher Zusammenkünfte ist in unsern Tagen das Spiel getreten. „Das Volk setzte sich, zu essen und zu trinken, und stand auf, zu spielen“ — man lese dafür — das Volk, so, wie es zusammenkommt, setzt sich, zu spielen, steht hernach ein wenig auf, um hastig zu essen und zu trinken, und setzt sich, den letzten Bissen noch im Munde, wieder, zu spielen — so hat man eine Schilderung nach dem Leben von dem grössesten Theile unserer heutigen Gesellschaften. Wie unmännlich diese Art von Unterhaltung sei, wie sehr sie der Sittlichkeit schade und allen eigentlichen Nutzen der Gesellschaften zerstöre, ist tausendmahl vergeblich gesagt worden, und wird allem Anscheine nach noch tausendmahl vergeblich gesagt werden. Genug, der Spielgeist ist nun einmahl, wie der Tod, beinahe zu allen Menschen hindurch-

gedrungen. Das auffallendste dabei ist, daß man das Spiel damit vertheidigt, ja, darum sogar für nothwendig hält, weil iener eigentliche Zweck der Zusammenkünfte, Unterhaltung durch lehrreiches und angenehmes Gespräch, so selten zu erreichen sei. „Die Leute wissen nichts zu reden — heißt; sollen wir einander bloß ansehen, oder gar angähnen?“ Traurig genug, wenn es so ist! So sollten die Leute lieber noch etwas lernen, um reden und mitreden zu können; und, warum hält man sich denn zu solchen Leuten, die nichts zu reden wissen? vermuthlich doch nur, um mit ihnen zu spielen? ja, wenn du selbst zu reden weißest, so sprich ihnen doch vor, daß sie zuhören. „Käme es ja zu langem und vielem Reden, heißt wohl ferner, so lauft man Gefahr, viel Unanständiges zu hören. Der Eine kann kaum eine Stunde lang in Gesellschaft sein, so läßt er seine unreine Seele schon hervortönen und zötelt; der Andere fühlt sich berufen, die Gesellschaft aufzuheitern, wird zum lustigmacher und reißt Poffen; noch ein Anderer scherzt ungeziemend.“ Auch traurig genug, wenn es so ist! Hilft das Spiel wohl aber diesen Uebeln ab? Befördert es nicht vielmehr seiner Natur nach den Leichtsinn noch, der die Quelle aller ungeziemenden Scherze, Poffen und Zoten ist? Solche unanständige Reden bestehen auch oft nur in abgebrochenen Worten; hierzu, und gerade zu nicht Mehr, läßt das Spiel Zeit, und so stößt sie der, dessen Herz einmahl davon voll ist, recht mit Affekt heraus. Es ist also ebenso, als wenn man das Spiel zu einem Verhinderungsmittel des Fluchens und Zankens in Ge-

sels

fellschaften vorschlagen wollte, da bekanntermassen nicht mehr gefucht und gezankt wird, als an Spieltischen. Weg mit aller Vertheidigung des Spielgeistes! Er ist nicht zu vertheidigen.

Indessen werde uns doch die Sache mit den Zoten, Poffen und Asterscherzen in Gesellschaften wichtig! Das Spiel wird freilich diese Unanständigkeiten nicht vertreiben; aber es wäre doch gut, wenn sie vertrieben werden könnten. Halte Niemand von uns diesen Gegenstand für unwichtig; so, daß er sich etwa darauf berufe, daß er in solche Gesellschaften nicht gehe, wo dergleichen zu hören wären. Ach, ach, wie fallen oft unsere Vornehmsten und Eingebildetesten so durch, daß man sich in ihrem Nahmen die Hand vor die Augen halten möchte! Unsere wichtigsten Köpfe bringen oft ihren Scherz sehr unrecht, wohl gar platt, an; Männer in den ehrwürdigsten Aemtern spielen oft an Freudentagen den Narrentheidinger; Greise, die nicht mehr schandbare Werke treiben können, suchen sich oft durch schandbare Worte schadlos zu halten. Wenn diesen gesellschaftlichen Unsittlichkeiten nicht durch Vorstellungen abgeholfen werden kann, so wird ihnen nimmermehr abgeholfen werden. Lasset uns also jetzt über die hierzu behufsigen Vorstellungen nachdenken! —

Lasset nicht von euch gesagt werden, daß ihr in Gesellschaften schandbare Worte führet! Zoten nennen wir dergleichen, und ieder weiß, was darunter zu verstehen sei. Hier ist blos zu bemerken, daß es ganze und halbe Zoten gebe. Die letzteren bestehen in Zweideutigkeiten, in Ausdrücken und Redensarten, die

einen doppelten Sinn haben, doch so, daß der schlüpfrige und unreine sich gleich aufdringt. Bilde sich ia keiner darauf etwas ein, wenn er eine Art von Stärke darin besitzt; er ist blos ein gebildeter Zöller. O, o, daß doch manche unserer vornehmen Herren dis recht beherzigen möchten, die sich fast halb todt darüber lachen wollen, wenn sie eine Gesellschaft schamroth gemacht haben, dabei allein bleich bleiben und noch unverschämt nach der Ursache der Röthe der Uebrigen fragen!

Wer Zoten spricht, es mögen sein ganze, oder halbe, der denke an ienes Wort, das die züchtigste Seele sprach — wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Er mus sichs gefallen lassen, daß wir ihn für einen Menschen halten, der unzüchtige Werke liebt, und er ist auch gewis so ein Mensch; denn warum sollte er schlechter scheinen wollen, als er ist? Worte sind blos im Nothfalle die Stellvertreter der Handlungen. Wer Zoten spricht, der würde auf der Stelle Unzucht treiben, wenn er dazu Gelegenheit hätte. Gewöhnlicherweise führen unsere Wollüstlinge doch in Gesellschaften eine keusche und züchtige Sprache, um zu der Zahl der Keuschen und Züchtigen gerechnet zu werden; was für ein äuserstunkeuscher und unzüchtiger Mensch mus also der sein, welcher sich nichts mehr daraus macht, ob er öffentlich zu dieser Zahl gerechnet werde, oder nicht, sondern sich laut und frei für einen Unkeuschen und Unzüchtigen ankündigt! Er ist auf jeden Fall ein Unverschämter in hohem Grade; und, wer dis ist, der läßets auch bei einer Art von Aeußerungen

seiner Unverschämtheit nicht bewenden, sondern verflößt allenthalben gegen den Wohlstand. Es ist daher eine Hauptregel bei der Freundeswahl — nimm keinen zum Freunde, der ein Zötler ist.

Wer Zoten spricht, begeht dadurch die beleidigendste Grobheit gegen Alle, die dabei anwesend sind. Erklärt er sie nicht dadurch für Leute von seinem Geleichte? Ist's nicht gleichsam, als wenn er spräche — ich kenne euch schon — ihr höret so etwas gern — ihr seid Unzüchtige, wie ich — ? Ist das eine Ehrenbezeugung, welche er ihnen macht? Mus sich nicht Jeder, dessen Seele von Unflätereien rein ist, dadurch äußerst empört fühlen? Kein Wunder also, wenn ein Mann von Ansehen in der Gesellschaft auftritt und den Zötler öffentlich in die Schranken der Ehrbarkeit zurückweist, oder, wenn dis nicht fruchten will, ihm den Vorschlag thut, lieber zu seinesgleichen zu gehen. Ach, und geschähe dis doch öfter! Man siehet solchen unreinen Sprechern zu viel nach und bedenkt dabei nicht, daß man sich auch dadurch zu viel vergebet. Wie? wenn der Zötler nun zugleich ein witziger Kopf ist, und seine Unflätereien so einzukleiden weis, daß man schlechterdings über die Einkleidung lachen mus? hat es dann nicht das Ansehen, als lachte man über die Unfläterei selbst, und gäbe ihr dadurch seinen Beifall zu erkennen? Wie mus sich ieder Rechtschaffene, sobald er sich besinnt, darüber ärgern, wenn er auch nur eine lächelnde Mine dazu gemacht hat! Wenigstens musste sich der Zötler unerträglichviel an und gibt zu erkennen, daß sich die Anwesenden Alles von ihm bieten lassen müssen.

Wenn

Wenn ihr's auch nicht gern hört, spricht er gleichsam, so müßet ihr es doch hören; gegen mich müßet ihr schweigen, und an eure Gesichter dabei lehre ich mich nicht. Ist auch dis eine Art von Bezeugung der Werthschätzung der Anwesenden? Schlimm genug, wenn sie wirklich seine unzüchtigen Reden hinnehmen, und dabei weiter nichts thun, als daß sie in seinem Nahmen erröthen. Gegen den Zötler aber sollte Jeder Herz haben, wenn er auch übrigens in noch so weitem bürgerlichen Abstände von ihm wäre; denn er vertheidigt die erste gute Gesellschafts-sitte gegen ihn, und, wer diese übertritt, der sinkt in dem Augenblick zum wirklichen Pöbel herab, und wenn er vom grössesten Range wäre.

Wer Zoten spricht, wirft sich förmlich zum Lehrer der Wollust auf. Er sucht die Einbildungskraft der Anwesenden mit üppigen Bildern anzufüllen und ihnen Vergnügen daran einzuflossen; er will, daß sie dabei verweilen und sie im Stillen ausmahlen. Welch ein verruchtes Geschäft, die Wollust zu lehren! Ist nicht fast ebenso schändlich, als iene Gelegenheitsmacherei, die Wollust selbst zu befriedigen? Oft gelingt das heillose Geschäft dem Zötler; ja, es gelingt ihm wohl bei dem grösseren Theile der Gesellschaft. Mit hohem Unwillen und murrend in sich selbst darüber, sitzen dann einzelne Eble da, verwünschen den Verföhler, sehnen sich aus der Gesellschaft weg und entfernen sich bei guter Zeit. Dis war es eben aber, was der Zötler wünschte. Nun hat er volle Freiheit und schützt seinen ganzen grossen Vorrath von üppigen Erzählun-

lungen aus; nun versteckt er sich nicht mehr hinter Zweideutigkeiten, sondern zötelt geradezu und plump. Die Gemüther sind nun zu Allem hinlänglich vorbereitet; man schlurft das Gift, das er ohne alle Bersehung reicht, mit vollen Zügen ein; das lauteste Gelächter nimmt allenthalben Ueberhand und eine Gesellschaft von Thiermenschen ist nun beisammen.

Es ist schon arg, wenn der Zötler blos unter Mannspersonen seine Zoten reißt; aber noch weit ärger ist's, wenn er es in Gesellschaften thut, wo beide Geschlechter vermischt sind. Wie? besteht dis im geringsten mit der Achtung, die ein Geschlecht dem andern schuldig ist — mit iener Achtung, worauf die Tugend einzig und allein beruhet? Kann etwas schändlicher sein, als weiblichen Seelen die Schamhaftigkeit rauben zu wollen, ohne welche sie alle ihre Würde verlieren? Und — wie mus diesen, wenn sie noch rein und unverdorben sind, zu Muthe werden, wenn sie ihr Gehör dem Zötler Preis geben und sichs von ihm gefallen lassen sollen, daß er ihre Gesichter bald mit Purpurröthe, bald mit Feuerröthe, überziehe? O brave Weiber und Mädgen, fühlet euch in der Würde eures Geschlechts und eurer Tugend; behauptet eure Gerechtsame, eure höheren Ansprüche auf die Bescheidenheit des männlichen Geschlechts; verweist dem unzüchtigen Manne oder Jüngling seine schmutzigen Einfälle; machet euch weg von ihm, wenn er ganze schmutzige Erzählungen liefert, und lasset ihn zu seiner Schmach und Schande allein stehen. Hörtet ihr ihn auch nur aus, so erwecket ihr Verdächt gegen euch; und dis

kann

Kann euch doch wohl nicht gleichgültig sein? Wagt er es aber gar, euch Unflätereien allein, oder gar ins Ohr, zu sagen, so fertigt ihn als einen Verworfenen ab und verbietet ihm allen weiteren Umgang mit euch. Ihr wäret sonst schon nicht mehr rein, wenn ihr dislittet, und dieser Zötler ist ein Bösewicht, dessen Anschläge weiter gehen. Er prüft euch durch seine schmutzigen Reden erst, wer ihr seid, um zu sehen, ob er Mehr wagen dürfe. Zeiget ihm gleich anfangs und auf der Stelle, wer ihr seid, so gibt er, zurückgeschreckt, alles Weitere auf. Hätte manches unglückliche Mädchen so gehandelt, nie hätte es hernach sein ganzes Leben verseufzen müssen.

Noch schändlicher thut der Zötler, wenn er auch nicht einmahl auf Kinder Rücksicht nimmt, wenn dergleichen unter seinen Zuhörern sind. Kann etwas vor Gott und Menschen Abscheulicheres sein, als wenn man in noch ganz unschuldigen Seelen die ersten wollüstigen Begriffe und Empfindungen weckt, und der Natur sogar bei ihnen noch damit voreilt? Ist es nicht gräßlich, wenn man bewirkt, daß die schmutzigsten Laster und die gröbste Thierheit bei der ersten Erkenntnis gleich sich ihnen als erlaubt, gut und schön darstellen, und daß die ersten Eindrücke gleich, welche selbige auf sie machen, reizend sind? Und — welcher Verfall aller Sitten, wenn dann schon Kinder unter einander auch die ärgsten Zoten reissen, wie sie nur die unzüchtigsten Erwachsenen reissen können! Wohin denket ihr also bei eurer Erziehung, Eltern, wenn ihr eure Kinder in alle Gesellschaften ohne Unterschied mitnehmet?

Wol-

Wollet ihr sie denn vorsätzlich zu wunderfrühen Wollüstlingen machen? Ihr habt ja die Unzüchtigen in der Gesellschaft nicht in eurer Gewalt; verbieten könnet ihr ihnen doch ihre Unflätereien nicht eher, bis sie sie gesprochen haben, dann haben sie aber die Kleinen schon gehört. Und gesetzt, daß es auch nur Zweideutigkeiten wären, wie mus euch zu Muth werden, wenn die Kinder euch hernach zu Hause fragen, was dis oder ienes hätte heißen sollen, worüber man so sehr gelacht? Ihr aber, schmutzige Reder und Erzähler in Gegenwart der Kleinen, ihr ersten Beflecker der himmelreinsten Unschuld, betrachtet euch als Höllenmenschen und denket, wenn ihr, während daß euch lauter Beifall zugelacht wird, auf ein gegenwärtigen Kind blicket, an den Mühlstein, von welchem Jesus sprach. Euch, euch gehört er — ihr Abschaume des gesellschaftlichen Lebens.

Bringt sich nun ein Jeder um Achtung, der den Zötler macht, so werden Alte und Greise dadurch ganz besonders verächtlich. Wie? sie, in denen die thierische Leidenschaft schon ruhet, wollen ihre Sprache noch führen? Sie wollen wenigstens noch Unzucht reden, wenn sie keine Unzucht mehr treiben können? Pfui, Mann im Silberhaar, wie beschmugest du durch deine schmutzigen Worte dein ehrwürdiges Silberhaar! Ja, ja, aufstehen wollen wir vor dir, als vor einem grauen Haupte, aber nicht, um dich, als Alten, zu ehren, sondern um von dir, als von einem alten Sünder, wegzugehen; denn du bist unter allen Zötlern der widernatürlichste.

Eben-

Ebenso, wenn das männliche Geschlecht sich durch Zoten schon beschimpft, wie noch weit mehr beschimpft sich dadurch das weibliche! Dieses, dieses soll sich durch Schamhaftigkeit besonders auszeichnen. Nicht einmahl sein Ohr soll es männlichen Schmutzreden leihen, geschweige dann seinen Mund selbst damit aufthun. Ach, wenn die Weiber anfangen, Zoten zu reissen, wehe dann der ehelichen Welt, dem häuslichen Leben und der Kinderzucht! Und, wenn Mädggen sich nicht erblöden, Unflätereien zu reden, was für feile Ausbunde von Lüderlichkeit werden sie werden! Edler Jüngling, wenn du so eine Jungfer hörst, wende dich mit der auffallendsten Verachtung von ihr weg, und, dachtest du gar auf eheliche Verbindung mit ihr, so sei klug und ziehe dich noch zurück; noch ist's Zeit — sei froh, froh über Alles, daß sie dich noch frühzeitig genug einen untrüglichen Blick in ihr Inneres thun lies. — —

Lasset nicht von euch gesagt werden, daß ihr in Gesellschaften Nattertheidinge treibet. Dis ist's, was wir jetzt Possenreisserei, Lustigmacherei, nennen. Man unterscheide aber wohl hiervon anständige Aufgereimtheit, die sich Andern mittheilt, gesunden frohmachenden Wis, scharfsinnige Einfälle und Urtheile, und überhaupt Alles, was zur Gabe einer feinen und angenehmen Unterhaltung gehört. Wohl dem, der diese Gabe hat! Er ist in den Zirkeln aller Weisen und Guten willkommen; er erwirbt sich das Verdienst, oft ganze verstimimte Gesellschaften dem eigentlichen Zwecke des gesellschaftlichen Lebens wieder gemäs

mäs zu stimmen. Der Possenreißer, der Lustigmacher ist gewöhnlicher Weise ein unausgebildeter Mensch, der eben darum, weil er dis ist und sich nicht durch wahre Bildung auszeichnen kann, sich auf eine läppi- sche Weise auszuzeichnen sucht. Er drängt sich allent- halben auf, und, kaum hat er Platz genommen, so spielt er seine Narrenrolle. Er spricht, was ihm in den Mund kommt, je alberner und unsinniger, desto besser. Den schalsten Aberwitz, die abgeschmackte- sten Urtheile, die windschiefssten Vergleichen, die widersprechendsten Erzählungen tischt er auf, um nur immer etwas zu lachen zu geben. Seine Fragen beantworten sich immer selbst; seine Antwor- ten sind alle queer. Sein Aeußerliches sogar mus ihm beim Spielen seiner Narrenrolle behülflich sein. Er thut Alles anders, wie andere vernünftige Leute; er kleidet sich lächerlich; er verstellt seine Spra- che, seine Minen, seine Geberden. Wobei Andere ernsthaft sind, dabei lacht er; wobei sie lachen, dabei macht er den Ernsthaften. Mit Fremden thut er, als wenn er schon hundert Jahre sie gekannt hätte, und, wenn er merkt, daß er bei irgend einem vernünftigen Manne kein Ankommen finde, so schleicht er weg, macht hinter seinem Rücken Fragengesicht und Gecken- geberden, und kramt unweit von ihm bei Andern, die ihn leiden können, seine Thorheit noch übertriebener aus. Ist dieses Bild nicht vollkommen genug ausge- zeichnet, so suche man es in Natur auf; es ist heut zu Tage häufig zu sehen.

Darf man hier erst die Frage wohl noch aufwerfen — ob solch Possenwesen im geringsten mit menschlicher Würde bestehe? O wie tief sinkt derjenige herab, der nur immer nach Kindereien und Kleinigkeiten hascht, und seine Vernunft dazu anwendet, Albernheiten zu ersinnen, und nur halbvernünftig zu scheinen! Wie hört er auf, den Namen eines Mannes zu verdienen — er, der ausgelassene Geck! Und — doch ist er im Stande, auf sein elendes Talent sich etwas einzubilden? Es ist ja auch ganz natürlich, daß der läppische Ton, auf welchen er sich in den Gesellschaften stimmt, auch überall ihn nicht ganz verlassen werde. Wie wird es mit ihm stehen, wenn er ernsthafte Geschäfte betreiben soll? Wird er sie nicht auch so betreiben, als wenn er Possen triebe? Wird er nicht endlich ganz ungeschickt, ganz unaufgelegt zu ihnen werden? Hat er alsdann aber wohl noch den geringsten bürgerlichen Werth? Wenn er dann nun mit Andern zu arbeiten hat, wenn Andere Sachen von Wichtigkeit mit ihm verhandeln, wird ihnen nicht, wenn er sich auch noch so sehr zusammennähme, seine Lustigmacherei in Gesellschaften dabei einfallen und der Vollendung ihrer gemeinschaftlichen Arbeiten und Verhandlungen Abbruch thun? Steht er dann gar an der Spitze solcher Arbeiten und Verhandlungen, wie wird ihn dis kleiden? Will er vollends Andern dabei Vorhalt thun, Verweise geben — o wenn er doch damit wegblicke! In dem Munde des allgemeinbekannten Possenreissers verliert auch die nachdrücklichste Vorstellung allen ihren Nachdruck; und so, wie er sich die Mine eines

eines sträflichen Zurechtreifers geben will, steht vor
 aller Augen der Lustigmacher da, und man hört nicht
 auf ihn. Dis sollte doch vorzüglich alle Männer in
 solchen öffentlichen Aemtern, welche durchaus ohne das
 dazu gehörige Ansehen nicht wohl verwaltet werden
 können, abhalten, in Gesellschaften den Beck zu spie-
 len. Sind sie Richter, wie unehrwürdig machen sie
 dadurch selbst den Partheien ihre Aussprüche, wie
 fruchtlos alle ihre Versuche, in Güte sie aus einander
 zu bringen! Sind sie Religionslehrer, wie ist es un-
 möglich, daß sie durch ihre Vorträge der erhabensten
 Wahrheiten und der heiligsten Pflichten bei Allen, die
 mit ihnen Umgang haben, noch den geringsten Nutzen
 stiften können! Auch Alle, die Untergebene haben,
 sollten von dem elenden Wesen der Lustigmacherei ab-
 lassen. Die Untergebenen, wenn sie auch nicht selbst
 mit ihnen in ihren Gesellschaften sind, hören doch davon,
 und so sinkt all ihr Ansehen in den Augen derselben;
 ja, die Untergebenen nehmen sich wohl gar die Freiheit,
 ihre Befehle auch nur als possirliche Einfälle zu be-
 trachten, ihnen lächerliche Antworten zu geben und mit
 ihnen spassen zu wollen. Sogar schon bloße Eltern
 sollten sich äußerst vorsehen, daß sie sich auf solche Art
 nicht um alle elterliche Würde und Achtung bei ihren
 Kindern brächten. Die ganze Erziehung verliert da-
 bei, wenn Kinder sehen, daß der Vater bei Andern
 den Narren macht, oder sich von Andern als Narr ge-
 brauchen läßt.

Jedem Vernünftigen ist ein solcher Possenreißer
 in der Gesellschaft zum Ekel und unerträglich. Man

soll ja wohl dulden den wirklichen Thoren und duldet ihn auch; man soll es ja wohl auch nicht hoch aufnehmen, wenn der wirklichschwache mit seinen Einfällen und Urtheilen zuweilen durchfällt. Wenn man dann aber doch hört, daß ein Mensch, der etwas Klügeres reden könnte, absichtlich immer das abgeschmackteste Gewäsch spricht, und Alles, von seinem Wize an bis zu seinen Minen, unaufhörlich aufbietet, um Gelächter zu erwecken — welcher Mann von Kopf und Herz vermag dis in die Länge auszuhalten? Soll er denn gut genug dazu sein, daß er nichts, als Albernheiten, sehe und höre? Kommt er darum zur Gesellschaft, daß er sich übel darin befinden, in Ekel und Ueberdruß sich üben wolle? Man sage nicht, es steht ihm ja frei, sich wieder zu entfernen. Wenn dis auch wäre, ist den das recht, daß man die Vernünftigen von den Gesellschaften des Lebens zurückscheuche? Gereichts einer Gesellschaft zur Ehre, wenn der vernünftige Mann sich von ihr entfernen mus? Er kann dis aber auch nicht immer. Oft ist er durch Umstände gebunden, und mus darin aushalten; sieht er alsdann nicht da, wie auf der Folter? Leget ihr hier Zeugnis davon ab, ihr, die ihr gewisser Verbindungen wegen, die ihr schlechterdings nicht aufheben könnet, wöchentlich wenigstens einmahl in solchen Zusammenkünften auf einige Stunden, oder auf ganze Abende, sein müßet, wo ein Lustigmacher das Regiment führt, ob euch des Morgens schon nicht vor einem solchen Abend graue, ob ihr euch die Freiheit von solchen Stunden nicht gern durch Geld erkaufet, und ob euch, wenn sie vorüber sind, und ihr

wieder

wieder in eurer Ruhe seid, die Ohren nicht noch von allem dem Unsinn, den ihr hören mustet, wiedergellen. Warlich, einem vernünftigen und gesetzten Manne kann keine härtere Strafe dikirt werden, als — da zu sein, wo die Possenreisser sitzen. Paulus mag den Korinthern immerhin etwas Schmeichelhaftes damit gesagt haben, wenn er sprach — „ihr vertraget gern die Narren, weil ihr klug seid“ — von Narren aus Vorsatz, von Possenreißern und Lustigmachern redete er da gewis nicht; denn wir hören ja, daß er wollte, daß man Narrentheidinge von sich nicht gesagt werden lassen sollte, folglich auch, daß man ihnen auch nicht einmahl die Ehre anthun sollte, sie mitanzuhören und dadurch den Schein zu gewinnen, als hätte man doch wenigstens Wohlgefallen an ihnen, wenn sie Andere treiben.

Es ist übrigens nicht genug, daß man zur Vertheidigung der Possenreißerei in Gesellschaften sage, daß man, da der Geschmack überall verschieden sei, solchen Leuten, die einmahl ihr Vergnügen daran fänden, dergleichen zu treiben und treiben zu lassen, es wohl nachlassen könne. Ist denn das wohl der eigentliche Zweck menschlicher Zusammenkünfte, daß man Narrenstreiche darin ausübe, oder doch belache, und nach mehreren Stunden um nichts klüger, sondern gar unklüger, aus einander gehe? Besteht eine solche Art von Vergnügensgenüssen mit der Sittlichkeit? Welche offenbare Unsittlichkeiten fallen nicht vielmehr oft dabei vor! Man zieht einander auf und durch; der Hauptnarr, der entweder den Narren freiwillig macht, oder sich

Dazu gebrauchen läffet, nimmt sich am Ende nichts mehr übel, wird äuserstgrob und platt, und beleidigt so, daß man ihm nicht weiter nachsehen kann; und so hatte dergleichen läppische Unterhaltung schon oft in Gesellschaften einen gar stürmischen Ausgang. Wenigstens bestanden solche Zirkel, in denen man nur darauf ausging, sich zum Narren gebrauchen zu lassen, oder Andere zu Narren zu haben, nie auf lange Zeit.

Der verächtlichste Lustigmacher aber ist freilich der, welcher es für Geld, oder für Vergnügensgenüsse, wird, die man ihn unentgeltlich mitschöpfen läffet. Mensch, der du auf solche Art dir zu helfen suchst, fühle doch deine höchste Verworfenheit; nichts kann niederträglicher sein, als für eine Mahlzeit, für freien Trunk und dergl. seine Vernunft Preis zu geben und sich zu stellen, als wenn man unsinnig wäre. Ihr aber, die ihr einen unbegüterten Wüstling, der gern mit euch theilen möchte, so misbrauchen könnet, erröthet vor der Vernunft und vor euch selbst. Entschuldiget euch nicht damit, daß ihr ihn doch frei hieltet und solchergestalt ihn genießen lieffet, was er sonst nicht genießen könnte. Könnet ihr ihn nicht frei halten, daß er dabei ein Mensch bliebe und nicht Affe würde? Das ist eine schändliche Freigebigkeit, die der Empfänger mit Ehre und Vernunft bezahlen mus. — —

Lasset nicht von euch gesagt werden, daß ihr in Gesellschaften ungeziemend scherzet! Scherz ist das Gegentheil vom Ernst; er besteht darin, daß man zum Vergnügen für Andere und für sich die drolligte Seite der Gegenstände auffuche, betrachte und zur
Schau

Schau hinstelle. An sich ist er gar nichts Böses; ein sanfter Scherz gehört vielmehr zur angenehmen gesellschaftlichen Unterhaltung. Nichts aber hat engere Grenzen, als Scherz; man betrachte ihn, von welcher Seite man wolle.

Und, wenn auch in Ansehung der Gegenstände selbst, über die man scherzt, der Personen, mit welchen man scherzt, und der Zeit, zu welcher man scherzt, nichts einzuwenden wäre, so wird doch ieder Scherz ungeziemend, sobald er übertrieben wird. Jedes Vergnügen wird dadurch ekelhaft, wenn es bis auf den Grund rein ausgeschöpft wird; der Scherz aber vorzüglich. Er mus auch ein Ende haben können; sonst wird er wirkliche Possenreißerei. So angenehm es ist, anfangs zuzuhören, so ermüdend wird es, wenn der Scherzer gar nicht fertig werden kann. Man sieht ihn mitleidig an und fängt an, an seiner Vernunftgrösse zu zweifeln. Derselbe Scherz mus noch weniger oft wiederholt werden; sonst verliert er ebenfals seine erheiternde Kraft und wirkt das Gegentheil. Auf dieser Seite fehlen die armen Köpfe, die doch aber eine Figur in der Gesellschaft spielen wollen, ganz vorzüglich. Sie haben nur einen gewissen Vorrath von Scherzen, und diese bringen sie immer wieder an. Man weis schon vorher, was man heute von ihnen hören werde, wenn man sie beim Eintritte erblickt; so aber, wie die Materien, in welche ihre Scherze einschlagen, aufs Tapet kommen, kann man auch aufs Haar sagen, welcher nun kommen werde. Man kann es also sogar machen, daß sie einen gewissen Scherz

aufeiseln müssen, wenn man sie nur auf gewisse Materien bringt. Sind aber nicht solche Scherzer völlig unsern Lustigmachern ähnlich? Am allerwenigsten aber mus der Scherz beißend werden. Wenn man auch nur gewahr wird, daß Andere unsern Scherz übel aufnehmen, so mus er nicht fortgesetzt werden; denn wir kommen nicht zusammen, einander zu betrüben, sondern einander zu erheitern.

Es gibt aber Gegenstände, über welche aller Scherz unanständig ist. Ueber wahres menschliches Elend scherzen können ist abscheulich. Dis verräth einen hohen Grad entweder von wirklicher Fühllosigkeit, oder doch von Leichtsin. Und, wenn auch wirklich der Anblick des Elenden die drolligste Seite seines Elends ausmachte, so mus man sichs nie verzeihen, sich an dieser fest zu halten. Hieher gehören besonders gewisse körperliche Gebrechen, die menschliche Figuren possirlich machen. Ein guter Mensch besinnt sich dabei gleich und ruft sich zu — wohl dir, daß du vollkommener und ebenmäßiger gestaltet bist! Er erwägt alsdann die mannigfaltigen Verluste, welche so ein armer Misgestalteter hat, und dis stimmt ihn zum unerschütterlichen Mitleid gegen ihn. Er macht sichs recht zur Sache, ihm allen Verdacht zu benehmen, als wäre er ihm lächerlich, unterhält sich auf das bescheidenste und liebe reichste mit ihm und sucht Ungeschliffene in der Gesellschaft, die sich bei seinem Anblick nicht mäßigen können, in Zaum zu halten. Ebenso mus auch über wirkliches Böses nicht gescherzt werden, und
wenn

wenn sich dabei noch so viel Drolligtes einmischte. Das Böse verlehrt dadurch seine eigenthümliche Schändlichkeit und wird gleichsam gegen Andere entschuldigt. Wer reinen Eifer für die Tugend hat, der erlaubt sich so etwas nicht, sondern führt Andere vielmehr zurecht, die sich, wärs auch nur aus Sinnlichkeit, dazu verleiten lassen. „Wisset, daß es schlecht ist, so lustig es klinge“ — spricht er, und, wer dann noch nicht ein ganz ausgelassener Thor ist, zieht sich beschämt zurück. Mit guten Handlungen mus ebenso wenig gescherzt werden, und wenn ebenfalls etwas Drolligtes dabei vorfiel. Diese verlehren sonst an ihrem eigenthümlichen Werthe, und mithin auch an ihrer Kraft, zur Nachahmung zu reizen. Die wackeren Thäter sollten sich freilich besser vorsehen, um keine possirliche Blöße zu geben; ist's aber einmahl geschehen, so mus man, als Zuschauer oder Hörer davon, noch wackerer sein und diese Blöße zudecken. Wer vollends über die Religion in Gesellschaften scherzen kann, der ist ein Nichtswürdiger vom ersten Range. Diese hat an sich selbst gar keine drolligte Seite. Will Jemand dergleichen an irgend einem ihrer eingeführten Kirchengebräuche, oder an einem ihrer Diener, finden: so erwäge er, daß die Religion selbst dafür nichts könne, daß sein Scherz darüber aber auf sie übergehe, und daß er dadurch das ruchlose Geschäft betreibe, das Heiligste, was der Mensch hat, in den Augen Anderer weniger ehrwürdig zu machen. Wenn wir aber erst hierzu in Gesellschaften zusammenkommen, so wär's besser, alle Gesellschaften hätten ein Ende. Höret und

beherzigt bis, ihr Unverschämten, die ihr oft eure sogenannten launigten Einfälle über Gott selbst und seine Weltregierung nicht unterdrücken könnt!

Der Scherz wird auch dadurch unanständig, wenn er zur Unzeit gebraucht wird. Wenn z. E. die Gesellschaft sich in ein ernsthaftes Gespräch eingelassen hat, wenn Jeder daran gleichen Antheil nimmt, und es tritt ein Einzelner auf, der drolligte und eben deshalb zerstreuende Bemerkungen oder Einfälle dazwischen wirft: so zeigt sich dieser nicht nur als den Einzigen unter Vielen, welcher an männlicher Unterhaltung nicht lange Geschmack findet, und gibt seinem Verstande dadurch ein schlechtes Lob, sondern er macht damit auch auf alle die Uebrigen einen widrigen Eindruck, und es ist diesen ebenso, als wenn sie während der Aufführung einer wohlgesetzten Musik auf irgend einem der Hauptinstrumente einen erzfalschen Griff hörten. Mit Recht machen sie's, wie der Musikdirektor, der alsdann ein bedeutendes Zeichen gibt, nicht wieder so zu greifen, und fertigen den unzeitigen Scherzer mit der Weisung ab — Alles hat seine Zeit; jetzt wird nicht gescherzt. Noch mehr zur Unzeit wird der Scherz angebracht, wenn man sich unter Leuten befindet, die eben in einer ebenso wahrhaftig - als rechtmäßigtraurigen Seelenstimmung sind. Wie untheilnehmend, und beinahe menschenfeindlich erscheint da ein Mensch, der das Spassen durchaus nicht lassen kann! Wie empörend mus der Eindruck sein, den er auf die wackeren Betrübtten macht! Wie? sie, die sich jetzt den
järt.

zärtlichsten oder schwermüthigsten Empfindungen über-
 lassen, die etwa gemeinschaftlich den kürzlich gehaltenen
 Verlust eines edlen Freundes tief fühlen, oder grosses
 Unheil, das der Menschheit widerfuhr, zusammen be-
 klagen, sollen sich darin stören lassen, sollen einen Men-
 schen anhören, der in völliger Antipathie mit ihnen
 steht, und sollen sich Gewalt anthun, die heitere Mi-
 ne des Scherzenden anzunehmen, von der ihr Herz
 jetzt nichts weis? Vielleicht ist's oft nur Mangel an
 Ueberlegung, der zu solchen unzeitigen Scherzen ver-
 leitet; aber eben darum sollen wir nicht blos, wenn
 wir Andere unterhalten wollen, unserer eigenen See-
 lenstimmung folgen, sondern auch auf ihre Seelen-
 stimmung dabei Rücksicht nehmen. Daß wir Wahr-
 haftigtraurige, die es noch dazu mit Recht sind, durch
 Scherz trösten wollten, kann uns doch wohl unmög-
 lich einfallen; oder wir müßten ohne alle Seelenkenntnis
 sein. Ein Anderes ist es, wenn Andere ohne Noth
 traurig sind, oder wenn ein Mitglied der Gesellschaft
 blos mit seiner üblen Laune die Uebrigen angesteckt hat.
 Da erhebe der Bessergelaunte seine Stimme und er-
 werbe sich das Verdienst, den Geist der anständigen
 Heiterkeit, der eigentlich in unsern Zusammenkünften
 wohnen soll, und den ein hypochondrischer Grillensän-
 ger verscheucht hatte, wieder herbei zu führen.

Unanständig kann endlich der Scherz auch leicht
 werden, wenn wir mit Personen zu thun haben, die
 durch ihren Stand weit über uns hervorragen, wohl
 gar unsere Befehlshaber und Vorgesetzten sind. Hier
 ist

ist die Hauptregel diese — du mußt nicht anfangen zu scherzen, sondern sie müssen den Anfang machen. Diejenigen, welche zusammen scherzen, treten dadurch in eine Art von Gleichheit ein. Nun kann der Vornehmere wohl sprechen — ich erkläre dich mir gleich — und also den Scherz anfangen; sänge ihn aber der Geringere an, so spreche er dadurch — ich selbst erkläre mich dir gleich — darf dis auch wohl geschehen? Jenes ist Herablassung, die man an den Obem liebt; dieses aber ist Anmassung, die sich für die Nidern nicht ziemt. Wenn auch Steifheit in den Gesellschaften nicht Statt finden mus, so müssen doch die höheren Verhältnisse darin nie ganz aus den Augen gesetzt werden; oder man untergräbt dadurch die Subordination, oder Untergebenheit, ohne welche kein gemeines Wesen bestehen kann. Die Höheren selbst haben daher wohl auf ihrer Hut zu sein, daß sie sich durch Scherzen nicht wirklich herabsetzen; die Nidern aber müssen warten, bis iene den Ton zu scherzen angeben. Und alsdann müssen sie ienen immer im Scherz den Vorsprung lassen und nie darin so weit gehen, als sie. Die Höheren achten oft darauf, ob dis von ihnen geschehe, oder nicht, und beurtheilen darnach ihre Klugheit und ihre Sitten. Ja, zuweilen legen sie den Scherz recht darauf an, um diese zu prüfen. Wie klug handelt da der Nidere, der Untergebene, wenn er sich recht in seinen Schranken hält! Uebertritt er diese — sie vergessen es nicht und tragen es ihm nach; oder sie verweisen es ihm auf der Stelle, und er steht vor der ganzen Gesellschaft beschimpft da!

Nicht

Nicht selten besinnt sich der Vornehmere, oder der Vorgesetzte, und der Scherz wird ihm leid; er bricht ab. Niedrigerer, Untergebener, da sei ja klug und setze du den Scherz nicht fort; er nimmt sonst deine Fortsetzung für Versagung der ihm schuldigen Achtung, für wirkliche Beleidigung, auf. — —

Lasset nicht von euch gesagt werden schandbare Worte und Narrenstheidinge, oder Scherze, welche euch nicht geziemen, sondern vielmehr — Danksa-
gung! Dieses Wort, weil es den unanständigen Re-
den entgegengesetzt wird, drückt hier das Gefällige
und Angenehme in unsern Reden aus. Wie
schön, o wie schön, daß es also dem Christen nicht nur
erlaubt, sondern sogar auch zur Pflicht gemacht ist,
sich dessen im gesellschaftlichen Leben zu befeiffigen! So
mögen doch alle die, welche das Christenthum in Kopf-
hängerei, Murrköpfigkeit und Stummheit in Gesel-
schaften, oder gar in Entfernung von allen Gesellschaf-
ten, suchen, sich von einem Paulus eines Bes-
sern belehren lassen. Nur kein faul Gespräch, kei-
ne Zoten, Possen und Asterscherze sollen aus unserem
Munde gehen; was aber gut und nützlich auf irgend
eine Art ist, das mögen wir nicht nur sprechen, son-
dern auch so sprechen, daß es holdselig sei zu
hören. Sehet hier, hier, m. Br., die ächte Vor-
schrift für uns bei unserer Unterhaltung im gesellschaf-
tlichen Leben! Sie, sie lasset uns befolgen! Wir wol-
len recht viel lernen, damit wir nicht zu spielen nöthig
haben, sondern Andere vernünftiger zu unterhalten wis-
sen.

sen. Wir wollen mit feinem Anstande unsere Kenntnisse mittheilen, unsere Meinung sagen, unsere Antworten ertheilen. Wir wollen unschuldigfrohen Muths sein, den Geist der gemäßigten Heiterkeit um uns her verbreiten, und durch sanften Wiß und Scherz die Unterhaltung würzen. So kommen Menschen zusammen, die hernach auch als Menschen wieder aus einander gehen. Und — sind die Gesellschaften von dieser Art, so ver bilden sie uns nicht, wie so unaussprechlichost der Fall ist, sondern sie sind ein treffliches Mittel zur wahren Ausbildung unseres Geistes und Herzens für uns Alle. Sagt doch, wollen wir sie denn nicht endlich alle dazu machen?

XVI.

Vom Tode auf dem Bette der Ehre.

Am Sonnt. Lätare.

Ueber 1. Joh. 3. V. 16.

Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen
können.

1771
Bonn, den 1ten Junii 1771

an den Herrn

Herrn Dr. J. G. S. v. S.

Es haben sich in diesem Jahre
Lombard

Schöpfer! Vater! du bestimmtest unser irdisches Leben nur zu einem Durchgange zu einem höheren Leben, und unser Tod ist dein Gebot, ist unabänderliches Gesetz unserer Natur. Sterben an sich ist uns also keine Schande; Schande ist es uns dann nur, wenn uns unsere Leidenschaften ein früheres Grab bereiten. Sterben kann uns sogar zur Ehre gereichen, wenn wir uns auch die Furcht davor nicht abhalten lassen, unsere Pflichten zu erfüllen und in hohem Grade gemeinnützig zu seyn. Ist dann die Folge hiervon der Tod über lang oder kurz, oder gar auf der Stelle — welche Hoheit bereitet uns unsere Sterblichkeit, die wir erst für so ein nidriges Loos für uns hielten! Gerade das, was uns ganz zu entkleiden schien, vollendet dann unsere Herrlichkeit. — —

Meine Brüder. Wenn uns doch nun einmahl ein Sterbette bevorsteht, wer sollte nicht auf dem Bette der Ehre sterben wollen? Gestorben mus einmahl sein; so müsse uns das, wovon gar kein Ruhmens ist, am Ende selbst zum höchsten Ruhme gereichen! Dächten wir nicht Alle so, so wären wir nicht würdig, Unsterbliche zu sein.

Wer stirbt auf dem Bette der Ehren? — Der, welcher im Zweikampf stirbt

Zeiten, seid ihr vorüber, in welchen man diese Antwort gab? Nein, ganz noch nicht! Noch immer

hört man von vorgefallenen Ehrensachen, und wenn man dann glaubt, von grossen und schönen Handlungen, welche die eigentliche Ehre ausmachen, zu hören, so erfährt man dafür, daß Menschen gegen einander die Degen gezogen, oder gar Pistolen abgeseuert haben. Die Narben, welche davon getragen werden, werden Ehrenzeichen genannt; der Tod, wenn er dabei erfolgt, heisst Tod auf dem Bette der Ehre. Wie? was ist das? kann dieser Sprachgebrauch auch wohl vor der Vernunft bestehen? ist Zweikampf überhaupt zu billigen?

Daß Menschen, die angefallen werden, sich nothwehren, wenn sie weder ausweichen, noch obrigkeitlichen Beistand haben können, ist recht; daß, wenn einmal Krieg sein soll, die obersten Feldherren, um das Blut vieler Tausende zu schonen, hervortreten und durch Zweikampf entschieden, welche von beiden Nationen die Ueberwinderin sei, wäre gar nicht übel; aber — was ist das, daß in Privathändeln Einzelne mit Einzelnen verabreden, daß und wo sie einander mörderisch anfallen wollen? Ist denn keine Obrigkeit da, die ihren Streit entscheiden kann? Nimmts diese denn nicht übel, wenn durch Ausübung des Faustrechts in ihre Gerechtsame eingegriffen wird? Kann es für sie eine grössere Ehrensache geben, als das Duelliren, weil sie hierdurch geradezu für Nichts erklärt wird? Man nimmt ja auch, wenn Streit über Mein und Dein entsteht, seine Zuflucht zur Obrigkeit und lästet sie entscheiden; warum denn nicht auch alsdann, wenn es gekränkte Ehre betrifft? Warum will man sich nur
in

in diesem Punkte der Selbsthülfe bedienen? Wie? wenn dis nun Sitte aller Bürger würde — was würde aus so einem Staate? Kann denn etwa auch die Obrigkeit in Ehrensällen nicht helfen, oder etwa nicht genug helfen? Der vernünftige Bürger hat ja aber doch an der Genugthuung, welche sie ihm verschafft, genug; warum denn nicht auch jeder Andere? Es gehört doch also gewis nur zu den Vorurtheilen gewisser Stände, daß sie Ehrensachen selbst ausmachen zu müssen glauben; es gehört aber auch zu den vernunftwidrigsten Vorurtheilen, daß sie sie durch Duelle ausmachen zu müssen glauben. Wer da denkt, daß ihm die Obrigkeit seine verletzte Ehre nicht wieder herstellen könne, der sollte auch weiter gehen und denken, daß kein anderer Mensch seine Ehre zu verletzen im Stande sei, sondern daß er allein durch schlechte Handlungen sie verletze, und daß er sie also auch nur selbst und durch edle Handlungen wiederherstellen könne. Dis wäre unstreitig die richtigste Denkart über alle sogenannte Ehrensachen; und, nähme man nur einmahl diese an, wie nârrisch sogar würde man allen Zweikampf finden! Gesezt aber auch, ein Anderer könnte unsere Ehre verletzen, und könnte und müste uns dafür Genugthuung leisten, liegt etwas Wahres dabei zum Grunde, daß er diese dadurch leiste, daß man sich mit ihm haue oder schiesse? In aller Welt, wie war es auch nur möglich, auf diesen Gedanken zu kommen! Trift sichs denn immer so, daß der, welcher die Ehre des Andern gekränkt haben soll, im Zweikampfe den Kürzeren zieht? Wenn nun der, dessen

N 2

Ehre

Ehre gekränkt worden sein soll, bluten mus oder fällt, hat er denn dadurch Genugthuung erhalten, daß er noch obendrein verwundet wird, oder gar sein Leben verliert? Hat er nun seine Ehre wieder, weil er die Ehre hat, zu bluten oder zu sterben? Nun wahrlich, hiergegen sträubt sich doch schon eine bloße Kindesvernunft. Doch angenommen, der Ehrenkränker würde der Verwundete, oder der Fallende, in was für einer Verbindung steht denn sein Blut oder sein Leben mit der angethanen Beschimpfung, daß er durch Vergießung des ersteren, oder durch Verlust des letztern, Genugthuung dafür leiste? Thut er denn dadurch auch nur sogar den geringsten Widerruf — geschweige sonst etwas, das für wirkliche Vergütung angesehen werden könnte? Welche Rohheit und Wildheit aber, wenn der Beleidigte es dafür ansieht, ja, es für die einzige und vollkommenste Genugthuung zugleich ansieht! Wie? nun hast du deine Ehre wieder, verschraubter und verbildeter Mensch, weil du das Blut deines Beleidigers vergossen hast? nun hast du sie dreifach wieder, weil es dir gelungen ist, ihn zu durchbohren? O des Unsinnns und der Barbarei zugleich, die um so unzuentschuldigender sind, je öfter die geringfügigsten, nichtsbedeutendsten Dinge doch in der That nur die Ursachen der unglücklichsten Zweikämpfe sind!

Diese Betrachtungen müssen jeden Vorurtheillosen überzeugen, daß es um das Ehrenwesen, um die Ehrenzeichen und um den Ehrentod bei Duellen gar nicht so stehe, wie unsere Käufer denken. Es sei, wer es sei, und er fordere heraus, oder stelle sich nur —

er begeht eine schändliche Handlung; die Narben, welche er davon trägt, sind Schandzeichen; und fällt er im Zweikampfe, so stirbt er auf dem Bette der Schande, denn er stirbt für die ärgste Barbarei, oder doch für das unsinnigste Vorurtheil. — Lasset uns besser lernen, meine Brüder, wer auf dem Bette der Ehre sterbe! Johannes sagt es uns herrlich — wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen können; dis, dis ist der Tod auf dem Bette der Ehre. Damit meinte er aber nicht, daß man sich zum Zweikampfe stellen solle. Zum Nutzen für Andere sterben können — dis meinte er. —

Unsere Helden, die auf Schlachtfeldern sterben, mögen immerhin den Reihn derer, die so schön sterben, anführen; nur wird ihnen mit Recht die Bedingung dabei gemacht, daß sie für die Brüder im eigentlichen Verstande sterben und ungezwungen für sie sterben. Wer sein Vaterland verläßt, und dann aus keiner andern Ursache, als weil er nichts gelernt hat und ein Wüßling ist, unter fremden Heeren als Miedling dient, der fällt, wenn er im Schlachtfelde fällt, auf einem Felde, wohin er keinen Beruf hatte, und ohne Noth — wie könnte man von ihm sagen, daß er auf dem Bette der Ehre sterbe? Wer zwar im Vaterlande bleibt, aber dann nur darum, weil er mit Gewalt dazu gezwungen wird, zur Zeit des Kriegs für die Brüder sicht und fällt, der stirbt ebenfalls nicht ganz auf dem Bette der Ehre. Aufstehen, aus sich selbst aufstehen, wenn das Vaterland,

es sei, wodurch es sei, in Gefahr geräth, und wacker für seine Mitbürger kämpfen — bis ist das eigentliche Heldenthum, und wer so im Kampfe fällt, dem sei Ehre und Ruhm in Ewigkeit! Was für eine grosse, schöne Seele gehört dazu — wenn die allgemeine Freiheit bedrohet wird, oder wenn ein fürchterlicher Feind von aussen Vernichtung alles bürgerlichen Wohlstandes schwört, freiwillig seine Ruhe aufzugeben, seine Habe und die Seinen zu verlassen, sich aufzumachen und einem fast ausgemachten Tode entgegen zu gehen, um den grossen Versuch zu unterstützen, das Vaterland vom Verderben zu retten! Können andere Betrachtungen hierzu bewegen, als diese — „fällst du auch im Kampfe, wenn die Freiheit und Glückseligkeit deines Volks nur gesichert werden! So tragen doch deine Brüder keine Ketten, und so gehts den Nachkommen doch wohl. Stürbest du aber vergeblich, so überlebst du doch wenigstens die Freiheit nicht, wirst selbst nicht Sklav, lebst nicht unter Sklaven und siehst deine Nation nicht in Thränen schwimmen, ohne ihr helfen zu können.“ Das sind erhabene Menschen, welche durch solche Vorstellungen zum Heldentode bestimmt werden. O wie viel waren Eurer schon, die so bluteten und mit Freuden noch bluteten, unter allen Himmelsstrichen und in allen Jahrhunderten! Wie manchem unter euch verdankt noch die späteste Nachwelt eures Volks ihre Fessellosigkeit und ihren blühenden Wohlstand! Und — war auch euer Tod ohne Nutzen, so nennt man euch doch noch grosse Männer der Vorzeit und zollt euch Bewunderung und Ehrfurcht. O daß euer Geist überall

Volks-

Volksg Geist würde; wie wäre der Menschheit durch sich selbst geholfen!

An diese Edlen, die den wahren Heldentod starben, schlossen sich die Märtyrer für Wahrheit und Recht unmittelbar an. Diese bluten auch für das Vaterland; ja, sie bluten oft für die ganze Menschheit. Ist denn Wahrheit nicht die Quelle aller geistigen Glückseligkeit? ist Gerechtigkeit nicht die Grundlage aller äusserlichen? Wenn nun Männer von Kopf und Herz, denen es in Zeiten der Verfinsternung und der Gewaltthätigkeiten leicht wäre, sich zurückzuziehen, sich sicher zu setzen, ihr Licht ungestört für sich zu behalten und der Ausführung willkürlicher Machtsprüche von weitem zuzusehen, es nicht über sich vermögen können, so zu thun; wenn sie vielmehr herzhast aufreten und dem Aberglauben und der Ungerechtigkeit entgegen arbeiten — handeln sie nicht blos so aus Liebe zu den Brüdern? Wenn sie dann bedrohet, verfolgt werden, wenn sie einen empfindlichen Verlust nach dem andern erleiden, und dennoch so fortfahren — kann sie irgend etwas Anderes hierzu bewegen, als Liebe zu den Brüdern? Wenn sie aller ihrer Habe beraubt, wenn sie in Ketten gelegt, ja, wenn sie zum Schafot geführt werden; wenn ihnen da noch Begnadigung angekündigt wird, sobald sie Reden und Handlungen zurücknehmen, dem Aberglauben huldigen und Ungerechtigkeit Recht heissen wollten; und wenn sie dann lieber ihr Haupt freimüthig dem Henker darbieten, als die schändende Gnade annehmen — lassen sie nicht das Leben aus Liebe zu den Brüdern? Gott will, denken

sie, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen — Gott will, daß den Wittwen, den Waisen, den Fremdlingen und den Armen kein Unrecht gethan werde — — diese Vorstellungen ergreifen sie, machen sie eifrig für sich, setzen sie in Feuer und Flamme; und so achten sie Alles für Nichts, daß sie nur Christum gewinnen und zur Aehnlichkeit mit dem grössesten Beförderer der Sache Gottes auf Erden gelangen. Daran — das ist ihr Lieblingspruch — haben wir erkannt sein großes, hoch für die Menschheit schlagendes Herz, daß er im Dienste der Wahrheit und Tugend, welche allein die Welt beglücken, sein Leben lies, und so müssen wir auch für Wahrheit und Tugend das Leben lassen können. Nie, nie sterben diese Märtyrer ganz umsonst. Ihr standhafter Tod macht tiefe Eindrücke auf Alle, die ihn sehen oder von ihm hören. Die Menschheit im Ganzen fühlt sich dadurch getröstet, daß Licht und Recht noch solche Vertheidiger finden, und verzweifelt nun nicht am endlichen guten Ausgange ihrer guten Sache; in tausend Seelen, die schon für alles Wahre und Gute warm waren, wird diese Wärme zur Glut, so, daß sie die Zeit absehen, mit vereinigten Kräften da wieder anzufangen, wo die wackern Zeugen für Wahrheit und Recht, die wie allein und verlassen in der Welt da standen, aufhören mußten; ja, selbst die Bösewichter, welche durch die Aufopferung der Eiferer für Licht und Recht der Menschheit Hohn sprechen, fühlen sich bei aller ihrer Schadenfreude doch in eine gewisse Furcht gesetzt, weil sie sehen, daß es noch

noch Menschen gebe, die ihnen bis zum Tode widerstehen, und geben wenigstens ihre übrigen noch veruchteren Plane auf. Auch eure Zahl, ihr Edlen, die ihr für Wahrheit und Recht starbet, ist groß, und auch eure Nahmen, ihr mochtet bluten oder verbrannt werden, wo ihr wolltet, werden von uns noch mit heiliger Ehrfurcht genannt. Euch verdanken wir allen Genuß, den wir ietzt von den Gerechtfamen der Menschheit haben; eure Asche, euer Blut machte den Acker im Reiche Gottes fruchtbar, und nach Jahrhunderten und Jahrtausenden halten wir nun die schöne Erndte davon. Wer, wer starb ie mehr auf dem Bette der Ehren, als ihr? Ihr starbet nicht unter blosser Häufung der Gefahren, von denen eine immer die andere schuf, so, daß ihr euch keiner entziehen konntet; ihr konntet euch durch Widerruf und Schweigen ieder neuen kommenden entziehen, und thatet es nicht. Ihr starbet nicht bloß bei Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eures Todes, so, daß es noch immer zweifelhaft war, ob das Schwert, oder die Kugel gerade euch treffen werde; ihr starbet bei voller Gewisheit des Todes und sahet die Zurüstungen dazu bloß für euch gemacht werden, und doch schütterte euch dis nicht. Ihr starbet nicht im Schlachtgeräusch und in Betäubung, so, daß ihr nicht wustet, was euch geschah; es ging mit euch Alles gar langsamfeierlich zu, ihr hattet Zeit, euren Tod zu bedenken, ihr wurdet im deutlichen Bewusstsein desselben bis ans Ende nicht gestört; dennoch ward er euch nicht zuletzt noch leid. O ihr Grossen — ihr von Millionen nicht Erreichbaren!

Wer als Retter Anderer, die in Lebensgefahren sind, stirbt, die Rettung gelinge ihm oder nicht, der stirbt auch auf dem Bette der Ehre. — Ach, meine Brüder, dis ist ein schönes Ehrenbette; wer darauf stirbt, der läset ia aufs in die Augen fallendste sein Leben für die Brüder. Die Tollkühnheit ausgenommen, d. h. wenn es offenbar unmöglich ist, einen Verunglückten zu retten, und wenn es ebenso unmöglich ist, daß man nicht beim unnützen Rettungsversuche selbst verunglücke — wie gros handelt der, der wahrscheinliche Gefahren für sich nicht achtet, sobald er die Wahrscheinlichkeit hat, ein menschliches Leben dem sonst nothwendigen und unvermeidlichen Untergange zu entreißen! Hierher gehören Rettungen aus Händen der Räuber und Mörder, und Rettungen aus der Gewalt der oft ebenso räuberischen und mörderischen Elemente. Achtet die Menschen nicht, welche vor Furcht, sich zu erkälten, oder gar um sich nicht nas zu machen, Andere im Wasser umkommen lassen! Achtet die Menschen nicht, welche Andere verbrennen lassen, um sich kein Haar zu versengen! Diejenigen aber achtet hoch, hoch, welche durch die Möglichkeit, selbst zu ertrinken oder zu verbrennen, sich nicht abhalten lassen, die mögliche Lebenserhaltung Anderer in Fluten und Flammen zu versuchen. Dankbare, Freunde, Liebende gehen oft noch weiter. Sie achten die Wahrscheinlichkeit ihres eigenen Todes bei blosser Möglichkeit der Rettung ihrer Wohlthäter, Freunde und Geliebten nicht; sie werfen sich in die Arme ihres gewissen eigenen Todes, wenn es auch nur wahrscheinlich ist, daß sie

sie diese retten können. Ach welche erhabene Beispiele der letzteren Art hat die Menschengeschichte aufzuweisen, und wie bezeugt sie dadurch, daß die Menschen besser sind, als sie die Menschenhasser, die Hasser ihrer eignen Natur, schildern! Was thaten schon Brüder für Brüder, Eltern für Kinder, Kinder für Eltern! Wie mancher Untergebene lies sich würgen, damit sein Vorgesetzter Zeit zu entfliehen hätte! Wie mancher treue Diener sprang dazwischen und fing den tödlichen Hieb auf, der seinen Fürsten treffen sollte! Man rühmt es von den untersten Ständen, daß die Leute in selbigen mehr Geneigtheit und Eifer besäßen, auf dem Ehrenbette der Lebensrettung zu sterben, und es mag wohl wahr sein. Sie sind nicht so verweichlicht, und Viele unter ihnen sterben täglich, oder sind vermöge ihres Berufs mit Todesgefahren zu vertraut, als daß sie dergleichen nicht auch wagen sollten. Indessen hat die neuere Geschichte doch auch einen Herzog aufzuweisen, der über den Versuch, Menschen aus den Fluten zu retten, selbst ertrank; — sein Name sei gelobet! Ihr Alle, die ihr auf ähnliche Art starbet, wie glorreich hieltet ihr euren Uebergang von der Unterwelt zur Oberwelt! mit welcher Herzlichkeit mögen euch die Seligen dort empfangen haben!

Auch Jeder, wer ein Opfer gemeinnütziger Erfindungen wird, stirbt auf dem Bette der Ehren. Nicht alle nützliche Erfindungen schuf der Zufall, noch weniger schuf er sie gleich vollkommen. Viele dieser schönen Funde mußten gesucht werden und wurden nur durch eifriges und unablässiges Suchen gefunden. Allen aber

mussten menschliches Nachdenken und menschlicher Fleis
 erst nach und nach die Vollkommenheit geben. Das,
 was uns nun jetzt äusserstheilsam ist, weil wir nun völ-
 lig damit umzugehen wissen, kostete oft anfangs erst die
 gefährlichsten Versuche damit, ehe man ganz aufs Rei-
 ne und Sichere dabei kam. Die Natur besonders,
 wenn sie ihren Kindern mit ihren sonst unbekanntem
 Kräften ein Geschenk macht, pflegt dafür immer einige
 derselben zum Opfer zu nehmen. Ein Mensch, der
 einer solchen neuen Entdeckung auf der Spur ist, ist
 einem Wanderer gleich, der in eine ihm ganz fremde
 Gegend geräth, wo er noch dazu weder Weg, noch
 Steg antrifft, und wo ihn die Erscheinung gewisser
 Vögel oder anderer Thiere nahe Sümpfe und Moräste
 fürchten lässt. Er geräth auch in ein ihm und Allen
 noch unbekanntes Gebiet der Natur und ahndet die
 grössersten Gefahren darin für sich. Wenn er nun sich
 auf das deutlichste darthun kann, daß seine gemachte
 Entdeckung dem menschlichen Geschlechte den grössersten
 Nutzen stiften müsse, sobald sie vervollkommenet wäre,
 und wenn er hierdurch stark genug wird, Vervollkom-
 nungsversuche, die mit den grössersten Gefahren für ihn
 verknüpft sind, zu machen — stirbt er, wenn er dabei
 stirbt, nicht für die Brüder? Sein Tod macht nur
 nicht so viel Aufsehen, wie der Tod der Helden, der
 Märtyrer und der Lebensretter; er stirbt mehr im Still-
 en, als sie, aber, wenn ihn nicht Ruhmsucht, son-
 dern ächter Trieb zu nützen, beseelte, so schön, wie sie.
 leistet sein Versuch, über den er starb, nichts, so
 dient er doch dazu, Andere nun auf den richtigeren
 Ber-

Versuch zu führen. Ist der Versuch glücklich, aber nur nicht für ihn, so lernen Andere dadurch, ihn ohne Gefahr nachmachen, und verwandeln dadurch seine gemachte Erfindung in Segen für die Welt. Die Geschichte der Künste und Wissenschaften nennt uns auch Männer genug, die auf solche Weise den Ehrentod starben; selbst unser Jahrhundert hat Beispiele davon aufzuweisen.

Alle, die für ihren bürgerlichen Beruf sterben, sterben ebenfalls auf dem Bette der Ehren. Daß hier nicht von Seiltänzern und andern gaukelnden Wagehalsen die Rede sei, die gewöhnlicherweise, nur bald früher, bald später, bei ihren Uebungen den Hals brechen, darf wohl nicht erst besonders bemerkt werden. Ihre Künste sind ohne allen Nutzen; sie sterben also, wenn sie in selbigen sterben, nicht für die Brüder, sondern für ihre eigene Thorheit, und es sollte ihnen nicht einmahl frei stehen, den Hals öffentlich brechen zu dürfen. Sie sind herumziehende Müßiggänger, und dabei noch ärger, als andere herumziehende Bettler; denn sie verstimmen den Geschmack des Volks, das an Gaukeleien kein Vergnügen finden mus, und verführen die zur Wagehalsigkeit geneigte Jugend, die ihnen nachäfft und dadurch sich verkrüppelt; ja, sie stehlen nicht nur Geld aus dem Lande, sondern auch Kinder, die sie hernach bei der Erziehung zu ihren Künsten auf das grausamste mishandeln. Nein, von bürgerlichen, d. h. von nützlichen Berufen gilt es nur, daß wer für sie stirbt, auf dem Bette der Ehre sterbe. Ein solcher Beruf ist zuweilen mit so viel

Lebensgefahren verknüpft, als gehen andere zusammen nicht. Zu sagen, wenn Jemand darüber verunglückt — warum wähltest du diesen Beruf? du kanntest seine Gefahren und könntest einen sichereren ergreifen — wäre doch wohl die höchste Undankbarkeit; denn diese Berufe wollen auch besetzt sein, ja, sie sind oft die allgemeinnützlichsten und allgemeinunentbehrlichsten, und müssen also sehr stark besetzt sein. Was singen wir denn wohl an, wenn das Volk ienen undankbaren Vorwurf in einen weisen Rath für sich verwandelte und von nun an seine Söhne von Erwählung solcher Berufe abhielte? Wollen wir sie etwa selbst lernen, da wir doch einmahl ihrer für uns selbst schlechterdings bedöthigt sind? Es gibt Fälle, wo Menschen auf der Stelle für ihren Beruf sterben und mitten in Vetreibung desselben verunglücken. So fiel mancher Maurer oder Schieferdecker schon vom hohen Kirhdache; so stürzte mancher Zimmermann schon bei Richtung eines Bürgerhauses herab. Ohne Weiteres da auch wieder gleich zu sagen — er hat sich nicht in Acht genommen — er war betrunken — ist die menschenfeindlichste Härte. Bacterer gedacht ist's, wenn man sich hernach seiner Wittwe und seiner Waisen annimmt, um sie über den Verlust des Brodterwerbers zu trösten. Leider aber braucht man iene Vorwände nur, um sich von der Barmherzigkeit loszumachen. Wenn dis nun von denen selbst sogar geschieht, in deren Dienst und Arbeit solche arme Menschen das Leben verlohren — was gleicht solcher Undankbarkeit? Auf fallend genug, daß es für solche Fälle auch gar kein Bür-

bürgerliches Geseß gibt, welches dergleichen Gefühllose, sobald sie wohlhabend sind, zur Erfüllung einer ihrer unverkennbarsten Pflichten zwänge. Nehmet noch andere Stände, meine Brüder, z. E. die Fuhrleute, die Holzfäller, die Bergleute, die Schiffer — — o wie ungeheuer gross mag die Zahl der Menschen sein, die mitten in Betreibung ihres Berufs und also auf der Stelle für ihn sterben. Man stirbt aber auch dann für seinen Beruf, wenn der Tod wenigstens eine Folge der rechtschaffensten Betreibung desselben ist. Denket an Aerzte zu Zeiten ansteckender Krankheiten; müssen sie nicht, wenn sie zu Ungesteckten gerufen werden, kommen? O wie viel ihrer holten sich schon an solchen Betten dieselbe Krankheit und starben in der Blüte ihrer Jahre! Denket an Prediger in ähnlichen Fällen an solchen Orten, wo man noch auf geistliche Besuche hält; würde es ihnen für frei ausgehen, wenn sie immer alsdann ihren Besuch versagten? Wie viel ihrer holten sich ebenso den Tod an Krankenbetten schon, und wie oft gab es grosse Städte, wo zur Zeit einer Seuche Aerzte und Prediger fast ausstarben! Denket an öffentliche Aufseher, die bei öffentlichen Nothfällen zu Tag und zu Nacht die Ersten auf dem Nothplaze mit sein müssen; wie viel ihrer kommen krank wieder nach Hause, legen sich und stehen nicht wieder auf! Denket an Männer in solchen Aemtern, deren redliche Führung mit vielen Strapazen, mit häufigem Verdruß und Aerger verknüpft ist; sterben sie nicht oft blos durch Amtstreue in der Mitte des Lebens? Denket an Alle, deren nützlicher Beruf sehr schwer und anstrengend ist,

gehen

gehen nicht die Mehrsten davon früher ab, als die Natur es eigentlich wollte? So kann man mit Recht annehmen, daß der grösste Theil unserer Männer für seinen Beruf sterbe; und was würde auch wohl aus der menschlichen Gesellschaft, wenn diese Art des Todes geflohen würde? Nun, diese Alle sterben für die Brüder, sterben für das allgemeine Wohl, sterben darum, weil sie so nützlich zu sein sich bestreben. So verschreiet die Menschheit nicht mehr, ihr Mißsüchtigen und ihr Menschenhasser; so lange noch so häufig und so wacker auf dem Bette der Ehre gestorben wird, ist noch kein allgemeiner Verfall der Sitten da, und die Welt liegt als Welt noch nicht im Argen.

Das weibliche Geschlecht ist aber keineswegs davon ausgeschlossen, auf dem Bette der Ehre sterben zu können. Seine Bestimmung ist nehmlich — Mutter zu werden. Wie nun viel Väter sich für ihre Kinder todtarbeiten müssen, so müssen sich noch mehr Mütter für ihre Kinder todtleiden. Hier, hier ist's, wo die Natur den Weibern das Bette der Ehre aufgeschlagen hat. Und — wie schön, daß auch unsere weibliche Welt nicht so im Argen liegt, wie unsere Menschenhasser, und vorzüglich unsere Weiberhasser, vorgeben! Begeht auch wohl in der kleinsten Stadt irgend ein Jahr, daß nicht einige Mütter an den Folgen einer schweren Niederkunft sterben? Ja, wie geht es sogar mancher Mutter? Kaum hat sie ihrer Schmerzen über die Freude vergessen, daß der Mensch zur Welt geboren war, so mus sie ihren Geist aufgeben. Ach du eigentlicher Muttertod,
wärfst

wärst du kein Tod auf dem Bette der Ehre, wo gäbs dann einen? Stirbt eine solche Mutter nicht ausdrücklich für ihr Kind? Erwächst so ein Kind und hört davon — mit welcher zärtlichen Achtung mus es lebenslang an seine Mutter, die Märtyrerin der Natur, denken! Und wenn auch diese Fälle die selteneren sind, so ist doch dis sehr häufig der Fall, daß Mütter, wenn sie oft Mutter werden, ein frühes Grab dadurch finden. Nicht nur folgt dis aus den Erschöpfungen ihrer Natur, wenn diese nicht zu den stärkeren gehört, sondern wer von beiden Eltern hat denn auch von den gebornen Kindern mehr Mühwaltung, Sorgen und schlaflose Nächte, als die Mutter, sobald sie ganz Mutter sein und ihre Bestimmung erfüllen will? Ist denn nun aber der frühere Tod aller solcher Mütter nicht Tod für ihre Familie? Sterben sie nicht für das allgemeine Wohl des Hauses? O tretet umher um das Sterbebette einer solchen Mutter, ihr Kinder, mit dankbarer Liebe, und verehret sie, die für ihre Bestimmung stirbt, wie eine Heldin, die auf dem Bette der Ehre stirbt! — —

Hier sei es uns, als hörten wir eine Stimme — wie kommen wir Uebrigen zurechte, die wir nicht als Helden, oder als Märtyrer, nicht als Retter, oder als Erfinder, ja nicht einmahl für unsern Beruf, sterben? Ist uns denn das Bette der Ehre ganz versagt? Lasset uns darauf antworten! Wer seid ihr, die ihr so fraget? Seid ihr nützliche, unermüdetnützliche Menschen — o so kümmert euch nicht! Wer auch nur auf dem einfachen Bette der Natur und des hohen Al-

ters stirbt, dabei aber das Bewußtsein nicht bloß eines langen, sondern auch eines langen thatenvollen Lebens hat, und, wenn er Vater ist, auf seinem Lager von vielen Kindern sich umgeben sieht, die er alle wohl erzog, und die nun schon wieder, wie er, auch nützliche Bürger sind, der — stirbt auch auf dem Bette der Ehre. — —

Nun, und wie könnte es also auch nur Einem von uns fehlschlagen, auf diesem Bette zu sterben, sobald wir nur wollen? O so entstehe doch in uns Allen wahrer Trieb und Drang darnach! Gestorben muß einmahl werden — dis war der erste unserer heutigen Gedanken, und bei ihm bleibts — so müßts uns das, wovon an sich gar kein Rühmens ist, der Tod, am Ende selbst zum höchsten Ruhme gereichen! Ihr, die ihr auf dem Bette der Leidenschaften sterbet, welch einen Tod der Schande sterbet ihr! Wenn euch früh der Neid zerfrißt, die Rachsucht zerfleischt, die Wollust zermalmt — was für einen schimpflichen Abstich machet ihr gegen jene Eblen, die darum früher davon müssen, weil sie für die Brüder sterben! Für euch ist der Tod wahrer Sündensold; ihr büßet durch ihn eure Thorheiten, Laster und Greuelthaten. Wer mag euer Sterbebette nicht fliehen, sobald er kann? Und wer, wenn er euch sterben sehen muß, schwört nicht aufs neue der Nützlichkeit, bei der sichs einzig und allein iung und früh mit Ehren stirbt! Und ihr, die ihr zwar als weniger leidenschaftliche alt werdet, aber bloß auf dem Bette des hohen Alters ster-

sterbet, ohne auf ein langegeführtes Leben für die Brüder zurücksehen zu können, auch ihr sterbet auf dem Bette der Schande. Wozu seid ihr da gewesen? wozu so lange da gewesen? Um die Früchte der Erde zu verzehren, welche Andere im Schweisse ihres Angesichts erbaueten? Um euch bedienen zu lassen, ohne Hand und Fuß für Andere zu regen? O ihr Unnützen und Nichtswürdigen, waret ihr nie bei einem besseren Greise und sahet ihn sterben? Höret ihr nie den schönen Nachruhm seiner Familie und seiner Mitbürger, der ihm, wie Silberklang, von der Erde nachtönte? Wo ist die Selbstzufriedenheit bei euch, mit der ihr ihn sterben sahet? Und wie wird euch mit Recht die übelste allgemeine Nachrede nachhallen, wie Eulengeschrei! Das Beste für euch ist, daß wir euch, so, wie ihr uns aus den Augen seid, auch gleich vergessen!

Meine Brüder. Niemand von uns versage es, wenn er auf irgend eine Art den Tod für die Brüder, und also früher, sterben soll! Wir sind Unsterbliche; früherer Tod mus uns nicht irre machen, sobald er Folge unserer Nützlichkeit ist. Und, wenn wir dadurch, daß wir ihn ausschlugen, hernach auch noch so lange leben könnten, würde es uns nicht leid werden, wenn zuletzt unsere Stunde doch schlug, und wir sähen, daß wir doch davon mußten? Was wäre denn nun an dem ganzen Gewinne, den wir gemacht zu haben glaubten, wenn er verlegt wäre? So gros und reizend er uns schien, als wir die gewonnene Lebenszeit noch vor uns hatten, so klein und verächtlich würde er uns dann sein, wenn wir diese nun hinter uns hätten.

ten. Obendrauf hätten wir ja auch den Zeitraum, den wir hier gewannen, für eine bessere Welt verlohren. Lasset uns also doch nur ein recht lebendiges Gefühl unserer Unsterblichkeit unterhalten — bis, bis wird uns gewis dazu stimmen, wenigstens vollends dazu stimmen, daß wir kein Bette der Ehre, es werde so früh für uns bereitet, als es wolle, ausschlagen. Heute werde ich im Paradiße sein — wer so wahrhaftig denkt, der kann auch, wenn er noch nicht viel über dreißig Jahre alt wäre, als Märtyrer für die Wahrheit am Kreuze sterben.

Und — würde uns auf keine Weise das Loos zu Theile, das Leben für die Brüder zu lassen, so wollen wir wenigstens das Leben für die Brüder behalten, haben und führen. Wir wollen nicht kommen sein, uns dienen zu lassen, sondern Andern zu dienen. Wir wollen dienen Jeder dem Andern mit der Gabe, die er von Gott empfangen hat. Wir wollen nicht sehen auf das Unstige, sondern auf das, was der Andern ist. Wir wollen Einer des Andern Last tragen, damit wir das Gesetz Christi erfüllen. Unsern Beruf und Stand wollen wir auf das gemeinnützigste betreiben, und, wo wir auch auffer demselben Gelegenheit erhalten, gefällig zu sein, Hülfe zu leisten, gerechte Wünsche zu besriedigen und unschuldige Thränen zu trocken, da wollen wir bereit dazu sein bei Tag und bei Nacht; damit wir, wenn wir gefahrfrei ein hohes Alter erreichen, den Rückblick auf viel tausend ausgeübte gute Handlungen haben und hierdurch wenigstens das Bette, worauf wir sterben, in ein Bette der Ehre verwandeln. — Wessen Geist nicht vom Bette der Ehre zur Oberwelt steigt, für den wird auch droben kein Himmel sein.

XVII.

Ueber die Weltſitte, Böſes, das man
ausgedacht hat, von Andern
ausführen zu laſſen.

Am Sonnt. Judika.

Ueber 1 Kor. 7, V. 23.

Werdet nicht der Menſchen Knechte.

Nie, allheiliger Vater, wollen wir uns damit entschuldigen, daß, wenn Andere in unserem Nahmen Böses thun, wir doch nicht die Thäter desselben wären. Nie aber wollen wir uns auch dazu gebrauchen lassen, in Anderer Nahmen Böses zu thun und so wenigstens ihre Werkzeuge zu werden. Immer wollen wir auf Gutes denken und Andere an der Ausführung Theil nehmen lassen. Immer wollen wir bereit sein, wenn Andere in ihre guten Anschläge uns verwickeln, zur Bewirkung derselben nach unsern Kräften beizutragen. — —

Meine Brüder. Wenn ein Mensch selbst Böses ausdenkt, sich selbst zum Ausführer davon erwählt und es auch selbst wirklich ausführt, so vereinigt sich freilich alle Bosheit in ihm. Er ist alsdann Anfänger und Vollender des Bösen, und es leuchtet auf der Stelle ein, daß das ganze Böse von Anfang bis zu Ende sein sei, und einzig und allein auf seine Rechnung komme. Alle Richter urtheilen auch hiernach und strafen den Verbrecher weit strenger, wenn sein Böses ebenso aus seinem Kopse kam, wie seine Hand es ausführte.

Es ist aber bei weitem nicht immer der Fall, daß der Ausdenker des Bösen auch der Ausführer werde. Der Ausdenker kann sogar nicht immer auch der Ausführer werden. Wenn er auch noch so viel in-

360 XVII. Ueb. die Weltfittte, Böses, das man aus-
nere Kraft hat, die ruchlofesten Anschläge zu ersinnen,
so fehlts ihm doch oft an dem Grade äußerer Kraft,
welche erfordert wird, sie ins Werk zu setzen. Ja,
wenn er auch sogar alle erforderliche äußere Kraft, und
noch mehr derselben, als nöthig ist, hat: so kann ihm
doch der bloße Mangel an Gelegenheit, sie anzuwen-
den, die Bewerkstelligung seines Anschlags unmöglich
machen. Was thut nicht hierbei die Entferntheit des
Gegenstandes, gegen den der Anschlag geschmiedet
wird, einzig und allein schon oft! Noch weit öfter
aber will der Ausdenker des Bösen nicht auch der
Ausführer werden, und wenn er es noch so vollkom-
men werden könnte. Die Furcht vor Strafe hält ihn
davon ab; denn er weis, daß die strafende Gerechtig-
keit allemahl zuerst den Thäter ergreife. Hätte er aber
auch keine obrigkeitliche Strafe zu besürchten, so tritt
doch vielleicht die Scham vor seinen Mitbürgern an
ihre Stelle; denn er will doch gern für keinen bösen
Menschen gehalten sein, weil ihm dis zu viel Nach-
theil brächte. Oft begibt er sich aber auch blos darum
der eigenen Ausführung seines ersonnenen Bösen, um
desto unverdächtiger noch immer mehr Böses ausden-
ken zu können. Ja, es giebt Erzbösewichter, die blos
aus Bequemlichkeit an Ausführung ihrer abscheulich-
sten Entwürfe nicht eigene Hand anlegen. Man be-
gnügt sich also sehr häufig daran, das Böse blos aus-
zudenken, und — läßtts durch Andere ausführen.
Dabei hat man dann ebenso seinen Willen erreicht,
steht im Hintergrunde des Handlungsplatzes und —
lacht. Man lacht über den Verletzten, daß er nicht
eigent-

gedacht hat, von Andern ausführen zu lassen. 36

eigentlich weis, von wannen die Verlegung komme; man lacht über den Verleger, daß dieser, wenn es heraus kommt, dafür gestraft werde; man lacht über die Obrigkeit, daß auch sie strafe, ohne zu wissen, was sie thue.

Nun ist zwar auch derjenige ein Schuldiger, der sich verleiten läßt, Böses, das ein Anderer ausdachte, auszuführen; wer ist aber unter Beiden wohl der Schuldigere? Sieht man denn nicht gleich offenbar, daß der Ausführer ein blosses Werkzeug sei, dessen sich der Ausdenker bedient? Ist's nicht also richtig, daß der, welcher das Böse durch einen Andern thut, mit Recht dafür angesehen werde, als wenn er es selbst gethan hätte? Was wäre denn seine eigene Hand, wenn er es durch sie thäte, anders, als auch sein blosses Werkzeug? Die Hand selbst thut's doch wohl nicht? Nun, so braucht er statt seiner Hand eine fremde Hand, und so thut's diese doch wohl eigentlich noch weit weniger?

Das Bild eines Knechts, welcher thut, was sein Herr ihm heisst, ist wirklich das Darstellendste, wenn davon die Rede ist, daß Jemand Böses ausführe, das ein Anderer ausgedacht hat. Dieser spielt über Jenen den Herrn, und zwar auf die ärgste Weise, und Jener wird sein Knecht auch auf die ärgste Weise. Darum sprach Paulus — werdet nicht der Menschen Knechte — laßt euch von Andern nicht so regiren, daß ihr euch nach ihren verbotenen Neigungen bequemet, so bequemet, daß ihr sogar die Hände dazu hergebet, das Böse ins Werk zu

362 XVII. Ueb. die Weltſitte, Böſes, das man aus-
ſehen, was ſie ſelbſt nicht ins Werk ſehen können, oder
wollen. Dennoch iſts herrſchende Weltſitte, einander
ſo zu mißbrauchen und ſich ſo mißbrauchen zu laſſen, im
traurigſten Verſtande Menſchenknechte zu machen und
Menſchenknechte zu werden. Laſſet uns ietzt einmahl
das Weſen dieſer Welt von dieſer Seite näher be-
trachten! Vom wirklichgewaltsamen Zwange an
bis zur bloſſen faſt unmerklichen Ueberredung — was
für eine Menge von Arten und Weiſen werden wir
ſehen, wie Menſchen das Böſe, das ſie ausgedacht
haben, durch Andere ausführen laſſen! — —

Die empörendſte Art iſt doch wohl, wenn
Andere das Böſe, das man ſehen will, Befehls-
weiſe hinſtellen müſſen. So mißbrauchen Obere al-
ler Art ihre Untern oft. Wem fällt hier nicht auf der
Stelle Herodes und der Henker, den er zum Johan-
nes ſchickte, ein? Ueberhaupt iſt dieſe Geſchichte über
unſern ganzen heutigen Gegenſtand ſehr belehrend.
Der Henker that, was ihm ſein König befohl; ihn
verleitete alſo ſtrenger Gehorſam, ſich zum Werkzeu-
ge der königlichen Grausamkeit brauchen zu laſſen. Der
König befohl ihm die Unthat auf Bitte der Prinzessin,
welcher er in Gegenwart ſeines Hofſ geſchwo-
ren hatte, zu geben, was ſie fordern würde, weil ſie —
ſo ſchön tanzen konnte; ihn verleitete alſo kö-
niglicher Stolz, ſich zum Werkzeuge ſeiner Tochter ge-
brauchen zu laſſen und die Unthat zu befehlen. Die
Prinzessin that die Bitte auf das Eingeben ihrer Mut-
ter; denn wie ſollte eine junge weibliche Seele aus
ſich auf eine ſo greuliche Bitte kommen? ſie verleitete
alſo

gedacht hat, von Andern ausführen zu lassen. 353

also mütterliche Ueberredung, sich zum Werkzeuge der Beförderung der ärgsten Schandthat gebrauchen zu lassen. Die Königin kam aus sich, aus Rachsucht gegen einen unbestechlichen Eiferer für Wahrheit und Tugend, auf den teuflischen Rath an ihre Tochter. Hier sind vier Personen in Ausübung einer und derselben Bosheit verwickelt; darunter sind drei, die sich blos als Werkzeuge gebrauchen lassen. Der Henker ist das Werkzeug des Königs — der König das Werkzeug der Prinzessin — die Prinzessin das Werkzeug der Königin. Der Henker köpfte den Unschuldigen nicht, wenns ihm nicht befohlen ward; der König befohl es nicht, wenn ihn die Prinzessin nicht darum bat; die Prinzessin bat darum nicht, wenn die Königin ihr nicht zugeredet hätte — — von wie verschiedener Art sind diese Werkzeuge! Auf wen kommt aber der grössste Theil der Schuld? Kommt er nicht auf die Königin? Wer hat die That eigentlich verübt — der Henker, oder sie, die dabei blos im tiefften Hintergrunde steht und sich da den Kopf des Edlen — von ihrer Tochter — auf einer Schüssel — zum Geschenk reichen läßt... O des Abschaums ihres Geschlechts!... Der Henker, welcher die Hauptperson bei der Sache zu sein scheint, steht nun als der letzte da, ohne den sie blos nicht wirklich geschehen konnte. Er thut aber, was seines Amtes ist, und so spricht man ihn ganz frei, wie jeden andern Nachrichten, dem es nicht zukomme, das Urtheil des Richters, das er ausführen soll, erst zu untersuchen, ob

64 XVII. Ueb. die Weltfittte, Böses, das man aus-
es gerecht sei. In wie weit diese Behauptung ge-
gründet sei, mag — auf sich beruhen. Es fehlt jedoch
nicht an Henkern, in deren Busen sich auch schon das
menschliche Gefühl, bald weniger, bald mehr, geregt hat.
Man hat Beispiele, daß Henker von tiefen Empfindun-
gen der Unschuld, die sie würgen sollten, durchdrungen,
den Verurtheilten, ehe sie das Urtheil an ihm vollzogen,
um Vergebung baten, und ihn dann mit Thrä-
nen in den Augen hinrichteten. Ja, man hat Bei-
spiele, daß hinter einem Henker erst wieder ein Henker
stehen mußte, der im beharrlichen Ungehorsamsfalle
das Schwert gegen ihn zückte, ehe er auf den
Himmelreinen Rechtschaffenen zubleib. Wer
kann sich hier der Frage enthalten — sollten das nicht
brave Henker sein?

Alles Böse, welches Tyrannen thun, thun sie
la selten selbst, sondern größtentheils durch Andere.
Sie gebieten blos — so stehts da. Sie gebieten, daß
die Freimüthigeren unter den Patrioten gefangen ge-
nommen und eingekerkert werden sollen, und Wache
und Kerkermeister sind bei der Hand. Sie gebieten,
daß ihnen eine unerschwingliche Summe vom Volke
geschafft werde, und ihre Räthe und Diener schreiben
neue Auflagen aus und treiben sie ein. Sie gebieten,
daß ein benachbartes Land verheeret werde, und alle ih-
re Heere ziehen zur Verheerung aus. — Ebenso
missbrauchen auch oft bloße Borgesetzte ihre Unterge-
benen, ihre bösen Pläne und Einfälle ins Werk zu
setzen. Sie befehlen es ihnen geradezu, oder doch un-
ter Einleitungen, vor welchen diese zittern. Welche
Künfte

Gedacht hat, von Andern aus führen zu lassen. 369

Ränke und Unterschleife, welche Härte und Rache müssen selbige dann wohl in ihrem Nahmen ausüben! Wenden die Untergebenen in Furcht vor der Strafe ein, so geben sie ihnen ihr Ehrenwort, auf den eintretenden Fall sie zu entschädigen. Die Verzagten sind dann einfältig genug, die Hand ihnen zu allem zu leihen, wozu sie die ihrige entweder für zu gut halten, oder doch zu lieb haben. — Auch Herrschaften misbrauchen oft so ihr Gesinde. Sie leben etwa mit dem Nachbar im Streit; so mus der Dienstbote ihm alle möglichen Poffen spielen, und, beschwert sich dieser darüber, so thun sie, als wüsten sie von nichts, und versprechen, das Unwesen zu bestrafen. Sie misgönnen einem ihrer Mitbürger, wohl gar einem Freunde, etwas; so mus der Knecht hingehen und es in der Nacht verderben. Sie haben falsch Geld; so mus die Magd auf dem Markte sich an die einfältigsten Verkäufer wenden und diese damit betrügen. — Sogar Eltern befehlen ihren Kindern oft Böses zu thun, dessen sie selbst sich schämen. Sie wählen dazu wohl die Kleinsten, um es, wenn es herauskommt, auf ihre Unvernunft schieben zu können. Wie manche Mutter richtet ihre Kleinen recht dazu ab, Leute, gegen die sie Feindschaft hegt, auszuschimpfen! Wie mancher Vater mishandelt seine Kinder, wenn sie nicht allenthalben, es sei in Häusern, oder in Gärten, oder von Wagen und Karren auf freier Strasse, rauben, was sie können, und nach Hause bringen. Haben wir denn nicht sogar Beispiele davon, daß Eltern Söhne und Töchter zu erheblichen Diebstählen gebrauchten? nicht Bei.

Beispiele davon, daß ein Vater bei nächtlichem Einbruche ſein kleines Kind, welches er auf den Fall des Ungehorsams zu erſäufen drohte, durch eine Oefnung, für die er ſelbſt zu groß war, kriechen lieſ, um inwendig Fenſter aufzuſchrauben und Thürriegel wegzuziehen? — So mißbrauchen oft Obere aller Art ihre Untern, daß ſie befehlsweiſe das Böſe ausführen müſſen, was ſie ausgedacht haben.

Obere machen es aber auch wohl mit andern Obern ſelbſt ſo. Man nennt dieſ einander kompromittiren, d. h., ein Oberer ſetzt durch ſeine Zumuthungen und Verlangen den andern ſo in Verlegenheit, daß dieſer, wenn er nicht wider ſein Gewiſſen das thut, was iener will, den Schein bekommt, als thäte er ſeine Pflicht nicht. Wem fallen hier nicht ebenfalls Kaiphas und Pilatus ſogleich ein? Kaiphas wollte den Tod Jeſu, durfte ihm aber das Todesurtheil nicht ſprechen, weil das höchſte jüdiſche Gericht, deſſen Vorſitzender er war, die oberſten Hoheitsrechte verlohren hatte. Pilatus nur, der römische Statthalter, konnte es ſprechen. Kaiphas mußte ihn alſo zu ſeinem Werkzeuge machen. Pilatus, von Gefühlen für Unſchuld und Recht anfangs erſchüttert, weigerte ſich, zu willfahren, und erklärte, daß er keine Schuld an Jeſu finde. Ja, er ſuchte ſogar die Gnadenbezeigung, welche er, um ſeine Achtung für die Nation zu erkennen zu geben, bei ihrem bevorſtehenden hohen Feſte eingeführt hatte, für Jeſum zu benutzen, und lieſ die Wahl des loszugebenden Gefangenen nur zwiſchen ihm, dem Retter

gedacht hat, von Andern ausführen zu lassen. 367

so vieler Menschenleben, und einem wirklichen Mörder, frei, so daß er fest glaubte, daß sie auf Jesum fallen müsse. Aber auch dis schlug ihm fehl; so lies er ihn blos geißeln, glaubte dadurch nun der Rache genug gethan zu haben, und erklärte nochmals feierlich seine Unschuld. Nun war dem Kaiphas nichts übrig, seine Absicht zu erreichen, als daß er — den Pilatus kompromittirte. Dis geschah auf eine durchbringende Weise; das Volk mußte schreien — Läßst du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht. Wie? ein kaiserlicher Diener soll den Verdacht der Untreue gegen seinen Kaiser auf sich laden, soll gewärtig sein, daß darüber von Jerusalem aus an die höchste Behörde Bericht erstattet werde, soll solchergestalt wohl gar ein gleiches Schicksal mit einem seiner Vorgänger befürchten müssen? Darum steht geschrieben — da Pilatus dis Wort hörte, bestieg er den Richterstuhl und verurtheilte Jesum zum Kreuzestode. Nun war die Absicht des Kaiphas durch den Pilatus erreicht; Pilatus mußte ausführen, was Kaiphas ausgedacht hatte. Wer ist unter diesen Beiden der grössste Schuldige an der Hinrichtung Jesu? Der weltliche Mann, oder der oberste Priester? Jesus sprach Jenen zwar nicht von aller Schuld frei, aber er lies dem Pilatus doch Gerechtigkeit widersparen und sagte zu ihm selbst — Der mich dir überantwortet hat, hat grössere Sünde.

Wie oft geschehen zwischen Obrigkeiten und Obrigkeiten ähnliche Fälle! Was ist es anders, falls ein
Un-

368 XVII. Ueb. die Weltfittte, Böses, das man aus
Unschuldigeingeferkterter das Glück hat, aus seinem
Kerker zu entwisphen und unwiedereingeholt über die
Grenze zu kommen, wenn dann die vaterländische Regi-
rung, nachdem sie den Ort seines Aufenthalts ausge-
kundschaftet, an die dortige Regierung schreibt, seinen
neuen Verhaft und seine Auslieferung, als eine Regi-
rung von der andern, begehrt, und bei eintretender
Ungeneigtheit dazu in ähnlichen Fällen auch Unbereit-
willigkeit, oder, wenn sie die stärkere ist, wohl gar
noch etwas Schlimmeres, droht — was ist dis anders,
als daß eine Regierung die andere kompromittirt? Was
ist es anders, falls ein Freund der Wahrheit die Ber-
weisung erhält und sich also anderswohin begeben mus,
wenn man dann auch dorthin, wo er die Rechte der
Gastfreundschaft dankbar genießt, schreibt, ihn als den
gefährlichsten Keger schildert und von einem christli-
chen Stadtrathe erwartet, daß er den Unchristen
doch auch nicht in seinen Ringmauern dulden werde —
was ist dis anders, als eben dasselbe? — — Auch ein-
zelne Männer, welche in öffentlichen wichtigeren Be-
dienungen stehen und als solche die mittleren und unte-
ren Oberen vorstellen, kompromittiren einander oft so,
und wissen bei ihrem Bösen, das der Andere ausfüh-
ren soll, die Sache so zu spielen, daß dieser dienstwi-
drig zu handeln schiene und Verantwortung bekäme,
wenn er ihnen nicht die Hand dabei böte. Ein Rich-
ter z. E. handelt stadtkundig ungerecht, kommt dar-
auf in die Kirche, hört einen ausgeklärten Prediger
im Allgemeinen gegen richterliche Ungerechtigkeit ei-
fern, deutet dis auf sich und schwört dem Prediger
Rache.

gedacht hat, von Andern ausführen zu lassen. 369

Rache. Er selbst kann sie an ihm, als an einem Manne, der nicht unter ihm steht, nicht nehmen; so wendet er sich an den Aufseher der Geislichkeit, gibt den Prediger an, daß er wider die symbolischen Bücher lehre, stellt mehrere Zeugen deshalb gegen ihn auf und verlangt Untersuchung, welche der Aufseher des Seelenheils der Gemeinde wegen anstellen müsse, und — am Ende nicht abschlagen darf. Was ausgesagt wird, wird niedergeschrieben; was niedergeschrieben wird, wird weiter berichtet, und, wenns dann nach alter Weise geht, so geschieht, was iener Richter will, und der Aufseher mußte das Werkzeug dazu sein. Oder auch z. E. es gelüftet einen vornehmen Diener für seinen Sohn nach dem einträglichen Dienste eines Mannes, der gewisse Fehler an sich hat, übrigens aber seinen Dienst gehörig betreibt. So bringt er es so weit, daß die Behörde, unter welcher er steht, darüber befragt wird. Diese — was thut sie? Sie, die seither mit gutem Gewissen schweigen zu können glaubte, weil im Dienste selbst nichts versehen ward, glaubt nun aus Gewissen reden zu müssen. Der Mann mit den Fehlern, die auf den Dienst keinen Einfluß hatten, wird auf einen schlechteren Posten gestellt, und der Sohn des vornehmen Dieners, der weit schlechter ist, bekommt den seinigen. So macht ein Oberer den andern zu seinem Menschenknecht und gebraucht ihn zum Werkzeuge, sein ausgedachtes Böses auszuführen.

Aber auch Untere misbrauchen die Oberen so. So unglaublich dis klingen möchte, so unglaublich oft

370 XVII. Ueb. die Weltſitte, Böſes, das man ausgeſchieht es doch. Gewis, ein ungeheurer Unſug, der hier getrieben wird! Man gehe die ganze Geſchichte durch — wie oft hat man die Groſſen zu bloſſen Werkzeugen des Böſen gemacht! Herodes, der ſo ſchwach war, auf Verlangen ſeiner Tochter den Henker zum Johannes zu ſchicken, hat viel Nachfolger gehabt; nur, daß es nicht gerade ihre Tochter war, die ſie zu ähnlichen Unthaten verleitete. An die Stelle der Tochter traten Miniſter und Lieblinge, die die Schwachheit ihrer Fürſten und Könige noch beſſer zu benutzen wuſten. Man gehe doch heute noch die Länder durch, wo über Verfinſterung und Volksdruck geſeuſzt wird, und höre die Untertanen ſelbſt an, ob ſie nicht faſt immer die Schuld bloſ auf die Rathgeber ihrer Fürſten ſchieben. „Unſer Fürſt wäre wohl gut, heißt's, aber die um ihn ſind, taugen nichts.“ Freilich, traurig genug, wenn Groſſe ſo ſchwach ſind, ſich ſo mißbrauchen zu laſſen; aber — erzieht man ſie auch immer recht? Und — wer iſt alſdann wieder Schuld, wenn ſie nicht gehörig erzogen werden? Sinds nicht auch ſolche Menſchen, die einſt ſelbſt, oder doch in ihren Söhnen, um ſie zu ſein glauben und dadurch ihren Mißbrauch ſich, oder ihren Nachfolgern, erleichtern wollen? Dieſe böſen Höſlinge blaſen dann ihren Regenten, welche ſich von ihnen regiren laſſen, nichts, als Verleumdung, ein. Sie verleumben die Aufklärung und ſpiegeln ſie als umſtürzend für alle Stühle und Thronen vor. Solche Groſſen hören dann auf ſie, glauben aus Zutrauen an ſie, erlaſſen Edikte gegen

gedacht hat, von Andern ausführen zu lassen. 371
gen das Licht, wovon doch Gott sprach — Es werde!
und geben ihnen ihre ganze Gewalt dazu her, es
auszulöschen. Ebenso verleumbden sie auch das Volk.
Sie stellen es als übermüthig, wohllebend und auffä-
sig vor. So lernen solche Fürsten gegen Volksklagen
gleichgültig sein, wohl gar darüber spotten, und unter-
schreiben jedes Project, das sie ihnen zum strengeren
Volkszaume vorlegen. Tritt den Verfinsternern und
Bösewichtern ein Wahrheitsfreund, oder ein Patriot,
in den Weg, so wissen sie bald Kabale gegen ihn zu
machen, die ihnen selten fehlschlägt. Erst wird er an-
geschwärzt, dann von näheren Einflüssen entfernt, dann
in den Ruhestand versetzt, und, wenn er nun noch nicht
Ruhe hält, endlich gar aus dem Lande gewiesen.
Ach — dächten solche Fürsten doch an das Wort —
ihr seid theuer, theuer erkaufte, das Schick-
sal hat unendlichviel an euch gethan, daß es euch gleich
als Fürsten geboren werden lies, werdet nicht der
Menschen Knechte, lasset euch nicht regiren, ihr,
die ihr regiren sollet! So aber ist's auf ieden Fall noch
immer die Frage, ob die Fürstenknechte unter
den Menschen, oder ob die Menschenknechte
unter den Fürsten mehr Unheil für die
Menschheit angerichtet haben. Man könnte
vielleicht den einzigen Fall, den Krieg, ausnehmen,
der oft auf blossen Befehl eines Einzigen das Leben
von Hunderttausenden ganz unnöthigerweise kostet;
wissen wir denn aber wohl, ob dieser erhabene Einzige
aus sich selbst solchen Krieg beschlos, oder ob ihn nicht
seine Minister dazu bestimmten?

Wie im Großen, so im Kleinen. Wie mancher Untergebene studirt seinen Vorgesetzten so aus, daß er mit ihm machen kann, was er will! Es gibt ja ganze Kollegien, wo die Sekretäre und Schreiber Alles in Allem sind. Wie oft war schon der Kammerdiener des geheimen Raths der eigentliche geheime Rath! Wie oft spielte der Stadtfrohne den Bürgermeister! Und — wie seufzten dann Bürger und Bauern darüber, daß der Frohn durch den Bürgermeister, und der Kammerdiener durch den geheimen Rath, so viel Unheil anrichteten! Sogar in Fabriken und Manufakturen, in Kaufmannshäusern und in andern Bürgerhäusern, wo viel Arbeiter und Diener sind, klagen ja die Arbeiter und Diener sehr häufig darüber, daß Einer ihrer Mitarbeiter und Mitdiener den Uebrigen alles Böse anrichte, was ihnen geschieht. „Wenn er unsern Herrn, sprechen sie, nicht eher gegen uns aufhegen kann, so thut ers, wenn er ihm Kaminfeuer macht.“

Wenn Untere die Oberen so zu Werkzeugen der Ausführung ihres ausgedachten Bösen gebrauchen, so werden wohl die Unteren gegen sich selbst unter einander nicht besser machen. Dis läffet sich allerdings erwarten, und so ist dis dann auch in der That unter blossen Mitbürgern sehr oft der Fall. Die Wege, welche dazu eingeschlagen werden, sind so mannigfaltig, daß man sie kaum alle finden kann. Aufhebung ist einer der Hauptwege. Man will Andern übel; so macht man ihnen Feinde. Diese thun ihnen dann aus Rache und Verfolgungssucht das Böse, welches man

ih-

ihnen zubachte. Drohung ist ein ähnlicher Hauptweg. Wenn der Mitbürger dieses oder ienes nicht thun will, so wird ihm zu verstehen gegeben, daß er alsdann diesen oder ienen Zugang verliehre, und daß er auf eigentliche Gefälligkeiten gar nicht mehr rechnen dürfe. Bestechung geht fast noch über iene Wege. Hier benust man die Gewinnsucht, die schwächste Seite des Menschen. Schrecklich werden auf solche Art besonders die Armen gemisbraucht. Es ist nichts Böses zu denken, was nicht schon für Geld ausgeübt worden ist. Für Geld läßt sich der Arme zum Spion gebrauchen; für Geld schlägt er Pasquille an; für Geld tritt er hin und schwört einen falschen Zeugeneid. Es versteht sich, daß dis nicht für allgemein gesagt, anzunehmen sei. Abscheulich aber ist's, wie ein blosser Bürger seine Mitbürger nur dadurch, weil er ein reicher Mann ist, zu seinen Menschenknechten und zu Helfershelfern seiner Bosheit machen kann. Oft lästet man sichs auch nicht einmahl Geld kosten. Benutzung der Einfalt Anderer ist vielleicht der gebahnteste unter allen Wegen, Andere zu Sündendienern für sich zu machen. Man spiegelt ihnen das Böse, das sie thun sollen, als etwas Erlaubtes vor; man geht weiter und erklärt es für recht; man geht noch weiter und bedient sich der Religion, und macht die Ausübung des Bösen zur Sache Gottes. Sogar blosser Gelegenheitsmacheri gehört hieher. Dis ist das verruchte Handwerk, Andern Sünden bequem zu machen, die man selbst gern ausüben möchte. Gemeiniglich fallen diejenigen

hier.

hierauf, welche für dergleichen Sünden nicht mehr geschickt sind, und so suchen sie wenigstens davon zu leben, daß sie Geschickteren, als sie sind, die Ausübung solcher Sünden erleichtern. Ist es zu viel gesagt, m. Br., wenn man spricht — verfluchet solche Häuser, die der Gelegenheitsmacherei gewidmet sind — ?

Auf dis Alles nun, es mögen Obere Untere, oder Untere Obere, oder Obere Obere, oder Untere Untere, zu Werkzeugen der Ausführung ihres Bösen machen, paßt das, was einst Jesus zum Pilatus sprach — der mich dir überantwortet hat, hat größere Sünde. Der Ausdenker des Bösen ist der eigentliche Urheber davon. Ohne ihn hätte es der Ausführer nicht gethan, wäre gar nicht darauf gekommen. Das ausgeführte Böse kommt also größtentheils auf seine Rechnung. Er handelt noch weit menschenfeindlicher, als wenn er Ausdenker und Ausführer seines Bösen zugleich wäre; denn er stiftet nun nicht nur Böses, sondern nimmt auch noch einen Mitsifter an. Er sündigt in zwei Personen und macht seinen Helfershelfer zum Mitschuldigen. Je gewaltsamer, oder ie arglistiger er dabei zu Werke geht — ie mehr er Menschen zu seinen Werkzeugen wählt, die sich aus Einfalt leicht dazu hergeben: desto abscheulicher handelt er. — —

Handelt nicht so, handelt nicht so, m. Br.! Der Allsehende sieht uns durch, wenn wir unser Böses von Andern thun lassen; er sieht uns so hell und klar im tiefsten Hintergrunde, wie er die sieht, welche, von uns gedungen, ganz vornan auf dem Schauplaze
der

der Handlung stehen. Straften uns auch die Richter nicht, weil sie sich in den mehresten Fällen nur an den eigentlich sogenannten Thäter halten können: so würde doch unser Herz seine Stunden haben, in welchen es uns fürchterlicher, als alle Richter, straste. Und die, welche wir zu Werkzeugen gebrauchten, würden uns verfluchen, wenn sie an unsrer Statt gestraft würden, oder sonst ie durch Erwachung ihres Gewissens zu sich selbst kämen. Darum mache ia Keiner von uns einen Andern zu seinem Sündendiener und zum Menschenknecht!

Lasse sich aber auch Keiner von uns zum Sündendiener, zum Menschenknecht und zum Werkzeuge der Bosheit Anderer gebrauchen! Ist auch der Ausdenker des Bösen der Schuldigere, so bleibt doch der Ausführer immer auch ein Schuldiger. Wozu haben wir Vernunft? Weder dazu, daß wir Böses selbst ersinnen, noch dazu, daß wir uns hergeben, Böses, das Andere eronnen, auszurichten. Brauchet also eure Vernunft recht! Setzet euch zugleich über irdischen Gewinn und Verlust weg — beide sind doch wahrlich zu klein für unsterbliche Wesen. Und — machers euch zur unverbrüchlichen Regel, nur nach Pflicht und Gewissen zu handeln, und wenn ihr darüber noch so sehr leiden müßtet.

Man mus Gott mehr gehorchen, als den Menschen. . . Ach, möchte doch dieser Spruch mehr Wahlspruch des Lebens werden, als er es ist! Wären wir nur Alle von unserer höheren Bestimmung, von unserer Bestimmung für die Ewigkeit, recht durch-

drun-

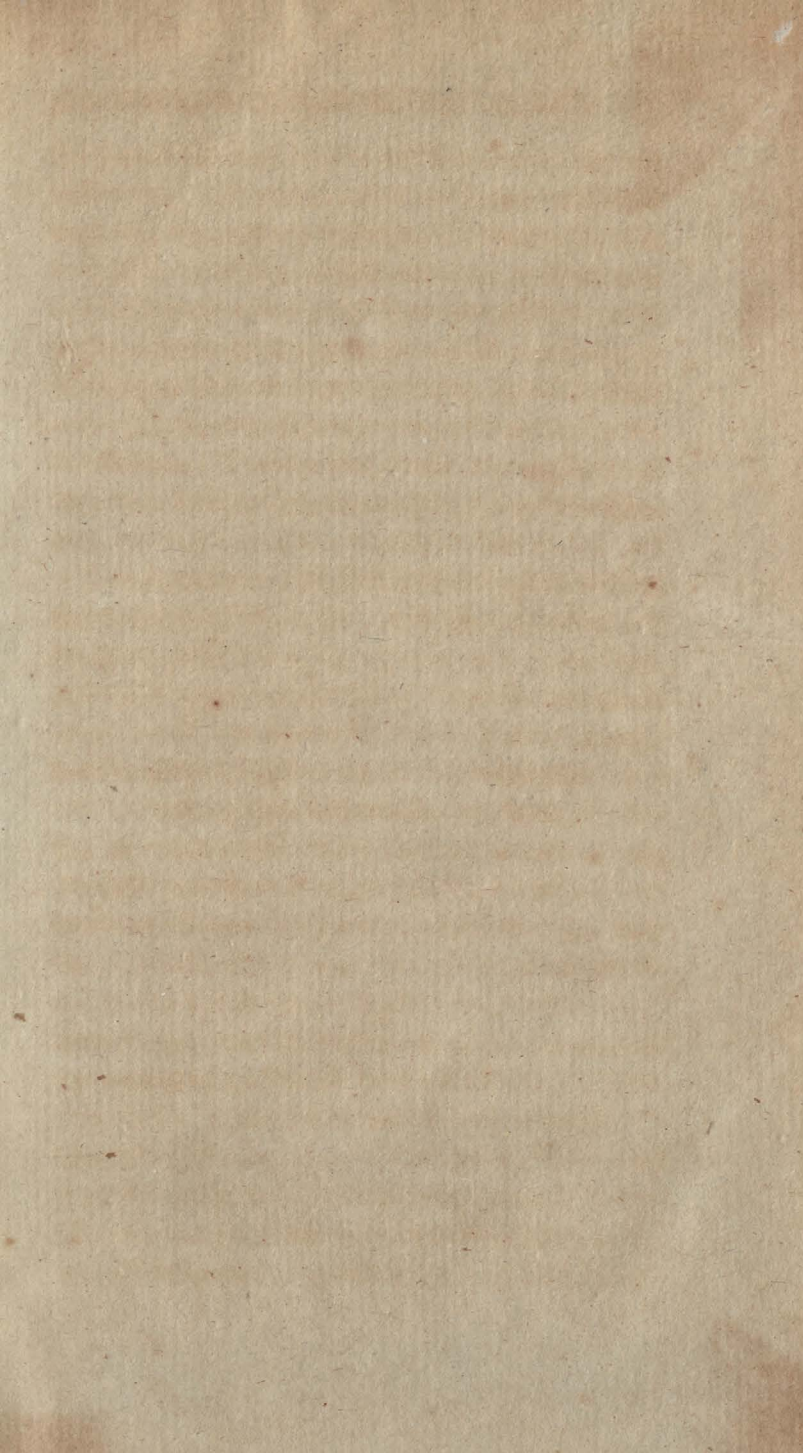
brungen — wir würden uns nie dazu gebrauchen lassen, Werkzeuge Anderer bei ihrem Bösen zu werden! Es hat ja auch Scharfrichter gegeben, die sich ihren eigenen Kopf abschlagen ließen, ehe sie den Kopf eines ihrer Ueberzeugung nach völlig unschuldigen Menschen abschlugen. Was meinen wir zu so einem Scharfrichter? Nicht wahr — er wird vor Millionen Anderer ein Erbe des ewigen Lebens sein?

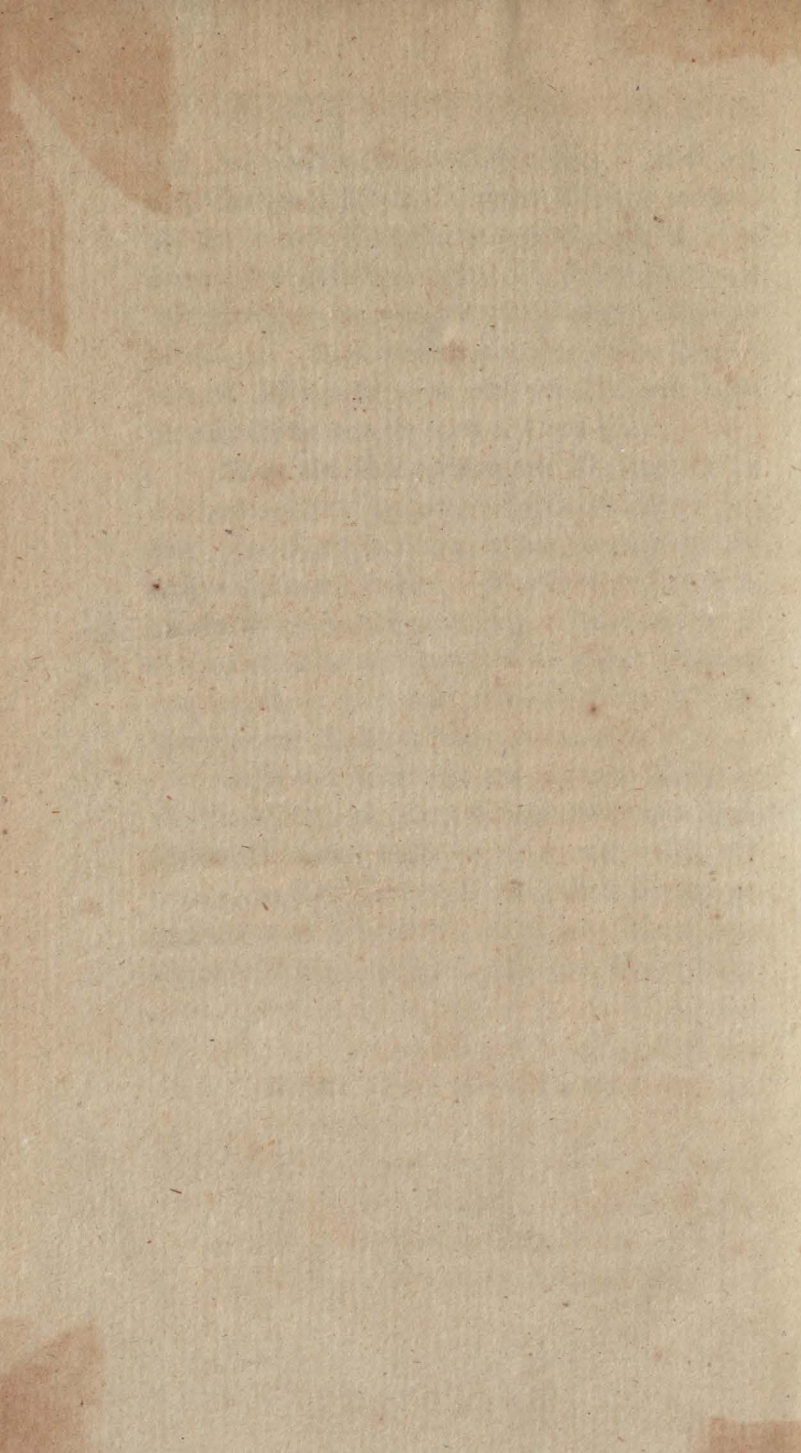
Recht viel Gutes wollen wir Alle ausdenken und dann die Ausführung desselben mit Andern theilen. Zum Guten bewegen, reizen, ermuntern, antreiben wollen wir Andere. Werkzeuge des Guten wollen wir aus ihnen machen. Dann werden sie uns segnen; dann wird ihr Gutes auf unsere Rechnung kommen; dann wird unser Wiederbeisammensein mit ihnen in iener Welt das seligste für uns sein.

Wehe aber Jedem, der uns zu seinem Werkzeuge als Bösewicht, zu seinem Sündendiener und Menschenknecht machen wollte — er sei, wer er sei, und wenn es der Gewaltthätigste wäre! Noch einmahl gesagt und noch tausendmahl gesagt — Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Ende des ersten Theils.







ROTANOX

2014

